This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Auf türkischer Erde

Hugo Grothe

Digitized by Google

Digitized by Google

Goethe

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Auf türkischer Erde

Digitized by Google

Digitized by Google

Auf türkiſcher Erde

Reiſebilder und Studien

von

Hugo Grothe
Dr. phil. et iur.

Mit 22 Abbildungen

Zweite Auflage

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutſche Litteratur
1903

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Dem erlauchten Ehrenpräsidenten

der

Geographischen Gesellschaft

zu

München

Sr. Königlichen Hoheit

Prinz Ludwig von Bayern

in tiefer Ehrerbietung gewidmet

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Ins türkische Sibirien. Eine Wanderung vom Bosporus zum armenischen Hochland	1
Tripolitanien. Landschaftsbilder und Völkertypen	101
Ein Besuch in Benrhasi (Cyrenaika)	180
Ein Streifzug ins tripolitanische Innere	202
Von Konstantinopel ins Herz Kleinasiens. Eine Fahrt auf deutscher Eisenbahn	231
Durch Makedonien und Albanien	304
An deutschem Herd in Transkaukasien	403
Anmerkungen	435

Digitized by Google

Digitized by Google

Ins türkische Sibirien.

Eine Wanderung vom Bosporus zum armenischen Hochland.

Konstantinopel, die schönste Stadt der Welt, kann leicht wie die häßlichste des Erdballs anmuten, wenn die Schleusen des Himmels sich klafterweit öffnen, die strömenden Wasser den lagernden Unrat der Straßen mit sich schwemmen und die Passanten wie schwellende Dungpfützen umsickern und bespritzen. Solche höllischen Augenblicke bereiten dem Konstantinopel-Pilger tiefinnerliche Enttäuschung, wie sie der Stadtverwaltung Herzensfreude bringen, da die lustig plätschernden Wasser sie jeder Straßenreinigung entheben und den hohen, in der „Belidieh"-Behörde schaltenden Efendis die dafür ausgesetzten schönen Piaster in die eigenen Taschen spülen. Und ähnliche Wetterungnaden sind am Goldenen Horn in der kühlen Jahreszeit nicht selten. Selbst der Wonnemonat ist des öftern noch mit dergleichen Sintflutscenen bedacht. Den Deutschen Konstantinopels gilt das Fest der deutschen Schule, das in den Gärten der deutschen Botschaft zu Therapia gewöhnlich Mitte Mai gefeiert

Digitized by Google

wird, als Witterungswende. Und die in schneeweißen Kleidern prangenden Knaben und Mägdlein werden an diesem Tage zumeist noch durch einige Regenschauer gesegnet, ehe der Himmel am Bosporus sein klares sommerliches Gesicht zeigt.

Der 19. Mai 1900, nach mühevoller Überwindung aller Schwierigkeiten, die sich einem nach „verdächtigen" türkischen Provinzen Reisenden dank Intrigue und Schwerfälligkeit entgegenstellen, glücklicher Tag meines Aufbruches nach dem nordarmenischen Hochland, war von der geschilderten, feuchtjämmerlichen Herrlichkeit. Nachdem ich durch einige kordiale Sselams (Begrüßungen auf orientalische Art) und einen mit einem Bakschisch begleiteten Händedruck am Quai zu Galata mein Gepäck aus den Augen der Zollwächter gerettet hatte, brachen über die Barke die vom Nordsturm geschoßartig geschleuderten Regenfluten herein. Die Kaikdjis (Ruderer) hatten arge Arbeit, ehe sie die draußen im Hafen ankernde „Daphne" des Österreichischen Lloyd erreichen konnten. Noch ein Waten durch die fußhohe See, zu dem das Schiffsdeck geworden, dann war der eigene Leib und alles Hab und Gut in behaglicher Kabine in seliger Trockenheit.

Ein nasser Schleier verhüllte die Gelände der Bosporusenge. Bei der Ausfahrt peitschte uns der Wind die Wasser des Schwarzen Meeres mächtig entgegen, und eine große schwarze Wolkenwand, gleichmäßig dunkel, ohne Spalten und ohne Zeichnungen, stand am Abendhimmel, als die „Daphne", von den Wellen gehoben und geschaukelt, mit nordöstlichem

Digitized by Google

Kurse nach Kap Kerembé an der anatolischen Nordküste zu stampfte.

Mehr denn hundert Türken und Griechen waren auf Mittel- und Hinterdeck buchstäblich „verstaut". Ein Zeltdach spannte sich zum notdürftigen Schutze gegen die Nässe über die eng aneinander Gepferchten. Zwischen den Matratzen, aus den Kissen, Decken und Tüchern lugten hier ein ziegelroter Fes, dort ein Paar gelbe Pantoffeln, hier der geblümte Schlafkittel eines bejahrten Türken, dort der blaue Férédjé (Mantel) einer Hanim (Frau) hervor. Und wo ein Angesicht aus dem Kunterbunt sichtbar wurde, da malte sich Angst und blasses Elend darauf. Ein Hódja (Lehrer) mit breitem weißen Turban und langem braunen Talar mahnte zum Gebet, und einige mutige Seelen, welche die Seekrankheit noch nicht mit ihrem ganzen Jammer gepackt hatte, knieten sich hinter ihn. Erst begannen sie die volle Gebetsübung mit Händehebung, Körperbeuge, Niederknien, Berührung des Erdbodens durch Stirn und Hände. Aber das Tanzen des Schiffes störte schnell diese Leibesgymnastik und brachte die Reihen der Gläubigen in bedenkliche Schwankungen. So sprachen sie ihr Gebet kniend. Wenn das Schiff sich tief seitwärts neigte und eine starke über Bord schlagende Woge über ihren Häuptern zerstäubte, wurde das Murmeln um einiges lauter, und drehte der Rosenkranz sich hastiger in ihren Händen.

Am nächsten Morgen standen wir an der Stelle der nordwestlichen Küste Anatoliens, wo sich diese gleich einem gespannten Bogenseil bis gegen Sinope hin ins

Digitized by Google

Meer vorschiebt. Der heftig blasende Nordwind hatte die Wolkenmauer gespalten. Um die Wolkenketten legten sich einige gelbe Sonnenlichter, und auf den Wellenkämmen und der breiten Strandlinie zitterten grell belichtete Streifen. In einer Entfernung von wenigen Meilen längs der Küste lief unsere „Daphne".

Nichts ist genußreicher als eine Seefahrt, bei der man von Deck des Dampfers mit den Augen die wechselnden Gemälde der Küsten umspannt. Bei einer Fußwanderung oder vom Rücken des Pferdes aus genießt man die Ausschnitte der Landschaft nur beschränkt. Vom Meer aus schweift der Blick umfassender, erstreckt sich auf viele Meilen über Strandlinien, Bergzüge, Talspalten, so daß schnell ein Gesamtcharakterbild des Landes sich den Sinnen einprägt.

Fesselnd war auch die Scenerie der nordanatolischen Küste, die sich vor uns aufbaute. Den Hintergrund gaben allzeit die Berge, die hier sich kulissenartig nebeneinander schoben, dort, Rücken an Rücken hängend, in langgestreckten Ketten sich vorwärts bewegten. Bald standen sie als übermächtige Riesen mit trotzigen breiten Häuptern, bald hoben sie sich nur zag und zart gerandet in niedrigen Höhen empor. Ein sattes Grün grüßte von ihren Hängen, über das die Schatten der jagenden Wolken wie schwarze verstümmelte Leiber krochen. Weiße nackte Felsspalten von Zeit zu Zeit, zwischen denen ein Gießbach sein Bett gegraben. Auf einer Bodenschwellung, einer Waldung sich anschmiegend, erschienen weit auseinanderstehende Hütten, deren helle Punkte sich ausnahmen wie die Schafe einer zersprengten

Digitized by Google

Dorfherde. Der Strand klippenreich, von Schaumkränzen umzogen, oder von gelbem Sand überlagert, oder bedeckt von dichtem Busch- und Schlingwerk, über das sich schwere Fieberdünste breiten.

Unsere Reisekameradschaft ist an Zahl gering, aber so zusammengewürfelt wie möglich. Sie zählt einen französischen Baron, der die Jagdgründe des Kaukasus unsicher machen will und dessen Troß aus Ehefrau, Diener, Kammerjungfer, drei Rassehunden und einer Wankatze besteht; einen türkischen Pascha deutschen Geblüts, höheren Militärarzt, der im Hinterland von Ineboli, in Kastamuni, einen sanitären Auftrag erfüllen soll. In jenen Gebieten hat eine gewisse Krankheit dermaßen überhand genommen, daß dreißig Prozent der Neugeborenen mit ihr behaftet zur Welt kommen. Vier jüngere Militärärzte waren beordnet worden, B.-Pascha auf seiner Sendung zu begleiten, aber nur einer stellte sich ein. Barschaft zur Ausführung der Reise war ihnen nicht ausbezahlt worden, und seit fünf Monaten hatten sie keinen Piaster ihres Soldes gesehen. Weiterhin befand sich als Reisegefährte „in primo posto" — auf den Schiffen des Österreichischen Lloyd hat das italienische Element vom Kapitän bis zum Koch und die italienische Sprache fast ausschließlich Herrschaft — ein biederer Schwyzer, der als Reisender einer Fabrik von Maschinen für Mühlenindustrie die nordkleinasiatischen Städte zu beglücken gedachte. Das orientalische Element war durch einen jungen, nach neuester Mode gekleideten Armenier vertreten, der in Paris und Genf, wie er behauptete, sich des Studiums der Heilkunde

Digitized by Google

befleißigt hatte und zum Vergnügen, wie er sagte, spazieren fuhr.

Der erste Hafen, den wir anlaufen, ist Ineboli. Von Hafenanlagen wird allerdings nur ein anderthalbhundert Meter langer, halbverfallener Damm sichtbar, über dessen gelöste Quadern sich in aller Gemütlichkeit die Wellen werfen. Das Städtchen Ineboli spielt mit den Reisenden, die es von Bord mustern wollen, arg Versteckens. In dem Hohlkessel, den mehrere, grün überwucherte, majestätische Bergkegel bilden, liegt es und klettert an verschiedenen Seiten die zwischen den Höhen laufenden Einsenkungen hinauf. Ein niederer Hügel mit breitem Rücken schließt die Hohle gleich einem Querriegel gegen das Meer ab. Nur durch einen Talspalt erscheint uns kurze Zeit das Häuseridyll Inebolis, dann bieten sich dem Auge nur die wenigen terrassenartig aufsteigenden sauberen Häuschen des Querhügels.

Noch immer furchte ein heftiger Nord das Meer. Bei dem hohen Seegang wurden die großen Leichterkähne wie Nußschalen auf und nieder geworfen, so daß ein Ausladen der Waren ein Ding der Unmöglichkeit war. Nur mit Aufwand wahrer Seiltänzerkunst vermochte unser Medizinpascha, der keineswegs eine achttägige Landreise von Samsun nach Kastamuni statt der zweitägigen Wegstrecke von Ineboli aus zu unternehmen Lust empfand, die Stufen der Schiffstreppe hinabzusteigen und mit raschem, wohlgewähltem Sprung die jäh tanzende kleine Barke zu erreichen.

Als in später Nachmittagsstunde sich blaue Felder am Himmel bildeten und starke goldene Lichter die

Digitized by Google

Küste umleuchteten, traten die dunklen Bergreihen des Kap Indjé Burun hervor, zu deren Füßen sich die Reste des einst so berühmten Sinope betten. Wie durch wundermächtige Hand beschwichtigt, legten sich nun die Wogen, schwieg der rauhe Nord. Schroff ist bei Indjé Burun zumeist der Umschlag der Atmosphäre, da dieses die Grenze der beiden nordkleinasiatischen Küstenzonen darstellten. Wir gleiten fühlbar in das wärmere Gebiet des nordostanatolischen Gestades. Ein Sternbild nach dem anderen bricht durch die Wolkenbänke, und in sanfter rhythmischer Bewegung steuert unser Dampfer jetzt seines Weges.

Das Rasseln der Ankerketten schreckte mich auf, als die erste Morgendämmerung über den Himmel schlich. Wir lagen in der Bai von Samsun. Von zarten Wolkenschleiern übersponnen, bot die Stadt ein Bild schlummernden Friedens. Allmählich riß der Nebel und hob sich zu den Hügeln, welche den Ort wie die Wände eines Amphitheaters umfassen. Von einer Anhöhe zum Meere hinunter streckt sich der Stadtkörper und dehnt seine Arme nach beiden Seiten längs des Strandes. Keine bestrickende Eigenart zeigt das Gesamtgemälde, aber eine bürgerliche Behaglichkeit, eine bescheidene Anmut.

Ein Gehirn, das sich im Beobachten geübt hat, ist wie eine photographische Camera; Momentbilder über Momentbilder entstehen bei einer Wanderung in fremden Zonen, die auf viele Jahre hinaus haften, oft sogar unauslöschlich bleiben. Die Merkwürdigkeiten, die man bei Durchpilgerung von Samsun festhält, sind gar

Digitized by Google

mannigfach: breite Basarstraßen, von hohen Platanen und Akazien beschattet, saubere Plätze mit rieselnden Brunnen geziert und umzogen von belebten Café-häusern; in den Hauptstraßen massive, wohlgetünchte Bauten mit luftigen Erkern und dicht daneben Gebäude, bei denen die Hälfte des schmutzigen Lehmputzes abgebröckelt ist und das Holzstabgerippe des türkischen Wohnhauses enthüllt wird; Lorbeer, Buchsbaum, hellrote Oleanderrosen in den Hecken, Syringen und persische Lilien in den Gärten von Elias- und Kadiköi, den Dörfern, die auf dem Hügel im Rücken der Stadt lagern; die schön gewölbte Kuppel der neuen griechischen Kirche und ihre nüchternen Außenwände, auf denen in einem groß eingelassenen Wappen der russische Adler seine Krallen zeigt; tiefe, nach der Straße offene Warenspeicher, in denen schwere Säcke mit Getreide, der Ernte des Samsuner Hinterlandes, und viereckige durch Stäbe gehaltene Ballen mit Tabakblättern, dem Ertrage der von Samsun viele Meilen ins Land und längs der Küste laufenden Tabakpflanzungen, hoch aufgestapelt lagern; die düsteren, staubgefüllten Arbeitssäle der Samsuner Tabakfabrik, die wir besuchten; die affenartige Behendigkeit der unermüdlich schaffenden Griechen- und Armenierkinder, denen das Füllen und Schließen der kleinen Tabakpakete obliegt.

Unser armenischer Gigerl, für einen Menschenkenner die Unbedeutendheit und Harmlosigkeit in Person, war auf der Landungsbrücke vom Offizier der Paßwache merkwürdig scharf ins Auge gefaßt worden. Ich hörte, wie ein Barkenführer die Weisung erhielt, ihm auf

Digitized by Google

seinen Wegen zu folgen. Monsieur X-ian (ein armenischer Name ohne ian-Endung ist mir selten vorgekommen) wanderte beharrlich an meiner Seite durch die Straßen, mit aller Liebenswürdigkeit mir über alles Wissenswerte Auskunft gebend, und mit dankenswerter Plumpheit, durchaus nicht nach Art eines Geheimpolizisten, trottete der türkische Barcarole in Abstand einiger Schritte hinter uns her. Endlich wagte der in Ängsten schwitzende Monsieur X. die Bitte, meine beabsichtigten Besuche zu den seinigen machen zu dürfen, um dem lästigen Nachtreter auf irgend eine Weise zu entschlüpfen. Er wünsche, einem hier ansässigen Armenier Grüße von seiner in Konstantinopel erkrankten Frau zu überbringen, und wolle nicht, daß bei dem Argwohn, der infolge Zusammentreffens eines auf Reisen befindlichen Armeniers mit einem Rassegenossen in den Türken jedesmal wach werde, jener bei den Ortsbehörden in Verdacht komme. Wir besuchten das Lagergewölbe eines mir empfohlenen griechischen Händlers, in dem die prächtigsten Sorten der in den Pflanzungen von Basra aufgekauften rötlichen Tabakblätter aufgeschichtet waren, und verließen es durch einen nach einer Seitenstraße führenden Ausgang. Als ich nach Verlauf etlicher Stunden wieder jene Basarstraße entlang spazierte, stand unser Bootsmann noch getreulich vor dem Magazin Wache.

Gegen sechs Uhr abends mahnte die Dampfpfeife der „Daphne" zum Einboten. Da jedoch noch ein halbes Dutzend Leichter zu seiten des Schiffes der Entladung wartete, hatte es mit der Abfahrt noch gute

Digitized by Google

Weile. Mein Armenier nahm an Bord Gelegenheit, von der Intelligenz der niederen türkischen Polizeibeamten manche Humoreske aufzutischen. Ein Loblied zu Ehren des Bezirksgouverneurs von Samsun schloß sich an, der zur Zeit der armenischen Unruhen mit Gefahr des eigenen Kopfes die Sicherheit aufrecht erhalten habe.

Die Abendschatten deckten schon die Stadt, und noch lagen wir im Hafen. Höher und höher schlugen wieder die Wellen. Von den Klippen des westlichen Vorgebirges her drang das Rauschen der Brandung, die sich über die Trümmer des einst dem alten Amisus dienenden Dammes wälzte. Als wolle sie an verklungene große Zeiten mahnen, entschlafene Helden und Völker, die einst dieses Gestade belebten, zu neuen Taten wachrufen, so pocht und rüttelt die See an der Brüstung des Landes.

Gestalten über Gestalten steigen in meiner Erinnerung empor. Die „Argo" kämpft auf der Eroberungsfahrt nach Kolchis mit den Wogen und wird nach dem Ufer getrieben, wo wehrhafte Amazonen sich zum Kampfe gegen die abenteuerlichen, zur Eroberung des heiligen Vließes ziehenden griechischen Helden rüsten. Blumengeschmückte Priesterinnen der Kybele ziehen längs des pontischen Strandes in wilden Prozessionen und locken die Menge zu orgiastischem Taumel. Opferfeuer flammen auf, genährt von hellenischen Einwanderern. Durch die Straßen seiner Vaterstadt Sinope wandelt der asketische Cyniker Diogenes. Und ein anderer Asiate, auf gleicher Scholle geboren, aber schnelleren Blutes, von anderer

Digitized by Google

urwüchsiger Kraft, ein Mann, unbändig stark an Willen und Sinnenlust, der echte kampfes- und blutdürstige orientalische Despot: Mithridates schreitet im Zuge der ehemaligen Heroen des Pontus. Lucullus und Pompejus erscheinen mit ihren Legionen, die Küstenstädte Heraklea Ponti und Amisus einäschernd. Römische Kolonisten bringen neues Leben und neue Gesittung. Genuesische Galeeren durchfurchen den Pontus Euxinus und senden ihre Karawanen weit ins Innere. Und zuletzt, von Fackeln der Verwüstung und des Todes umleuchtet, die Schwerter eines Mohammed des Eroberers, eines Selim des Großen.

Und den heutigen Bewohnern, bringt ihnen die Kunde von den versunkenen Zeiten ihrer Schollen zu Ohren? Sie bepflanzen ihre Gärten, bebauen ihre Felder, treiben ihren spärlichen Handel, halten ihren Kêf und träumen ins Blaue. Fragt und forscht man bei ihnen nach Merkmalen verflossener Ära, so zucken sie gleichgültig mit den Achseln und geben ein bilmem („ich weiß nicht") zum Bescheid. Der Grieche, der Armenier, der Jude, der Türke jener Gegenden, was schiert ihn das Gestern, was kümmert ihn das Morgen, ihm gilt nichts als das Heute!

* * *

Den fünf oder sechs Hammals (Lastträgern), die im Zollhaus mit barbarischem Eifer über meine Koffer und Kisten herfielen und im schönsten Trab die in Schlangenlinien sich emporwindende Hafenstraße hinaufkeuchten, einigermaßen zu folgen und sie im Auge zu behalten, hatte ich redliche Mühe. Erst vor dem Hotel

Digitized by Google

Marengo, der in Trapezunt einzigen Unterkunftsstätte europäischen Namens, machten sie Halt, stapelten meine Sachen pyramidenförmig auf und warteten meiner, sich die Schweißperlen unter Seufzern von der Stirn wischend, um mein Herz für einen guten Bakschisch weich zu machen. Madame Marengo, eine Levantinerin von einnehmender Üppigkeit, empfing mich, umgeben von drei pechrabenschwarzgelockten, jugendlichen Töchtern, pries mein Glück, daß ich das einzig vorhandene vornehme Gastzimmer zufällig ohne Bewohner gefunden hätte, und sprach in beredten Sätzen die Hoffnung aus, ich werde recht lange unter ihrem Dache weilen. In dem stillen Wunsche, daß letzteres nur kurze Zeit der Fall sein möchte, nahm ich von dem mir überwiesenen behaglich einfachen Raume Besitz, für den die gütige Wirtin mir samt Zehrung „nur" fünfzehn Franken für den Tag zu rechnen versprach!

So war ich denn in Trapezunt, dem eigentlichen Ausgangspunkt meiner Tour ins nordarmenische Hochland. Hier stand für meine an Freuden und Fährlichkeiten voraussichtlich reiche Wanderung die ganze langwierige, ermüdende Arbeit bevor, die, glücklich geführt, dem Forschungsreisenden stets ein gutes Teil des Erfolges sichert: das Ergänzen der Marschausrüstung, die Besuche bei den türkischen Provinzialbehörden und ihre Gewinnung, der Kauf der Pack- und Reittiere, das Heuern eines des Türkischen, Griechischen, Armenischen und Kurdischen mächtigen Dragomans, eines verläßlichen „Katyrdji" (Pferdetreibers) und anderes mehr. Wer den Orient kennt, weiß sehr wohl, daß bei Abwicke-

Digitized by Google

lung derartiger Geschäfte mehr denn irgendwo der Grundsatz herrschen muß „Eile mit Weile"! Sich schnell zum Abschluß eines Handels zu entschließen, ist etwas, das sich mit dem Wesen eines Orientalen schwer vereinbart. Wird er gewahr, daß Eile sich seinem Kontrahenten als Notwendigkeit darstellt, so fordert er in starrköpfigster Art das Dreifache dessen, was ein Gegenstand nach ortsüblichem Kurse wert ist. Wer also nicht mit der Geldkatze eines englischen Lords reist, wird zur Wohlfahrt seiner Börse sich am besten mit der ganzen Gleichgültigkeit des Orientalen wappnen.

Die Fensterläden meines Zimmers schlug ich auseinander. Ein Duft von Rosen- und Granatblüten strömte mir entgegen. In dem Gärtchen vor dem Hause einträchtig nebeneinander die Kinder verschiedener Zonen: Apfelbäume neben Orangenbüschen und Feigen. Ein Mandelbaum hatte seine roten Blüten über den Kies gestreut. Um die Mauern rankten sich wild verschlungen Epheu und Wein. Und auf allen Erdterrassen, die zum Hafen niedersteigen, ähnlich grüne Gartenflächen, die sich um die sauberen Giebeldachhäuser lagern. Mir kam die enthusiastische Schilderung in den Sinn, die Kardinal Bessarion von Trapezunt zur Zeit der höchsten Blüte seiner Vaterstadt gibt. „Ein Paradies mit jeglichen Schätzen der Erde" erschien ihm die Königin des Pontus. Und auch heute mutet sein üppiges Gartenland wie ein Stück Eden an.

Den Bereich des alten Trapezunt[1]) aus dem heutigen Stadtbild herauszuschälen, wird bei oberflächlicher Durchpilgerung kaum möglich. Manches Ganges durch ver-

Digitized by Google

ließartige Gassen, über öde Kirchhöfe, manche Kletterpartie über verfallene Gemäuer, durch das Gestrüpp enger Talspalten, über die Gartenfelder schmaler Hänge bedurfte es, ehe ich an der Hand der Architekturen eine leidliche Vorstellung des einstigen Werdens und Wachsens der Stadt gewinnen konnte, ehe mir eine Skizzierung der Stadtteile und des Laufes der Hauptverkehrsadern gelungen war. Kaum an einem zweiten Platze gibt sich das Terrain eines Häuserfeldes so verschieden gestaltet, wird es dermaßen durch Felsen, Taleinrisse und Senkungen in einzelne Teile zerlegt.

Eine weite Fläche decken die weißen Häuserpunkte, wenn man, in die Bucht einfahrend, vom Meer aus Trapezunt in seiner Gesamtausdehnung überblickt. Eine breite Felsrippe, tafelförmig gebildet, nach der See zu steil abfallend, trägt die Mittelstadt. Nach Westen zu steigen die Häuserreihen sanft hernieder und dehnen sich noch ein gutes Stück weiter gen Westen in einem immer schmaler werdenden Bande den Strand entlang. Jäher ist die Abschrägung nach Osten. Terrassenförmig stellen sich hier die Baulichkeiten auf bis zur Querwand eines steilen Felsens, des Bos-tepe (d. i. „grauer Hügel"), desselben, auf dem die Zehntausend nach ihrem ruhmvollen Durchbruch durch ganz Kleinasien, angesichts des Meeres auf glückliche Heimkehr bauend, dereinst lagerten. Im Hintergrunde erscheinen buckelartige Schwellungen mäßiger Höhe, auf denen die Häusermasse sich in zierliche Villeggiaturen auflöst. Die Höhen wachsen allmählich zu starken, von Grün überwucherten Kegeln, und in der Ferne stehen wie finstere Wälle die schwarzen

Digitized by Google

Ketten der lasischen Alpen, von einem feinen, weißen Schneebande überzogen. Eine Fülle von Farbentönen ist diesem Panorama eingezeichnet. Jede Nuance des Grün glänzt inmitten der Häuserlinien wie auf den Hügeln, vom Schwarzgrün der schlanken Cypresse bis zum Hellgrün der dicht gewachsenen Haselnußsträucher. Grau flimmern die nackten Steinfelder des Bos-tepe, braun einzelne Klippen und Schründe, und das Ganze steht in der blauen Umrahmung von Himmel und Meer.

Auf dem Mittelplateau baute sich das antike Trapezunt auf, aus ihm schob sich südwärts weiter und weiter die mittelalterliche Festungsstadt heraus. Im Süden schmal und erhoben, nach der See zu sich nach beiden Seiten hin senkend und erweiternd, zwiefach seitlich umschlossen von tief eingerissenen Talspalten, im Süden etwa fünfzehn Meter mit dem höheren Rand der Trapezunt umfassenden Berge zusammenhängend, hat die Felsplatte eine prächtige Verteidigungslage. Man begreift, daß vermöge solcher trapezförmigen Gestaltung des Stadtplans der Name Trapezunt als von trapezus sich herleitend gedeutet wurde. An den Rand der östlichen und westlichen Abstürze schmiegen sich hohe, meterdicke Mauern byzantinischer Konstruktion, mit breiten Ecktürmen und Schießscharten bewehrt. Auf der nackenartigen südlichen Erhebung, welche die beiden nach den rückwärtigen Bergen zu in schräger Neigung zu einander aufwärts steigenden Schluchten trennt, thront die ehrwürdige, mit mächtigen Wällen beschirmte Citadelle, aus welcher hoch und weit der Kaiserpalast herauswuchs. Einzelne Steinblöcke des Mauergefüges weisen auf vor-

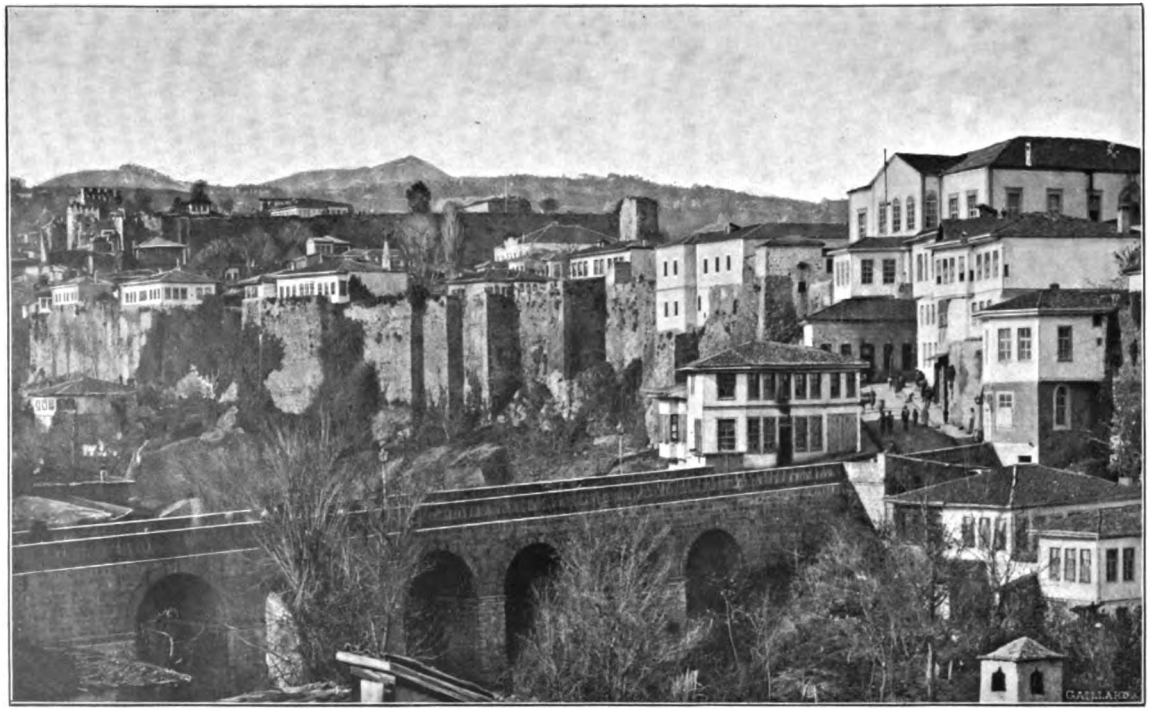
Digitized by Google

christliches Alter. Von Justinian wissen wir, daß er einen Neubau des Kastells anordnete. Auch der Aquädukt, der den westlichen Talspalt heute noch überbrückt, hat diesen großen Kaiser zum Erbauer.

Eine mittelalterliche Romantik liegt über diesen Resten ehemaliger Herrlichkeit ausgebreitet. Die Türme des Festungsgürtels sind geborsten. Die Wurzeln starker Olivenbäume haben Stein über Stein des Wallwerks auseinandergesprengt. Dichte Epheuguirlanden klimmen an den Ruinen empor, wie um mit ihren hundert Armen die morsche Größe zusammenzuhalten. Moos und zahlreiche kleine Pflänzchen kriechen über niedergestürzte Quadern und breiten einen lebendigen Teppich über das bröckelnde Gestein. Lorbeer und wilde Rosen überwuchern die Festungsgräben. Menschliche Behausungen, Stücke des Walles zum Fundament nehmend, haben an manchen Stellen Bresche in den Mauerring gelegt.

Alle diese Scenerien tragen eine Art geheimnisvollen Zaubers, der den einstigen Glanz, die einstige schwelgerische Macht, wie sie Trapezunt vornehmlich unter der Dynastie der Komnenen kennzeichnete, vor den Augen des Beschauers auferstehen läßt. Was man in den Grenzen des Kaiserreiches vom Thermodon bis zum Phasis auf Feldern und in den Gärten, auf den Bergen und in ihrem Schoße gewann, was an Kostbarkeiten aus Persien und vom fernen Indien von handelskühnen Genuesen herbeigebracht wurde, floß auf den Markt der Residenz. In goldenem Palast thronten die Komnenen, umgeben von einer Schar serviler Höf-

Digitized by Google



Zu Seite 15. **Trapezunt.**

Digitized by Google

Digitized by Google

linge. Prunkvolle Kirchenprozessionen wogten durch die Straßen, nächtliche Orgien tobten in den Blütennischen der Gärten, während rings umher auf asiatischer Scholle eine blutige Schlacht nach der anderen geschlagen wurde. Und der Taumel währte, bis Mohammed der Eroberer sein Schwert auch über die pontische Kaiserstadt zückte, Feuer in die von Gold und Seide strotzenden Paläste warf und die schönen, lasterhaften trapezuntischen Prinzessinnen unter dem Beile des Henkers verbluten ließ.

* * *

Das Bild des trapezuntischen Volkslebens ist von dem der übrigen Städte der nordkleinasiatischen Küste durchaus verschieden. Einesteils treten die Rassen hinsichtlich ihrer Gebräuche und Anschauungen selbstbewußter und bestimmter hervor, andererseits mischen sich neue Erscheinungen unter die sonst herrschenden Typen der Türken, Griechen und Armenier, nämlich Lasen und Perser.

Einwanderer aus der miletischen Kolonie Sinope waren es, die Trapezunt schufen und die hier bestehende, vielleicht schon aus assyrischer Zeit stammende Siedelung bald zu einem wichtigen Handelsemporium hoben. Noch heute zeigt sich das griechische Element im Handel gleich mächtig wie das armenische, hat diesem infolge der Unruhen und der starken Auswanderung nach dem Kaukasus scheinbar sogar die erste Stellung abgewonnen. Was die Griechen Trapezunts kennzeichnet, ist ihr reger Verkehr mit dem Mutterland. Das Streben, die vaterländische Gesittung und Bildung — so ärmlich dieselbe

Digitized by Google

auch, mit europäischem Maßstabe gemessen, sein mag — nach Möglichkeit in ihre Heimat zu verpflanzen, verleiht ihnen eine gewisse Geschlossenheit. Das Gefühl sicheren Rückhaltes zu einander steigert sich allerdings des öfteren auch zur Überhebung. Nicht minder stärkt die griechisch-katholische Geistlichkeit ihre Widerstandsfähigkeit. So werden Familienereignisse mit denkbarer Wichtigkeit und äußerstem Aufwand begangen und so an die Öffentlichkeit gezogen; Kirchenfeste spielen sich mit ostentativem Prunk und Fanatismus ab. Der Gemeinsinn ferner tut sich hier wie an wenig anderen Mittelpunkten griechischen Stammes durch Errichtung wohltätiger Stiftungen, Unterstützung von Hospitälern und Schulen in achtenswerter Weise kund. Kein Wunder also, wenn durch solche Umstände begünstigt, das Griechentum neben den übrigen Bevölkerungsteilen Trapezunts an Boden gewinnt.

Das Armeniertum ist in Trapezunt recht kleinlaut geworden. Die Metzeleien im Jahre 1896 haben es bedenklich eingeschüchtert. Die Zahl der Armenier, deren man vor den Unruhen in Trapezunt über 8000 zählte, sank auf 5000. Sie bilden also gegenüber einer Stadtbevölkerung von ungefähr 35000 Seelen, darunter 10000 Türken, 12000 Griechen und gegen 6000 Lasen keinen sonderlich starken Bruchteil. Ihr Leben haben bei dem Gemetzel, das nur etwa vierundzwanzig Stunden währte und wenige Stunden nach Eintreffen der Nachricht von den Konstantinopeler Ereignissen plötzlich zum Ausbruch kam, nicht mehr denn 500 eingebüßt. Ihren erheblichen numerischen Rückgang hat man der Aus-

Digitized by Google

wanderung nach russischen Gebieten zuzuschreiben. Die armenischen Kaufleute hatten unstreitig in jenem Jahre schwere Verluste zu beklagen, was eine starke Rückwirkung auf den Handelsverkehr ausübte. Doch haben sie darum nichts von der angestammten Zähigkeit eingebüßt. Mit fieberhaftem Eifer arbeiten sie auf neuen Wohlstand hin, suchen wiederum mit aller Geschmeidigkeit die Fäden jeder finanziellen Regsamkeit in ihre Hände zu bekommen. Und eines Tages verursacht ihre soziale Machtstellung eine neue Empörung der fanatischen Volkshaufen und führt zu einer abermaligen brutalen Blutabzapfung.

Ursprünglicher, von mehr elementar barbarischer Kraft in Haltung und Gebärde und von höherem körperlichen Wohlmaß als Griechen und Armenier sind die Typen vom Volksstamm der Lasen, deren Gestalten dem Wandernden auf Straßen und Plätzen zahlreich entgegentreten.

Als Lastträger und Bediente verdingen sie sich in der Stadt, als Hirten treiben sie Pferde, Kühe und Ziegen auf die nahen Wiesen und Bergmatten, von den umliegenden Dörfern bringen sie hoch zu Pferd, auf schwer gefüllten Körben sitzend, die Erzeugnisse ihrer Felder zum Verkauf.

Ihre Körpererscheinung, ihr Gesichtstypus verrät die kaukasische Abstammung. Die gesamten Küstenhänge und die unwirtlichen Gebirgstäler der lasischen Alpen von Trapezunt bis Batum sind von ihnen bewohnt. Im zehnten nachchristlichen Jahrhundert waren ihre Stämme zu einem einheitlichen Reiche vereinigt. Als dessen

Digitized by Google

wachsende Macht mit dem von Süden her sich ausbreitenden armenischen Königtum zusammenstieß, unterlag es dem damals disziplinierten und kriegsgeübten Heere der Armenier. So zerfiel es wieder in Hunderte von Landstreifen unter stolzen gewalttätigen Talfürsten, bis die Türkei zu Anfang dieses Jahrhunderts in lange währenden stetigen Kämpfen die Unterwerfung der Lasen unternahm. Doch nur dem Namen nach sind die Türken auch heute Herren jenes wilden Berglandes. Von keiner Obrigkeit behindert, befehden sich dort ganze Dörfer, liegen jahrelang einzelne Geschlechter in Blutrache.

Ihre Kampfbereitschaft, ihre Geübtheit mit jeder Waffe geht schon aus ihrem Kostüm hervor, das gleich dem der Tscherkessen und Georgier mit dolchgespicktem breiten Gürtel, mit langen, über die Brust hängenden Patronenschnüren bewehrt ist. Die ganze Tracht der Lasen hat gleich der des Albanesen etwas Prahlerisches, zugleich Kühnes, ja Herausforderndes: straff anliegende, mit Bordierungen verzierte Beinkleider, knapp geschnittene kecke Jacke, dunkelfarbiges langes Tuch, der sogenannte „Baschlik", der turbanartig so um Stirn und Hinterkopf geschlungen wird, daß die beiden Enden rechts und links phantastisch herniederhängen. Fanatisch, obwohl die Mehrzahl erst in diesem Jahrhundert zum Islam überg leicht aufwallend, mit tollem Wagemut begabt, sind die Lasen alles andere als lammfromme Untertanen. Sie erschienen bei jedem Aufstand, bei jeder aufkeimenden Unruhe sofort mittätig auf der Stelle und sind die Schreckenskinder der türkischen Behörden.

Keineswegs jedoch sind die Bewohner Lasistans ver-

Digitized by Google

möge ihres angeborenen Banditentalents allein von niedrigen Instinkten beherrscht! Fälschlich auch schreibt man ihnen Faulheit, Brutalität gegen das weibliche Geschlecht und andere Häßlichkeiten zu. Der Türke freilich betrachtet den Lasen wie jeden anderen seiner Rasse nicht Angehörigen in seinem gehobenen Selbstgefühl mit schnöder Verachtung. Ihm gilt der Spottvers:

„haywanin en ascha' asi kas dir,
inssanin en ascha' asi las dir."
(„Der Tiere niedrigstes ist die Gans,
Der Menschen niedrigster aber der Lase.")

* * *

Den zehnfachen Teil des Raumes, den die alte Griechenansiedelung und spätere Byzantinerfeste faßt, nimmt das heutige Trapezunt ein. Die massiven Wälle sind an den meisten Stellen noch unversehrt, ihre breiten Steinquadern lagern noch, aber wenig kriegerisch; haltlos und harmlos bietet sich ihr Anblick. Friedliche Wohngebäude stehen auf manchem Teil der Wälle, ja einzelne haben die Mauerführung derselben und ihre Zinnen zum Hausfundament selbst, sind also fest mit ihnen verkittet. Die Tiefe der Festungsgräben ist mit Weiden und Pappelhainen, mit Gemüsegärten und menschlichen Behausungen ausgefüllt. Über die einst peinlich abgesperrten Schluchten führen heute zwei stattliche Brücken.

Kunstreste aus der Zeit der Komnenen, der Epoche des mittelalterlichen Glanzes und Reichtums, sind nicht viel zu entdecken. Die aus schwarzen Steinblöcken gebauten Grabmonumente im Westen der Stadt, große

Digitized by Google

Kuppeln, die von vier offenen Rundbogen getragen werden, in ihrem Stil an persische Obelisken erinnernd, mögen im 15. oder 16. Jahrhundert entstanden sein. Reich sind die Überbleibsel aus altbyzantinischer Zeit. Selbst in ihrer Verunstaltung durch die mohammedanischen Eroberer zeigen sie sich noch als bemerkenswerte Denkmäler.

An den Wällen selbst zeigen sich noch manche Spuren ehemaliger architektonischer Betätigung. Freskenbruchstücke finden sich noch an der inneren Umwallung in der Nähe des Kastells. Ein außerhalb des großen Walles im westlichen Teile der Stadt stehender Festungsturm wie manche Blöcke des Kastells weisen griechische Inschriften auf. Leidlich erhalten sind die Freskomalereien im griechischen Kloster Panagia Theotokus, das dem westlichen oberen Hang des Bos-tepe eingebaut ist. Die Porträts des Kaiser Alexius III., der Mutter Irene und der Kaiserin Theodora, von denen Texier und Pullan in ihrem Werke über byzantinische Architektur sprechen, sind verschwunden, wahrscheinlich gelegentlich einer Restaurierung des Klosters vor etwa sechzig Jahren. Charakteristisch aber sind die noch vorhandenen Malereien des Vestibüls, welche die Geschichte der Menschheit und des Heilandes darstellen und von einer groben, aber mit ursprünglicher Phantasie arbeitenden Künstlerhand zeugen.

Was an Moscheen existiert, sind meist Umformungen christlicher Gotteshäuser. So die Djama Ortahissar, die einstige, der Chrysokephalus Panagia, der „Jungfrau mit dem goldenen Haupte", geweihte Kirche aus den

Digitized by Google

Regierungsjahren Justinians. Vier hölzerne Säulen, ein schmales Vordach tragend, und zwischen sich ein braunes Holzgitter führend, sowie die grobe Bemalung der Vorderwand geben ihrem Äußeren ein Bild architektonischer Armut. Das in seinen Grundzügen unangetastete Innere, die hochgewölbte Kuppel, die doppelten Emporien mit ihren Säulengalerien, spricht noch lebhaft von der Bedeutung dieses Denkmals altchristlicher Architektur. Weniger verunstaltet ist die Aja Sofia, westlich außerhalb der Stadt in idyllischer Ruhe in der Nähe des Meeresufers gelegen. Groß und doch gefällig sind ihre Proportionen. Anmutig erscheint das Westportal mit seinen zwei zierlichen korinthischen Säulen. Eigentümlich giebt sich die Südfassade. Im bunten barbarischen Durcheinander sind über dem gemauerten Rundbogen eine Reihe Reliefiguren eingelassen. Schreiende Farben bedecken die Innenwände und übertünchen die ehemaligen Fresken, unter denen ein Brustbild des Komnenen Manuel II., ihres Erbauers, genannt wird. Ein Bauwerk von hohem Alter, dessen Entstehung auf das achte nachchristliche Jahrhundert zurückreichen mag, dürfte die heute innen verfallene, östlich außerhalb der Wallmauer im Griechenquartier Aja Basil befindliche „Kirche der heiligen Anna" sein. Der Eingang des niedrigen, mit einer Kuppel bedachten, viereckigen Bauwerks ist vermauert, und über einer niederen Tür ruht, eingefügt in den fast ohne Mörtel gelegten Steinquadern, ein großer Marmorblock mit einer römischen Reliefarbeit, welche eine ruhende Frauengestalt, — mit der auf der Rechten sitzenden Taube als Friedenskünderin

Digitized by Google

wirkend —, und neben ihr einen über sie wachenden Krieger mit Lanze und Schild darstellt. Wo auch in Trapezunt sich Reste vergangener Kulturen zeigen, da sind sie durch Anmut und Romantik überwuchert.

Auf einem Gebiete ist noch ein Teil der alten Kraft lebendig: auf dem des Handels und der Verkehrsvermittelung. Trapezunt gibt sich als der wichtigste Punkt der kleinasiatischen Küstenzone. Seine Bedeutung basiert sowohl auf seiner Lage inmitten des regengesegneten, fruchtbaren pontischen Küstenlandes, wie auf seiner handelvermittelnden Tätigkeit nach Armenien und hauptsächlich nach Persien hin. Es bildet die Hauptstadt einer der bevölkertsten Provinzen Kleinasiens.

Wie die Bevölkerungsziffer von einer relativen Bedeutung des pontischen Küstenlandes Zeugnis gibt, so bringt der Schiffsverkehr Beweis von dem Warenumsatz, der sich in Trapezunt abspielt. Zehn große Schiffsgesellschaften unterhalten regelmäßige Verbindung, und zwar zwei französische, eine italienische, eine griechische, zwei russische und zwei türkische. Besonders glatten und verläßlichen Verkehr vermitteln die Dampfer des Österreichischen Lloyd, die meist größeren Tonnengehaltes sind, alle acht Tage. Auch Deutschland zeigt seit einem Jahre seine Flagge hier regelmäßig. Die „Deutsche Levante-Linie" erscheint monatlich zweimal und öfter mit recht ansehnlichen Dampfern, die sich auf der Fahrt Hamburg-Konstantinopel-Odessa-Asowsches Meer-Batum-Konstantinopel bewegen.

Hauptausfuhrartikel von Trapezunt sind die Haselnüsse. In den Flußtälern, sowie an den Berg-

Digitized by Google

hängen sind weite Flächen von Haselnußbaumgärten bedeckt. Sechs bis zehn Stämme werden gewöhnlich in einem Abstand von je drei Metern aneinander gepflanzt. Im Verlauf von fünf bis acht Jahren entsteht ein dichtes, breit ausgreifendes Buschwerk von ungefähr drei Meter Höhe, dessen Ertrag in guten Jahren ein beinahe unglaublicher ist. In den Zweigen drängt sich ein Fruchtbündel hart an das andere, ja am Stamm selbst fehlen dieselben nicht. Ich habe an einem winzigen tiefstehenden Ast nicht weniger als zehn solcher Bündel gezählt, deren jedes sechs bis zehn Früchte aufwies. Nach den Angaben der Gartenbesitzer vermag bei guter Ernte ein einziger Stamm bis 40 Okka (1 Okka = 1,28 Kilogramm) zu geben, ein Buschwerk von acht Stämmen also 4 Ctr. Nüsse. Begreiflicherweise stellt sich also die Kultur des Haselnußbaumes einen Haupterwerbszweig der Bevölkerung von Trapezunt und des benachbarten Kerasunt dar, und nicht nur der Anbau selbst, sondern auch das Pflücken der Nüsse und das Brechen der Schalen, das zur Erntezeit im September und Oktober Tausende beschäftigt. Die Sorge der Einheimischen um diese Kultur ist eine geringe. Sie besteht eigentlich nur im Einpflanzen neuer Sträucher, wie im Abernten. Pflege und Auswahl der Stämme, Prüfung des Bodens und seiner Zusammensetzung, Wahl in der Lage der Pflanzungen kennt man durchaus nicht. Von einem geschulten Gärtner gehandhabt, würde vermittelst einiger Musterplantagen eine Veredelung der Sorten bald zu erzielen sein.

Von Jahr zu Jahr steigert sich die Ausfuhr der

Digitized by Google

Haselnüsse wie der Kerne (sein Wert, etwa 3 Millionen Franken für Trapezunt allein, mit Risé, Kerasunt, Ordu und Tireboli 10 Millionen; mittlere Ernte in Trapezunt 120—140 000 Kantâr, in Kerasunt 150- bis 200 000. 1 Kantâr = 44 Okka), und demgemäß wächst auch der Umfang der angebauten Flächen. Ein seit mehr denn 50 Jahren in Trapezunt ansässiges schweizerisches Handelshaus, Hochstraßer u. Co., hat an dem Aufschwung dieses Handelszweiges besonderen Anteil.[2]) Da die Haselnuß der pontischen Küste sich durch Wohlgeschmack und Aroma auszeichnet, hat man dieselbe an Stelle der Mandel zur Chokoladen- und Marzipanfabrikation in Deutschland und Frankreich wie der Schweiz mit Erfolg zu verwenden begonnen.

Reich sind die Erträge, welche das Trapezunter Gartenland liefert. Namentlich die vorzüglichen Obstsorten (Äpfel, Birnen, Kirschen, Granaten, Aprikosen, Mandeln, Feigen, Weintrauben, Mispeln, Quitten, Brombeeren) gedeihen unter dem Einfluß des milden Klimas des pontischen Küstenlandes. Wie die Obstpflanzungen einen guten Teil des Bedarfes von Konstantinopel decken, so liefern die noch stattlichen Waldbestände der Berge den übrigen türkischen Provinzen beträchtliches Nutzholz. Da an Neuaufforstung niemals gedacht wird, besteht Gefahr, daß in wenigen Jahrzehnten die Bergreihen denselben öden Charakter tragen werden wie im Innern Kleinasiens. Über die Abhänge ziehen sich des öfteren breite Tabakfelder, die schätzenswerte Ergebnisse liefern (jährlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen Kilogramm im Werte von etwa 3 Millionen Franken).

Digitized by Google

Freilich übertrifft der Tabakbau von Samsun den von Trapezunt hinsichtlich der angebauten Fläche, wie hinsichtlich der Güte der Ernte um ein beträchtliches.

So trefflich der Boden für Getreidebau sich eignet, so sind die angebauten Flächen doch verhältnismäßig gering. Die Getreideeinfuhr Trapezunts ist darum bedeutend, um so mehr, als es zugleich das wohlbevölkerte armenische und kurdische Bergland zu versorgen hat (inklusive der Mehleinfuhr an 20 000 000 Kilogramm).

Zur Anbahnung genügender Sicherheit der Straßen nach dem Innern (Trapezunt-Erserum-Bajasid, Erserum-Wan, Erserum-Bitlis, Trapezunt-Ersinghian-Diarbekir) hat in den letzten Jahren die türkische Regierung einige Anstrengungen gezeigt. Der Stillstand, welcher durch die armenischen Massakres verursacht wurde, hat wieder einem gewissen geschäftlichen Leben Platz gemacht. Würde der Hafen von Trapezunt durch Dämme und Molen geschützt — bei starkem Nordwind wird die Ankerung in der offenen Bucht zur Unmöglichkeit, sodaß die Schiffe zur Löschung ihrer Ladung nach der an vierzig Kilometer westlich gelegenen kleinen Bucht von Platana ihre Zuflucht nehmen müssen — so wäre die Grundlage zu stetigem Aufschwung geschaffen.

* * *

Nach ziemlich vierzehntägigem Verweilen in Trapezunt schlug mir die Stunde zum Aufbruch. Fröhlichen, mutgeschwellten Herzens ging ich auf den Weg. Wer das befreiende Gefühl kennt, das bei dem Bewußtsein sich einstellt, einzig und allein den eigenen Willen

Digitized by Google

nunmehr zum Herrn zu haben, die eigene Kraft jeden Augenblick ins Spiel setzen zu können, für eine Spanne Zeit außerhalb wohlgemeinter polizeistaatlicher Bevormundung zu stehen, nicht wie in heimischer Umgebung einzig nach Titel und Geldbeutel eingeschätzt zu werden, der begreift die seelische Spannkraft bei Antritt einer Reise durch wilde, wenig bekannte Lande. Ein paar Menschen, die mir lieb geworden, wünschten Glück auf den Marsch. Der englische Konsul in Trapezunt, Mr. X., sicherte mir allen Schutz der englischen Konsulate in Erserum, Musch und Wan zu. Das große Deutschland ist nämlich noch nicht dazu gekommen, im Innern Kleinasiens, Armeniens und Kurdistans, ja nicht einmal an der für unseren Handel so wichtigen anatolischen Nordküste auch nur eine einzige konsularische Vertretung zu schaffen, obwohl England, Rußland, Frankreich deren zu Dutzenden haben!

Vom Verlauf der Reise lasse ich mein Tagebuch bruchstückweise reden. Es gibt Stimmungen und Eindrücke wieder, wie sie frisch vor mir traten.

Im Chan zu Hamsiköi. Meinen Kartenblock mit den aufgereihten Notizblättern auf den Knien, zwei auf eine Proviantkiste geklebte Talglichter neben mir, zeichne ich die Ereignisse des ersten Marschtages. Kein leichtes Unterfangen. Das „Odá" (Fremdenzimmer), in das uns aus finsterer Nacht beim Schein seiner rußigen Laterne der Chandji über holperige Stiegen geführt, mißt kaum drei Meter im Geviert. Die Atmosphäre des Raumes ist gemischt von dem säuerlichen Geruch der feuchten Kalkwand, dem warmen Stallduft, der von unten durch

Digitized by Google

die Ritzen dringt, der verbliebenen Ausdünstung von hundert und hundert Körpern, die nach beschwerlichem Marsch, zu Dutzenden nebeneinander gedrängt, hier der Ruhe pflegten. Persische Kameltreiber, wie man an dem unausrottbaren Geruch von Lammfell, Kamelhautstiefeln, Zwiebeln, Knoblauch und Schweiß wahrnimmt, sind die zahlreichsten unter den unsere Straße wandernden, hier Obdach nehmenden Gästen. Alle diese Parfüms berühren die Nase nicht angenehm, aber man gewöhnt sich bald daran. Psalti, mein griechischer Diener, hantiert unter möglichstem Geräusch mit dem Mangâl, dem Kohlenbecken, und wühlt in unserem kleinen Vorrat von Töpfen und Zinntellern. Daß er nicht unten in der Gaststube hocken und mit den neugierigen Ortsbewohnern schwatzen kann, sondern noch abends neuneinhalb Uhr eine Konservensuppe und eine Eierspeise bereiten muß, stimmt ihn zu stiller Verzweiflung. Von einem Mobiliar ist nicht ein Stück vorhanden, es sei denn, daß man die auf die Erde gebreiteten Strohmatten ihm zurechnet. Vorsichtigerweise habe ich diese Luxusgegenstände allerdings in einer Ecke aufschichten lassen, da ich in ihnen das behagliche Nest für allerlei ungebetene Mitbewohner vermute. Der Wind schlägt die Regenflut gegen die Fenster aus gelbem Ölpapier, daß sie jeden Augenblick zu bersten drohen.

Aufbruch von Trapezunt sieben Uhr morgens. Ankunft in Hamsiköi neun Uhr zwanzig Minuten abends. Diese Marschzeit fühlen meine Lenden, mein Rücken und die Pferde, wie Hassan, mein lasischer „Katyrdji", unmutig versichert.

Digitized by Google

Von heiterem Bleigrau war der Himmel, nicht der leiseste Schatten eines Wolkenschleiers lag auf den Bergen, als wir auszogen. Ein getreuer Begleiter stand uns von früh bis Abend zur Seite: der Dermenderé, der, von den Schneekuppen des Kolatdagh kommend, ein nach dem Meer sich ziehendes romantisches Längstal schafft.

Einen steten Wechsel bot sein Bett. Erst nahe seiner Mündung rollte er über breite Kieselschichten, hier und da ein primitives Mühlwerk treibend — nicht ohne Grund heißt er „Mühlenfluß" —, zerteilte sich in mannigfache schmale Rinnen, dann, je höher wir stiegen, rollte er einem ungestümen Alpenstrom gleich in schaumperligen Wellen über dicke Steinblöcke, verschwand, sobald das Tal sich verengte, von Felswänden gepreßt, in welche die Straße sich in Kunstbauten einzwängte, unten in der Tiefe, nur durch dumpfes Getöse seine Anwesenheit bekundend. Unterholz, Filzeiche, Lorbeer auf den Hängen, in zu Tal laufenden Felsspalten weitästige Walnußbäume. Dort standen die Bergkämme mit Fichtenreihen besäumt, dort, in schwarzbraunen Farben leuchtend, erhoben sich nackte steile Trachytklippen.

Die ganze Macht des kurzen Frühlings bricht eben in diesem Küstengebirge durch — überall ungestüme Pulsschläge der Natur. Noch sickern zahllose Wasserrinnen durch die Felsspalten, noch ist der Talboden weich und saftig, und schon glutet, alles Pflanzenleben jäh treibend, der Sonnenball über den Gefilden. In den Tälern, inmitten sorgsam von den Bächen abgeleiteter

Digitized by Google

Rinnen erglänzten grüne Kohlköpfe, Bohnenspaliere, Weizenähren mit nach aufwärts gereckten Häuptern und zwischen ihnen prächtig gefärbte Anemonen. und Kornblumen. Den Abhang empor stiegen von Zeit zu Zeit Tabak- und Maisfelder. In malerischer Beleuchtung liegen die Konturen der Bergkämme zu Seiten des Tales, die üppigen Wildnisse der Schluchten, die Hochgebirgskuppen, die in der Ferne sich quer vor den Horizont schieben.

Am Wege zeigen sich alle halbe Stunden Holzschuppen, von Bakals (Krämern) eingenommen, die Brotfladen, Jóurt (geronnene Milch) und Ziegenkäse dem Reisenden zur Erfrischung bereithalten, sowie Chans mit sich anschließenden Unterkunftstätten für die Tiere, nach vorn offenen Hallen, deren Erddach von zahlreichen Holzpfeilern getragen ist.

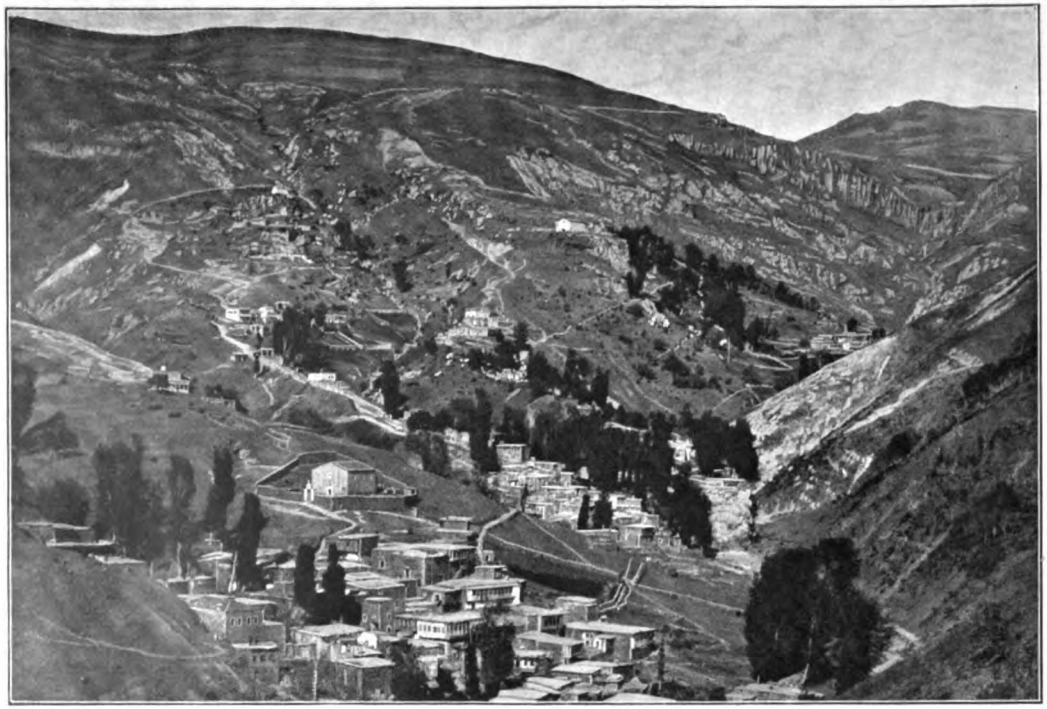
Wie angeklebt an die Lehnen der Berge erscheinen die Kastenhäuser griechischer Dörfer. Die mit schmalen Veranden gezierten Holzbauten sind umrahmt von einigen schlanken Pappeln, und die ganze Ortschaft überragt von einer auf einem Felsvorsprung gelegenen, oft tief in das Gestein hineingebauten Kapelle. Doch kein Kreuz darf ihr Dach tragen, keine Balkengerüste stehen wie in Griechenlands Dörfern vor dem Kirchlein. Plump, ärmlich wie eine Gemeindescheune, bietet sich sein Aussehen. Timotheos, der Schulmeister eines solchen Griechendorfes, zieht mit uns ein Stück des Weges. Er klagt von den Schmerzen seines Berufes, von dem Elend seiner Gemeinde, von der Kargheit seiner Einnahmen, die aus freiwilligen Gaben langsam zusammenfließen.

Digitized by Google

Im ganzen pontischen Gebirgslande finden sich griechische Talgaue verstreut. Manche, in versteckten Seitenschluchten gelegen, haben sich hinsichtlich Sprache und Religion offen kenntlich als solche erhalten, zählen eifrige Popen, ja ganze Mönchsorden unter sich, die in hohen Felsspalten nistende einsame Klöster bewohnen, andere, dem fanatischen Drucke der mohammedanischen Eroberer ausgesetzt, haben sich scheinbar zum Islam bekehrt, sprechen türkisch, tragen türkische Namen, beten öffentlich in den Moscheen, aber im geheimen haben sie mit der den Griechen eigenen Zähigkeit an ihrem Stammestum festgehalten, führen einen griechischen Familiennamen, treffen sich in verborgenen Felshöhlen und dienen da in phantastischen Andachten ihrem alten Gotte.

Die Sonnenlichter erblassen plötzlich in den späten Nachmittagsstunden. Eine dünne Wolkenschicht verdunkelt den Himmel. Höher und höher klimmen wir auf gewundenen Felspfaden. Näher treten die erst in weiter Ferne schimmernden Schneehäupter. Ein Ostwind steht auf und schiebt eine dicke, finstere Wolkenmasse über die Bergkämme. Die Echos rollender Donner werden hörbar. Eben noch liegt die Dämmerung auf den Wegen und läßt die Umrisse der Berghänge über uns und die Abgründe zur Rechten leidlich erkennen. Mit einemmal, bei einer Wendung der Straße, schlägt der Regen wie aus Schleusen hernieder, und undurchdringliche Finsternis umhüllt uns. Noch zwei Stunden bis Hamsiköi. Die Saptiehs treiben die Pferde durch Peitschenschläge zum Galopp, und mit Geschrei, Ge-

Digitized by Google



Zu Seite 31. **Griechischer Talgau im pontischen Küstengebirge.**

Digitized by Google

Digitized by Google

schimpfe und Stockhieben jagt unser Lase Hassan die Packtiere. Die Pferde stürmen vorwärts, ihrem Instinkt folgend. Von der Fahrstraße nichts zu sehen, auch nicht der leiseste Glanz, wie sehr ich das Auge auch anstrenge. Ein Fehltritt der Tiere, und wir rollen in die Tiefe.

Jetzt dreht sich der Wind und schleudert uns schwere Schloßenkörper ins Gesicht. Die Tiere bäumen sich, machen Kehrt und wenden den Rücken dem Wetter zu. Kein Schmeicheln, kein Hieb bringt sie von der Stelle. Die Saptiehs steigen ab. Mein Diener faßt meinen Braunen und führt ihn sachte Schritt für Schritt vorwärts. Von Hassan und den Packpferden nichts zu hören, wie wir auch nach ihm pfeifen und die Kehle uns heiser rufen. Mehr denn anderthalb Stunden schon tasten wir in Sturm und Regen vorwärts. Meine Filzdecke, mein Mantel, meine Kleider triefen vor Nässe. Da endlich, weit drüben im Dunkeln flackert ein Lichtschein auf; so plötzlich, wie er auftauchte, ist er wieder verschwunden. Es geht jäh abwärts. Mehr als einmal rennen wir an Felsblöcke oder breite Baumstämme. Die Saptiehs mahnen zu noch langsamerem Tempo. Die schmale Brücke über den Dermendere sollen wir gleich überschreiten. Sein Rauschen klingt ganz nahe, übertönt das Plätschern des Regens. Alle zehn Schritt schlägt ein Saptieh den Mantel auseinander, zündet unter ihm ein Streichholz an und sucht nach den ersten Brückensteinen.

Wir sind glücklich jenseits der Brücke und haben alle Gefahr hinter uns. Auch Hassan mit den vor

Digitized by Google

Aufregung noch keuchenden Tieren stellt sich hier ein. Aus von rechts und links unsicher nach der Straße tastenden Lichtstrahlen, die aus matt erleuchteten Fenstern dringen, erkennen wir, daß wir nun in Hamsiköi einziehen. Langen Schreiens bedarf es, ehe der Chandji auf seiner Veranda erscheint und uns Unterkunft zusichert.

Psalti ruft zum Mahle. Ob es lecker bereitet ist, weiß ich nicht. Schmecken wird es auf jeden Fall. Hassan, der Katyrdji, erscheint und meldet, daß die Tiere bei reichlichem Futter sich gütlich thun, nachdem der Handel um den Preis der Gerste einen langen Strauß mit dem Chandji gekostet hat. Von Hassans Kleidern tropft noch das Wasser. Er soll die Sachen wechseln. „Olmas!“ (Unmöglich). — „Warum?“ — „Weil ein Katyrdji nur einen Rock hat. Wenn der naß geworden, trocknet er am Leibe am schnellsten.“

* * *

Paßhöhe des Kolatdagh. Höhe: an 8000 Fuß. Temperatur: + 8 Grad Celsius. Datum: 1. Juni. Zeit: drei Uhr nachmittags. Witterung: Regen und Hagel. Umgebung: schneebedeckte Schründe, kahle Steinfelder und durch den Feuchtigkeitsschleier zeitweise hindurchschimmernde Schneekämme.

Hochalpenluft und Hochalpenstimmung, allerdings diejenige, wie sie Sturmstöße und Wasserströme niedersendende Wolken schaffen, umgibt uns. Daß ich zu Anfang Juni in den pontischen Küstenbergen noch solche winterliche Landschaft und Witterung vorfinden würde,

Digitized by Google

hatte ich wahrhaftig nicht vermutet. Ich sitze in dem auf der Paßhöhe des Kolatdagh gelegenen Holzblockhaus der Zollwächter der Tabakregie, die mir freundlichst Unterkunft boten. Kaum hockte ich auf den Polstern eines schnell improvisierten Diwans, da standen schon große irdene Töpfe zur Bereitung eines Piláf (Reisspeise nach türkischer Art) auf dem Feuer.

Der Rauch zog zwar recht ungastlich vom Herde herüber — die Wächterbaracke war natürlich Gastzimmer, Schlafsaal, Küche in einem — und biß arg in die Augen, aber das verdirbt den Appetit nicht. Recht lieb von den armen Teufeln von „Koldjis" (Zollaufseher) mit ihrem monatlichen Gehalt von zweihundertfünfzig Piastern (ungefähr vierzig Mark), sogleich für Stärkung der durchgefrorenen reisenden Fremden zu sorgen.

Nachdem ich eine halbe Stunde die Neugier meiner Wirte befriedigt, alle Fragen: „woher", „wohin", „welcher Nationalität", „welchen Berufs", „verheiratet", „wie viel Knaben?" — die weibliche Nachkommenschaft ist im Orient der Nachfrage nicht würdig — mit der nötigen Geduld beantwortet, dann eine Weile angehört, welche Leiden die winterliche Kälte, das Einerlei der Kost, die Schlauheit und Kühnheit der Tabakschmuggler ihnen schaffen, schließlich über den griechisch-türkischen Krieg und die deutsch-türkische Allianz auf angelegentliche Bitten hin meine Meinung abgegeben habe, vermag ich einiges über die zurückgelegte Wegestrecke zu Papier zu bringen.

Als wir um sieben Uhr morgens die hinter Hamsiköi jäh aufsteigende Straße emporkletterten, eröffnete

Digitized by Google

sich die charakteristische Lage des Ortes. Im breiten Kessel einer Schlucht, deren Eingang von zwei überhängenden Klippen verengt ist, liegen die Häuser weilermäßig verstreut. Gleich einer weißen Linie erscheint der von Norden einmündende Zugang, über ihm Geschotter und steil aufragende Blöcke, unter ihm im tief in die Felsen eingegrabenen Bett der Dermendere. Dort entlang also sind wir gestern in pechschwarzer Finsternis bei tosendem Gewitter marschiert!

Wir biegen nach Westen um und folgen in fortgesetztem Aufstieg dem in das Gestein eingegrabenen Weg, der ein wildbewachsenes Seitental hinaufführt. Nicht wie am Tage zuvor häufige Dorfschaften und Kapellen, den Berglehnen sich anschmiegend. Seltener begegnen wir den Spuren menschlichen Lebens. Hier und da im Buschwerk nagende Ziegen. Ihre Hirtin, malerisch in der den griechischen Gebirgsbewohnern eigentümlichen Tracht, langärmeligem bauschigen Hemd aus grobem Leinen, gestickter türkischer Weste, um die Hüften gewundener bunter Jacke, die meist nur bei Regen oder Kälte übergezogen wird, wendet das Gesicht zur Seite, als wir vorbeireiten.

Jetzt, eben da die Sonne die Nebelwand durchbricht, taucht auf den Berghalden ein Bild üppigster Farbenfülle auf. Es erglänzen dicke Büschel mannshoher, hart zusammengedrängter Rhododendren mit ihren mattblau und rötlich blühenden Glockenblumen, und wenige hundert Schritte weiter leuchten im Wiesengrün die hohen gelben Blüten der Azalea pontica, die sich stellenweise zu breiten üppigen Feldern scharen.

Digitized by Google

Deliot (Tollblume) heißt der Volksmund diese Azaleen und Delibal (Tollhonig) die etwas bitter riechende dunkelfarbige Beute, welche die Bienen aus ihren Dolden saugen. Man hat die Erfahrung gemacht, daß Schafe und Ziegen, die von den Stengeln und Blüten dieses Strauches fraßen, tagelang in einem Zustand von Stumpfheit verharrten und Menschen nach dem Genusse jenes Honigs in Blödheit verfielen, die sich durch irre Reden und Gebärden kundgibt. Unstreitig führt die Azalea pontica jene Blüte, deren Saft, wie Xenophon uns überliefert, von den griechischen Söldnern genossen, das Heer der Zehntausend für einige Tage marschunfähig machte. Mein Diener, aus Chrom im Küstengebirge gebürtig, erzählt, daß ein treffliches Mittel üblich sei, die durch den Genuß dieses Tollhonigs Erkrankten schnellstens zu heilen. Man gräbt sie bis zum Hals in feuchte Erde ein und nährt sie mit Ziegenmilch, bis die Symptome des Irreseins verschwinden. Einer unserer Saptiehs bestätigt voll tiefen Ernstes und innigster Überzeugung, daß eine solche eigentümliche Gewaltkur bei seinem Vater einmal vorzüglich angeschlagen habe.

Bei einer Biegung des Weges stehen wir vor neuer Überraschung. Mächtige Baumkronen heben sich aus der Tiefe einer Seitenschlucht. Es sind Buchen, herrliche dickästige Rotbuchen, deren saftiges Laub uns wie ein Heimatgruß erscheint. Einzelne Gruppen treten an den Weg heran, und endlich umschließt uns ein dichter, hochstämmiger Buchenwald. Indem der Steilpfad sich immer höher windet, schieben sich gewaltige Fichten mit ihrem dunklen Nadelwerk in das Hellgrün des Buchen-

Digitized by Google

laubschmucks hinein. Ein Waldstrom stürzt durch einen Felseinschnitt dröhnend von Stufe zu Stufe. Niedergerissene, morsche Stämme ragen aus seinem Bette auf. Unter dem breiten Bogen der Brücke, die wir überschreiten, tost eine sprühende Wassermenge. Eine Hochgebirgszenerie liegt vor uns, wie sie die oberbayerischen Alpen nicht wilder und farbenreicher zeigen können.

* * *

Die Ruinen von Warsichan. Da standen sie ein wenig seitab der Straße inmitten von Regen durchweichter Felder, sich kaum mit energischen Linien gegen den trüben Himmel abzeichnend. Ich hatte ihrer mit Interesse gewartet. Layard in seinem Werke „Ninive und Babylon" nennt sie als für den persisch-armenischen Stil des östlichen Kleinasiens ungemein charakteristisch.[3]) Schon damals, als Layard sie beobachtete und zeichnete, begannen sie in sich zusammenzustürzen. Aus dem Trümmerfeld recken sich heute nur noch zwei Gebäude, die einen armseligen rumpfartigen Rest der einstigen schlanken Höhe geben. Das eine, ehemals eine recht geräumige Kirche, trägt auf breitem, massivem Unterbau noch einige frei in die Luft ragende, kühn geschwungene Rundbögen. Diese Bogenführung sah ich wenige Wochen später an den Türmen der Stadtmauer von Ani, der Residenz des armenischen Königsgeschlechtes der Bagratiden. Das andere Gebäude, wohl auch einst heiligen Zwecken dienstbar, zeigt größere Zierlichkeit in den Dimensionen und in der Architektonik. Kapellenartig, in Rechteckform aufgerichtet, mit zarten Kannelierungen

Digitized by Google

in den Winkeln, mit Kreuzen über den paarweis gelegten Fenstern, mit anmutig gezogenen Schnörkellinien und Bändern, mit Einlagen aus Stein geschnittener Platten und kleiner Halbkreise, mutet das aus dem zwölften Jahrhundert stammende Bauwerk an wie ein Gegenstück zu den Phantasien unserer mittelalterlichen Gotik.

Ich schritt über die Felder, bald an Säulenstumpfe und Steinblöcke, bald an grob behauene Grabsteine jüngeren Datums stoßend. In der Erde, welche die Größe der stolzen Welt der Ahnen deckte, hatten sich, gleichsam Schutz und Heimat suchend, die späteren Geschlechter gebettet.

Stille auf dem Plateau ringsum. Nackt, ungastlich standen die grauen Felsmauern, welche im Norden den Rand der pontischen Alpen darstellen. Ein eisiger Ostwind fegte von den hohen Bergen Lasistans her, über denen sich wild übereinander geschoben, wie eine zweite in den Himmel sich erhebende gigantische Gebirgskette, finstere Wolkenpartien türmten. Ein Hauch der Öde, der Verschlossenheit, etwas Herzbeklemmendes ging von der Landschaft aus. Zum erstenmal zeigte mir hier das armenische Hochland sein sibirisches Gesicht.

Zwei Männer schritten langsam und mit ehrfürchtigem Gruße auf uns zu, kenntlich der eine an seinem soutaneartigen Rock, dessen Farbe einstmals schwarz gewesen sein mochte, und der cylinderförmigen Mütze als armenischer Priester. „Wir grüßen dich, Herr, und heißen dich auf unserer Scholle willkommen. Willst du im Dorfe unter meinem Dache der Ruhe pflegen?"

Häuser, ja ein Dorf hier in der Nähe? Ich wandte

Digitized by Google

die Blicke ringsum. Keine Spur menschlicher Siedelung. Der Priester wies nach der Stelle, wo die Hügelwelle sich senkte. Da lagen einzelne, meterhohe Erdkrater, großen Maulwurfshaufen ähnlich. Sonst der gleiche, gelbbraune Lehmboden, in den die Grasbüschel hellere Flecke hineinzeichneten. Wie sich dort ein Dorf verstecken konnte, war mir noch ein Rätsel. Indem wir näher kamen, zeigten sich dünne Rauchfäden über den eigentümlichen Erdtrichtern. Das waren also die Schornsteine der verborgenen Behausungen. Jetzt erreichten wir den Punkt, wo die niedere Anhöhe in eine schmale Talsohle hinabfiel. Eingebaut in das Erdreich des Abhanges zog sich das armenische Hochlandsdorf in die Tiefe. Da, wo wir standen, war bereits das platte Dach des obersten Hauses. Übereinandergehäuft, dermaßen, daß des einen Hauses Flachdach sich stets wie eine Terrasse vor das höher stehende legte, aneinandergeklebt, so daß selten ein Stück Mauer auftauchte, ohne Fenster, ohne irgend eine Abweichung von der quadratischen Form, bauten sich die Behausungen auf. Kein schmales Gartenfeld, kein Strauch, keine Spur grünenden Lebens zwischen den braunen Häuserkasten.

Wie die Verstecke wilder Tiere erschienen diese höhlenartigen Bauten. Was anders als die Angst, die Not, das Bestreben, bei Angriffen bei einander Hilfe zu suchen, vor der Kälte sich schützen, im Innern des Erdreichs Wärme zu finden, kann zu solcher Art des Wohnens geführt haben. Allzeit war das östliche Kleinasien das Land, in dem die brutale Macht des Stärkeren sich bequeme Gesetze schrieb. Ansturm auf Ansturm er-

Digitized by Google

oberungsgieriger Völkerschaften brach über diese Scholle herein. Bald Meder, bald Araber, bald Perser, bald Mongolen, bald Seldschuken, bald Kurden, bald Türken, oft auch mehrere dieser Stämme zugleich hausten hier, das angesessene Volk nach seinem politischen Zerfalle lediglich als ihre Milchkuh betrachtend, über das Gut und Leben seiner Glieder wie über das von Sklaven verfügend. Und doch haben die Armenier widerstanden, sich als Volk erhalten bis auf den heutigen Tag, dank dem Bande ihres religiösen Bekenntnisses und vermöge ihres mangelnden Mutes. Ein offener Kampf hätte sie bei der Unzahl der Angriffe aufgerieben; sie aber haben sich jedem neuen Eindringling ergeben, sich vor den Ausartungen seiner Willkür in die unwegsamsten Gegenden verkrochen, zur Mehrzahl mit unheimlicher Zähigkeit an den rauhen Boden der Heimat sich anklammernd.

Wir kletterten die Häusertreppe hinab, indem wir hier ein paar aufgeschichtete Steine als Stiege benutzten, dort mit einem kühnen Satz auf das nächstniedrige Dach sprangen. Hinter dieser oder jener Mauer lugten neugierige Gesichter hervor, die sofort wieder verschwanden. Ein paar Mädchen rannten so eilig davon, ihre gefüllten Tonkrüge am Brunnen zurücklassend, daß ihre leuchtend roten Schürzen und die zahlreichen dünnen, mit Perlenschnüren zusammengeflochtenen Zöpfe flogen. Auch die Männer wichen scheu zur Seite. Der Priester wies auf den uns begleitenden Saptieh als Ursache der Furcht. Also einen Häscher, einen Steuereintreiber oder etwas Ähnliches an Furchtbarkeit vermutete man in

Digitized by Google

mir. Ich winkte dem Saptieh, sich zu den Ruinen auf der Anhöhe zurückzubegeben, wo sein Kamerad und der Katyrdji mit den Tieren Halt machten.

In eine schmale holperige Gasse stiegen wir nun hinein und spazierten zwischen den niederen, aus unbehauenen Steinen gefügten, mit Lehm beworfenen Mauern hindurch.

„Hier unsere Kirche und dort die Schule, Herr." In einem Mauerwerk, das sich durch keine architektonische Zier auszeichnet, öffnet die schwielige Hand des Priesters eine schwere eisenbeschlagene Pforte. Ein paar Stufen geht es abwärts, und vollkommene Finsternis umgibt uns. Nach einigen Augenblicken gewöhnt sich mein Auge an das Düster und gewahrt an der Decke mehrere handbreite Ritzen, durch die fahle Sonnenstrahlen sich Bahn brechen. Wir durchmessen die von dicken Holzstücken getragene dunkle Halle, tasten abermals ein Dutzend Stufen hinab und treten durch eine verborgene schmale Tür. Eine gruftartige, in den Felsen gehauene Kapelle steht vor mir. Eine feuchte, eisige Luft quillt mir entgegen. Ein geheimnisvolles Dämmerlicht, das durch eine Flucht vergitterter, enger Löcher dringt, durchzuckt den Raum, bricht sich an den Wölbungen der Decke, schleicht über die grauen Steinfliesen, haftet an den Holzpfeilern einer niedrigen Empore, umrieselt die Ölbilder der Altarnische, die kupfernen, plumpen Leuchter, das hohe silberne Kruzifix, den einzigen Wertgegenstand des heiligen Ortes.

Je länger ich den Raum mustere, desto mehr schwindet seine Armut, seine Nüchternheit. Ein Schauer

Digitized by Google

scheint von den Wänden herab sich auf mich niederzusenken. Wie der Geistliche vor dem Altar demütig niederkniet, ist es mir, als hallen im Gewölbe die Seufzer aller derer nach, die hier litten, denen gegen Unterdrückung nicht der Arm, nur das Gebet die einzige Waffe war.

Zur anderen Seite des finsteren Ganges, den wir wieder durchschreiten, lag ein zweiter hallenartiger Einbau: der Raum für die Schuljugend. Mit fast bis zur Erde geführten „Sselams" (Begrüßung auf orientalische Art) bewillkommnete mich der Dorflehrer, ein schüchternes blasses Männchen mit gewaltigem Fes auf dem Haupte. An sechzig junge Burschen von fünf bis vierzehn Jahren saßen auf langen Holzbänken und starrten erwartungsvoll den fremden Besucher an. Durch einen Mittelgang geleitete mich der Lehrer zu einem thronartigen Sessel, auf dem er mich nötigte, Platz zu nehmen. Durch vier oder fünf in der Höhe eingeschnittene Fenster fiel ein dürftiges Licht. Zur Rechten und Linken standen einander zugekehrt je vier Reihen Bänke, so daß die Gesichter der Knaben alle dem imposanten, auf einem Podium stehenden Magisterstuhl zugewandt waren. Die ältesten Schüler hatten auf Stühlen an der Wand Platz, bei ihren Schreibübungen nach orientalischer Weise ihr mit der Linken gefaßtes Papierblatt auf den Knien haltend.

Ich nahm mit der nötigen Würde von dem majestätischen Lehrthron Besitz. Bei Musterung der unterirdischen Schulhalle treffen meine Augen auf ein prächtiges Bild. Von einer über der Eingangsthür längs

Digitized by Google

der Wand sich hinziehenden Balustrade glänzen alle Farben des Regenbogens herunter: rote Zopfbänder, gelbe und blaue Kopftücher, aus den buntesten Flicken zusammengestückelte Jäckchen. Die Mädchen sind es, die da oben eng aneinander gedrängt, zumeist auf dem Boden kauernd, dem Unterrichte beiwohnen. Mit großen, neugierigen Augen schauen sie auf mich herunter, sich gegenseitig mit den Ellenbogen anstoßend und leise miteinander zischelnd. Manches zarte, von melancholischem Reiz überhauchte Gesichtchen ist unter der Schar.

Der Schulmeister bat mich, ein Examen abhalten zu dürfen. Ich erklärte, keine hundert armenischen Worte zu verstehen. Aber er blieb dabei, mir die Ehre antun zu wollen. Nun begann ein wildes Deklinieren und Konjugieren. In einigen hoffnungslosen Bauernschädeln schien arge Wirrnis zu herrschen. Mit atemloser Hast stießen die meisten die zahlreichen Labiale nnd Gutturale des Armenischen hervor. Ich habe kaum je eine Sprache gehört, die eine solche Fülle an Lauten aufweist. Daher auch die Fähigkeit des Armeniers, eine fremde Zunge so überraschend schnell zu beherrschen. Wie sie nun alle am Munde ihres Magisters hingen, standen die vielfältigsten Gesichter der Beobachtung frei. Irgend ein einheitlicher Rassentypus war in der Jugend dieses armenischen Bauerndorfes nicht zu entdecken. Bei manchem die Merkmale des Semiten, die gebogene Nase, die dickblütigen Lippen, daneben ebenso stark vertreten die dicken Backenknochen und das schwarzsträhnige Haar des Mongolen, ebenso zahlreich die Züge des indogermanischen Blutes: die

Digitized by Google

freie Stirn, der blaue Augenstern, die blonden Haarwellen.

Im Ort hatte sich wie ein Lauffeuer das Gerücht von meiner Ankunft verbreitet. Mein Diener hatte mich als doctor efendi Alemanniadan schlankweg charakterisiert, und so strömten sie aus allen Winkeln herbei, den europäischen Hekim (Arzt) zu sehen. Und Blinde, Lahme, Epileptiker, Schwindsüchtige, jeden Gebrechlichen des Ortes, den sie nur von der Stelle bewegen konnten, schleppten sie herbei. Ein bejammernswerter Anblick, beisammen zu finden, was sonst in diesen Erdhöhlen an Siechen sich verkroch. Was meine Reiseapotheke an unschädlichen oder lindernden Mitteln barg, war schnell erschöpft.

Unglaublich, mit welcher Leichtgläubigkeit der Orientale meist dem Europäer entgegentritt, wie er von seiner besseren Einsicht Wunderdinge erhofft und verlangt. Für ärzliche Charlatane blüht hier ein üppiges Feld. Keine Anekdote ist es, daß ein Franzose unter der Maske eines Medizinmannes einmal ganz Persien durchzog und durch eine überraschende Kurmethode Namen und Geld bei den Eingeborenen einheimste. Sein Universalmittel war eine gewaltige Klystierspritze. Betrat er eine Ortschaft, so ließ er die Heilung Verlangenden in eine Reihe treten und praktizierte in einer Art, die ihnen vermöge ihrer Neuigkeit ein heiliges Staunen einflößte.

Mit meinem Rat erntete ich durchaus nicht immer Beifall. Sie brachten einen Knaben, der alle Zeichen der Tuberkulose trug. „Führt ihn in frische Luft, laßt

Digitized by Google

ihn Milch, Eier, Fleisch essen, so viel er mag." — „Solche einfache Dinge soll er haben? Besitzest du keine Salbe, kein Pulver, ihm schnell zu helfen?" Und enttäuscht, beinahe unwillig, führten sie ihn zur Seite. Jetzt begann ein Bitten ohne Ende, ich möge in dieses oder jenes Haus treten, um die darniederliegenden Kranken zu sehen. Ich bedeutete dem Priester, daß die ärztliche Kunst nicht mein Beruf sei. „Und doch wirst du es besser wissen als wir, was den Leidenden fehlt," blieb seine stete Antwort. So ging ich denn hier- und dorthin, die Gelegenheit packend, die mich in das Innere der Behausungen dieses armenischen Hochlandsdorfes führte.

Ein junger Bauer wünscht besonders dringend, daß ich über seine Schwelle treten soll. Ein finsterer Vorraum liegt auch hier vor dem bewohnten Teil des Hauses. Einen Teppich schlägt mein Führer an der Mauer zurück, gebückter Haltung krieche ich durch die niedere Öffnung, und der Wohnraum der Familie bietet sich meinem Auge. Eine breite Lichtwelle fällt durch ein rundes, rauchfangartiges Loch in die Mitte des Gemaches, und eine Gruppe weiblicher Personen hebt sich aus dem Halbdunkel ab, die um das in einer Vertiefung des Erdbodens glimmende Herdfeuer beschäftigt sind. Ein paar jugendliche, schlanke Gestalten verschwinden eilends in einen durch eine mannshohe Bretterwand abgetrennten Raum. Wie die warme Düngerluft und das Schnaufen und Scharren von Vierfüßlern belehrt, bildet der sich hier angliedernde Stall die wichtigste Sorge. Die Tiere sind es doch, die „seinen Mund

Digitized by Google

nicht trocken lassen," wie der Armenier sagt, die seiner Wohnstätte durch ihre Ausdünstung behagliche Wärme bringen.

Zwei grobe, dicke Holzsäulen zeigen sich in den Lehmboden eingerammt, die einige Querbalken tragen. Auf diesen ruht die Last des aus Reisig und Erde geformten Daches. An der Wand steht eine lange Reihe irdener Vorratstöpfe und Krüge. An den Balken hängen kupferne Pfannen und Siebe. Damit ist der Hausrat erschöpft.

Eine ältere Frau, die Mutter meines Führers, welche Stirn, sowie Kinnpartie durch ein dunkles, am Hinterkopf zusammengeknöpftes Tuch verdeckt trägt, erfährt vom Zweck meines Besuches und geleitet mich nach einem niedrigen, in einem Winkel des Hauses befindlichen Podium, der gemeinsamen Schlafstätte der Hausbewohner. Dort ist die Erkrankte, in Decken gehüllt, gebettet. Indem sie das Knie entblößt, das infolge eines Falles zu einer unförmigen Masse angeschwollen, zieht ihr die Alte sorgsam das Kopftuch vor das Gesicht, daß keiner ihrer Züge mir kenntlich werde.

Aus den Nachbarhäusern dringen sie herein, jeder eine Arznei, einen Rat, einen Besuch unter seinem Dache inniglich heischend. Viele kundige Hände hätten hier Feld, zu helfen. Und kaum je betätigt sich einmal eine einzige. Selbst in bedeutenden Städten des Inneren findet sich selten ein Arzt. Man läßt sorglos die Natur herrschen und strenge Auslese treffen nach denen, die einem harten Leben die Spitze zu bieten vermögen.

Der Priester erlöste mich, indem er zu einem Im-

Digitized by Google

biß in sein Haus rief. Auf einem fußhohen, runden Holzgestell war die Mahlzeit aufgetischt und ringsherum mehrere Matten gebreitet. Seine Tochter, ein Mädchen von zwölf Jahren, aber körperlich vollkommen entwickelt, unverschleiert — nur die Verlobte, sowie die junge Frau bis zur Geburt ihres ersten Kindes ziehen nach armenischer Sitte in Gegenwart eines nicht zur Hausfamilie gehörigen Mannes einen langen Schleier über das Gesicht —, stellte sich neben uns, um Vater und Gast zu bedienen. In einer großen Pfanne schwammen in gelber Fettsauce ein halbes Dutzend gebratener Eier, daneben lagen papierdünne, tellergroße Brotkuchen. Messer und Gabel waren auch in diesem Hause Dinge von eitlem Luxus. Der Priester ackerte sein schmales Stück Land wie jeder andere und war als der Ehrenhaftesten einer von der Gemeinde zum Geistlichen gewählt und vom Bischof nach kurzer Vorbereitung zu solchem geweiht worden.

Wie vermittels der Teigfladen die gebratenen Eier zu Mund gebracht werden sollten, darüber zerbrach ich mir eine Weile den Kopf. Aber es ging besser, als ich dachte, indem ich meinem Wirt nachahmte. Er riß ein Stück des Brotkuchens ab, schob es unter die Eiermasse und balanzierte dann einen breiten Bissen in den Mund. Schließlich gab für die von Fettsauce überronnenen Hände ein Brotfladen die Serviette ab. Bei einer zweiten Speise, in Kohlblätter gewickelten Hammelfleischschnitten, dienten die Brotkuchen wiederum zur Auffischung der Fleischteilchen.

Heikle politische Dinge hatte der Priester bisher

Digitized by Google

mit keinem Worte berührt. Ich ersuchte schließlich um Auskunft, ob das Dorf bei Gelegenheit der Massacres heimgesucht worden sei. Er zuckte mehrmals mit den Achseln und machte ein klägliches Gesicht. „Wenn du es wissen willst, Herr, eine Lasenschar kam vom Norden her über die Berge und hauste drei Tage in unserer Gegend. Ich mag dich nicht mit Schilderung dessen langweilen, was geschah. Wir Armenier haben schon tausend Jahr gelitten, und unser Gott will vielleicht, daß wir immer leiden. Eines nur macht mir jetzt bittere Sorge. Eine Anzahl unserer männlichen Dorfgenossen ist damals nach dem Kaukasus geflohen. Ihre Angehörigen dürfen ihnen nicht folgen, und den Entwichenen selbst bleibt die Rückkehr verboten. Nun leiden viele Familien Hunger, da der fehlt, der sie ernährte. Ich muß mich nach Erserum auf den Weg machen und den russischen General" — er meinte den dortigen russischen Konsul — „anflehen, daß er die Frauen und Kinder der Entflohenen über die Grenze zu ihren Gatten und Vätern geleite."

Noch lange während meines Weiterrittes standen mir die Bilder und Gestalten jenes Tages vor Augen: die braunen, dem gleichfarbigen Erdreich eingewachsenen Häuser, die Dämmerlichtsphäre in ihrem Inneren, die Siechen und Krüppel des Dorfes, die sich tief furchenden Züge und die schwielige Hand des Bauernpriesters, die Rebekkagesichter der kleinen Mädchen. Ich habe für die Armenier im allgemeinen keine große Freundschaft übrig. Was ich in den kleinasiatischen Küstenstädten und in Konstantinopel an verschmitzten Händ-

Digitized by Google

lern und Vermittlern, an von Hochmut geschwollenen Stutzern kennen lernte, war wahrhaftig nicht in der Not eines Mitleides wert. So oft aber die Scenen in jenem Bauerndorfe des armenischen Hochlandes vor mir wieder auferstehen, kann ich eines Gefühls des Unbehagens nicht ledig werden, tut es mir weh, daß auf diese bedürfnislosen, arbeitsamen Bauern, die in Furcht die mageren Schollen ihrer Heimat bestellen, deren Gesichtskreis über kaum eine Meile in der Runde hinausgeht, die der Fluch der Gewalt, der Unfreiheit, der Armut seit Jahrhunderten belastet, daß auch auf sie in jüngster Zeit ein Odium sich wälzt, das ihre unwürdigen Rassenbrüder in der Diaspora heraufbeschworen haben!

* * *

Vom schneidend kalten Nordwind, der durch die Pässe des klippenreichen Wawukgebirges zog, waren Nacken und Glieder völlig steif geworden. Ein Rasttag im Bergstädtchen Baiburt sollte den Körper wieder warm und gelenkig machen. Die Straße war infolge der Regengüsse, die nach den Berichten der Karawanenführer schon wochenlang angehalten hatten, mit einer fußhohen Moraſtdecke überzogen. „Tschok tschamur“ (zu viel Schmutz) jammerte beständig unser Katyrdji, da die Tiere kaum vorwärts kamen, er von seinem luftigen Sitze oben auf den Gepäckstücken herunterklettern und bis an die Wade im Kot die Zügel führen mußte. Mehr als zwanzig Kilometer hatten wir, obschon zehn volle Stunden unterwegs, bei diesem elenden

Digitized by Google

Zustand der Straße nicht zurücklegen können. Und wir waren, da beritten, noch glücklich daran. Die im „Phaethon" (euphonische Bezeichnung für Vehikel, die vor einem Jahrzehnt einer Kalesche ähnlich gesehen haben mochten) oder im Fourgon, dem von einem Viergespann gezogenen Planwagen, auf Heusäcken zu zehn und zwanzig nebeneinander gedrängt (meist türkische Beamte, Kleinhändler, von der Mekkapilgerung Zurückgekehrte), ihre Reise unternommen hatten, befanden sich in weit schlimmerer Lage. Die Räder hafteten alle zehn Minuten im Schlamm, und wenn die Reisenden ihre im Wagen verpackten sieben Sachen von der Stelle haben wollten, mußten sie sich bequemen, auszusteigen und die Karren selber vorwärts zu schieben.

An einzelnen Stellen war sogar etwas von einer Wegeverwaltung zu bemerken. Ein paar Dutzend aus den naheliegenden Ortschaften zusammengetriebene Leute leisteten dem Staate Frondienste, indem sie von den Felsen am Rande der Straße Steinblöcke brachen und mit großen unbehauenen Quadern die ärgsten Sumpflöcher zustopften, eine Ausbesserungsart, die das Vorwärtskommen noch schwieriger machte. Die Arbeitenden, alte wie junge Burschen, waren recht vergnügt dabei. Die einen sangen beim Steinklopfen, die anderen glossierten die Vorübermarschierenden. Ein alter Flötenspieler trottete von Gruppe zu Gruppe, durch ein paar wimmernde Töne die Schar ergötzend. Die hohe Obrigkeit war auch vertreten, und zwar durch einen Aufseher, einen jungen, phantastisch angelegten Türken, der wie ein Unsinniger hoch zu Roß hin und her tobte

Digitized by Google

und seinen prächtigen Araberhengst wie seine Reitkunst bewundern ließ.

Baiburt wollte und wollte nicht zu Gesicht kommen. Einen Saptieh hatte ich schon vorausgesandt, um mich beim Kaimakam (Bezirksvorsteher) anzumelden. Vielleicht daß dieser ein mitleidiges Herz hätte und mir in einem Privathause bequeme Unterkunft und so Erholung von Strapazen schaffen würde. Schwefelgelb hingen die Wolken, von der untergehenden Sonne durchleuchtet, über den zackigen Bergrippen, die wir hinter uns hatten. Das einförmige, wellige Gelände lief schließlich in einen Rundhügel aus, den wir erklommen. Nun, an die Höhe sich lehnend, lagen vor uns hundert und aber hundert würfelförmige Häuser Baiburts mit ihren Plattdächern, die ins Tal niederstiegen und drüben wieder eines über das andere an einen schroffen Abhang sich erhoben. Oben auf den zinnengekrönten Mauern des Burgfelsens brachen sich die letzten Lichtflimmer und spiegelten sich matt im Tschoruk ab, der mit seinen Wassermassen ein zartes, weißes Band zwischen die breite Masse des Stadtkomplexes legte.

Unser Saptieh wartete in einer der ersten Gassen und half die Pferde das feuchte, glatte Steinpflaster hinabführen. Der Kaimakam war keiner der liebenswürdigen Türken. Er hatte dem Saptieh bedeutet, uns in den nächsten Chan zu führen. Und dieser war genau so jämmerlich wie die Räuberherbergen der Gebirgsdörfer. So nahmen uns denn wieder die bekannten vier verräucherten nackten Wände eines Odá auf. Ein wohlgenährter Türke mit einigen Hanim (Frauen) war

Digitized by Google

vor uns aufgerückt und hatte, was an brauchbaren Decken vorhanden, für sich in Anspruch genommen. Und die unserigen hatten sich im steten Regen zu einer Art feuchter Filzmasse verwandelt. Doch ein rettender Engel sollte erscheinen: es war kein anderer als der hohe Herr Polizeichef von Baiburt.

Der Kaimakam sandte einen Boten und ließ sagen, daß er mich in seinem Privathause erwarte. In einem leidlich eleganten Salon empfing er mich. Sein Benehmen belehrte mich sofort, daß ich einen höchst ängstlichen Herrn vor mir hatte. Er war kürzlich von einem einträglichen Pöstchen hier in das öde Felsennest „verbannt" — eine Versetzung von der Küste in diesen erbärmlichen Winkel, wo so gut wie nichts zu holen ist, heißt eine Verbannung in optima forma —, ihm bangte also davor, sich mit mir auf vertrauten Fuß zu stellen, weil das vielleicht von seinen Feinden als „freisinnige Handlung" gedeutet werden konnte. Als ich über die Merkwürdigkeiten Baiburts plauderte und bei Erwähnung der Kastellreste aus altarmenischer Zeit das Wort „Armenier" fiel, malte sich die Bläße auf seinem Antlitz. Vielleicht war ich ein Kundschafter des Londoner armenischen Komitees oder ein Humanitätsapostel wie die kürzlich hier durchgewanderten Amerikaner Hepworth und Whitman, die auf Schritt und Tritt nichts als den Jammer eines edlen Märtyrervolkes sahen — ihr später erschienenes Werk „Through Armenia on horseback" zeigt in dieser Hinsicht manche Urteilstrübungen —, oder der Berichterstatter einer Zeitung wie der ehedem hier erschienene Mr. X., der dann zum Zorn der

Digitized by Google

Konstantinopler Palaisregierung das Geschehene schwarz auf weiß zu Tage bringt. Und bezüglich Baiburts wäre Geschehenes am liebsten zu verdecken. Auch hier hausten gelegentlich der Gemetzel im Jahre 1896 die von den Bergen herbeiströmenden Lasen lustig und in hellen Haufen und waren bei ihrer Plünderungs- und Mordarbeit von der türkischen Garnison wacker unterstützt worden. Seit jenen Tagen ist der Soldateska allerdings strengstens verboten, zu anderer Zeit als in den Nachmittagsstunden des Freitags ihre „Kuschla" (Kaserne) zu verlassen und Stadt und Basar zu betreten. Auch die lasische Raubluft war man bestrebt, durch neue Polizeiposten auf den Übergangspässen und Hauptstraßen für künftige Fälle zu dämmen.

Auch in der Frage meiner Eskorte, die ich zur Sprache brachte, ermannte sich unser Kaimakam schwer zu einem klaren Entschluß. Der Wali von Trapezunt hatte mir Geleit durch ein und dieselben Saptiehs bis an die Grenze seines Wilajets zugesagt. Statt dessen jedoch wechselten dieselben bei jedem Kordon, gewöhnlich alle vier Stunden, einmal am selben Tage dreimal. Und diese suchten regelmäßig unter allerlei spitzfindigen Ausflüchten recht jawasch, jawasch (langsam, langsam) von der Stelle zu kommen. Der wahre Grund war sehr durchsichtig. Je öfter die Begleitung wechselte, desto mehr Personen zogen Vorteil von mir, je gemächlicher man vorwärts ging, desto länger lebte die jeweilige Begleitung aus meiner Tasche. Sitte ist es, außer einen Bakschisch bei der Verabschiedung den Saptiehs Speise und Trank und den Pferden Gerste

Digitized by Google

verabreichen zu lassen. Schließlich wurde mir aber die Geschichte etwas zu bunt. Bei jedem Kordon dauerte es eine Ewigkeit, ehe die neue Eskorte auf den Beinen war, was die geplanten Etappen meines Tagemarsches oft über den Haufen warf. Zudem verspürte es mein Geldbeutel schmerzlich, am gleichen Tage zweimal, ja dreimal hintereinander je zwei Saptiehpferde füttern zu lassen. Die Gerste war dies Jahr teuer, und die spitzbübischen Chandjis — namentlich wenn es Griechen oder Armenier waren — forderten zumeist im Einverständnis mit den biederen Saptiehs, denen dafür etwas abfiel, von mir, dem Fremden, das Doppelte des üblichen Preises (8 bis 10 Piaster = 1,50 bis 2 Mark für die Ration jedes Pferdes). Ich erbat mir darum eine Begleitung, die bis Erzerum an meiner Seite bleiben konnte. Antwort des Kaimakams: er vermöge darüber nichts anzuordnen. Ich entgegnete, von praktischem Nutzen erachte ich die Saptiehseskorte nicht, sondern nur als Ehrengeleit. Ich würde daher gern auf sie verzichten. Die Routen seien ja hinlänglich sicher. Das wirkte. Mein Kaimakam wußte so gut wie ich, daß erst vor wenigen Tagen auf der Straße Baiburt nach Erzerum die Kurden am hellen Tage an friedlichen Reisenden Heldentaten verübt hatten, und gab die gewünschten Befehle.

Die Muessins riefen von den niederen Holztürmen zum Abendgebet, als ich mit meinem Diener das Städtchen durchschlenderte. Gespenstiges Dunkel bereits in den von rußigem Balkenwerk überdachten Tscharschi (Basar). Hier und da noch ein Händler, der beim

Digitized by Google

Schein eines Talglichtstumpfes seine Ware in mächtige, messingbeschlagene Kisten verpackte, ehe er die schweren Holzbretter mit ihren Eisenriegeln der Ladenluke einklemmte. Einige dichtverhüllte Frauen in Begleitung einer schwarzen Dienerin, die eine gewaltige Stalllaterne trug, huschten vorbei. Schon schritten einige Bekdji (Nachtwächter) durch die Gassen, mit ihren dicken Stöcken dumpf auf das Pflaster aufschlagend. Es war mir, als bewege ich mich in einer Welt, die seit Jahrhunderten stillstand und nicht mehr aus ihrem Schlummer erwachen will.

Wir schlüpfen in einen am Tschoruk gelegenen Chan, aus dessen langer Fensterflucht breiter Lichtschimmer floß. Persische Kameltreiber hockten im Stiegengange, mit erregten Stimmen debattierend. Ein saalartiger Raum, an dessen Wänden sich Diwane mit vorgeschobenen, niederen Holztischen hinzogen, öffnete sich. Keine Seele in diesem Gastzimmer, nur am Herde ein verschlafener, halbwüchsiger Bursche. Schnell erschien der Chandji, ein gelenkiger Perser, brachte eine Flasche Mastix und ließ den Läufer einer Garküche herbeiholen, der mit geschäftiger Eile seinen Speisezettel herunterleierte. Der Chandji war stolz auf seinen Gastsaal. Zierten doch Malereien die ziegelrot getünchten Wände, stand doch ein leibhaftiges Billard darinnen. Die Zeichnungen hatten zwar weder Konturen noch Perspektive: die gefährlich massiven Vierbeiner an den Wänden sollten Kamele darstellen, und etwa faustdicke, gleichmäßig starke grüne Linien versinnbildlichten die Vegetation einer Landschaft: aber das

Digitized by Google

tat ihnen in den Augen der hiesigen Beschauer sicherlich keinen Abbruch. Das Billard war ein Kasten von vorsintflutlicher Größe und Bauart, der entschieden Achtung einflößte, und hatte auf zwei eigens zusammengefügten Holzräderkarren von Trapezunt über die Berge geschafft werden müssen.

Noch beim Verzehren eines sauren Spinatgerichtes mit Lammfleischklößen — mein Diener hatte es als Delikatesse gerühmt, und meine Zunge quälte sich bei dieser Herrlichkeit — sahen wir plötzlich eine Uniform hinter der Tür auftauchen. Ein langes Tuscheln mit dem Wirte erfolgte draußen, und plötzlich kam ein Polizeitschausch (Unteroffizier) stracks auf uns zugeschritten. Wir waren also in Baiburt bereits als verdächtige Subjekte aufgefallen. Der Tschausch wollte zunächst eine Art Verhör mit meinem Diener beginnen, als ich mich einmischte und beim Abendessen jede Störung verbat. Der Tschausch setzte sich bescheidentlich und sah sehnsüchtigen Blickes nach dem gedeckten Tische. Als er endlich mit dem Wunsch, unsere Pässe zu prüfen, herausrückte, bedeutete ich ihm, man möge mich in meinen vier Wänden, in meinem Quartier aufsuchen und nicht hier mit der Polizei überfallen.

Kaum befanden wir uns wieder in unserem Chan, da erschien der Herr Polizeichef in Person. Er studierte eifrig den Jolteskere (türkischen Paß). Es deuchte ihm alles in Richtigkeit, aber befriedigt war er doch nicht. Da wartete ich ihm mit einigen Empfehlungen hoher türkischer Beamter, an die Polizeibehörden Kleinasiens gerichtet, bereitwilligst auf. Aus dem gestrengen Herrn

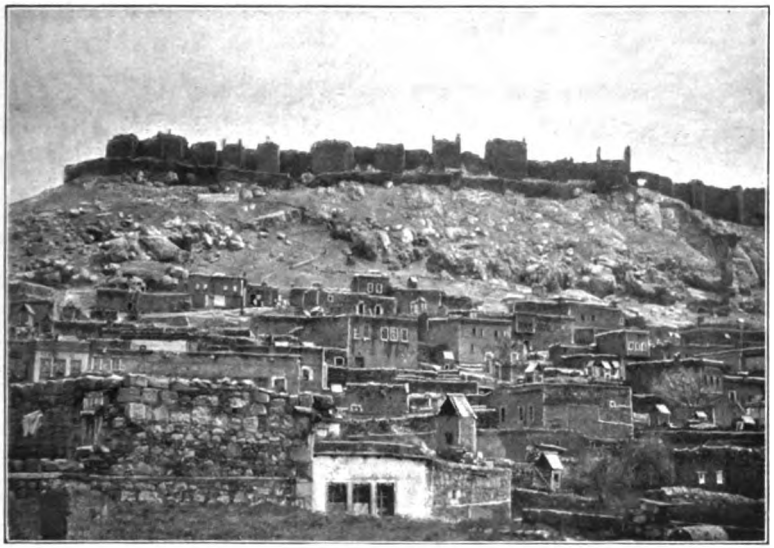
Digitized by Google

wurde mit einem Schlage die lautere Milde und Demut. Wie meine Reise verlaufen, wie ich mich befände, dies und der ganze orientalische Höflichkeitsschwall brach nun heraus. Ich wies auf unsere Decken und auf die nackte Erde. Der Herr Polizeichef klatschte in die Hände, ein Onbaschi (Gefreiter) salutierte, und zehn Minuten später lagen die schönsten Daunen und die wohlgeblümtesten Decken ausgebreitet. Am nächsten Morgen wachte ich neu gestärkt auf, ohne selbst von der gütigen Polizeigewalt Baiburts geträumt zu haben.

Als ich die Augen um die sechste Stunde öffnete, lagen breite goldene Sonnenbänder auf den düsteren Wänden unseres Odá. Endlich also wieder **gök atschyk** (offener Himmel), wie die Türken sagen. Ein Blick durch die vergitterten Fenster zeigte mir die gelbbraunen Festungstrümmer des Burghügels und sein in grauen und rosa Farbentönen schimmerndes Gestein. Und unten, dem Thor des Chan gegenüber, wer hatte im Laden eines Gemüsehändlers sich bereits in Erwartung unserer werten Person eingenistet? Der Herr Polizeichef. War es ein neues Zeichen der Höflichkeit oder der Wunsch des braven Kaimakams, der mir peinliche Überwachung zugedacht hatte? Ich kannte ja aus früheren Streifen in ottomanischen Landen das System unabwehrbarer Beobachtung. Unter dem Schein biederster Ehrfurcht findet sich eine Würdensperson ein, die keinen Fuß breit von der Seite des Fremden weicht, bis er dem Platze den Rücken gekehrt hat.

Und wie geahnt, so geschah's. Der Herr Polizeichef bat sich die Ehre aus, sich alsbald unserer Wande-

Digitized by Google



Zu Seite 58. Baiburt, Stadt und Burghügel.

Grabturm und Stadtmauerreste in Erzerum.

Zu Seite 93.

Digitized by Google

Digitized by Google

rung durch die Stadt anschließen zu dürfen. Und ich beschloß, sein Gelenkigkeit auf starke Proben zu stellen. Durch die engen Basargassen, die mit ihren Typen am treffendsten das Gesicht Baiburts zeigten, ging es über den Meidan (Marktplatz), wo in mächtig hohen Kisten die Getreideproben von den Ackerländereien der Umgend aufgeschichtet waren, vorbei am Konak nach den anmutigen Gartenanlagen im Süden der Stadt, zurück durch die armenischen Viertel am rechten Ufer des Tschoruk, nach den primitiven Schmelzöfen von Kupferkies am Fuße des Burgfelsens, und endlich begann eine Kletterpartie, die schnellfüßigen Ziegen zur Ehre gereicht hätte, hinauf zur Citadelle mit ihren Türmen und Mauerwerken aus altarmenischer und seldschukischer Zeit. Unten lag, zu beiden Seiten der grünen Wasser des Tschoruk, von Weidengebüsch und Pappelreihen durchbrochen, von der Sonne überzittert, die den Lehmfarbenton der Plattdächer milderte, breit gestreckt das Städtchen. „Búrada tschok güsel dir", wunderschön hier oben, meinte ich. Und „Búrada tschok güsel dir" wiederholte der Herr Polizeichef saurer Miene, indem er die Schweißperlen seufzend von der Stirn wischte!

* * *

Ich stehe auf der Holzveranda meines Chans und schaue in den jungen Tag. Ein üppig grüner Talkessel öffnet sich vor mir, den braunrote Bergwände umrahmen. Ein leichter Morgenwind weht und legt die Taukühle, die er von den Wiesen aufnahm, mir auf die Schultern. Die Luft so rein, so durchsichtig. Der

Digitized by Google

feinste Ton, die feinste Farbe dringt aus der Ferne zu mir. Wenn auf dem Abhang, wo eine Ziegenschar weidet, ein Zicklein einen kecken Sprung macht, so höre ich den Anschlag der Glocke an seinem Halse, das Fallen der Steine, die sein Fuß losgerissen hat. Drüben jenseits des Baches schleicht ein Marder durchs Feld. Er trägt noch seinen Winterpelz, und sein weißes Fell schiebt sich deutlich durch das Saatgrün. Ich höre, wie der Vogel, dem die Streife gilt, erschreckt die Flügel schlägt und aus seinem Nest auffliegt.

Und dort, zum Greifen nahe, die Schneefelder zweier mächtiger Kuppen. Noch haben die Sonnenstrahlen die Talmulde nicht erreicht. Jetzt stehen die Bergreihen da oben im Sonnengold. Ein Flimmern liegt auf der weißen Schneedecke, und immer tiefer hinunter sinken die rosig leuchtenden Funken. Endlich badet sich auch unser Tal im vollsten Glanze. Freudig wiehern ein paar Pferde auf. Und mit unharmonischem, langgezogenem Brunstschrei sekundiert ihnen ein Esel. Zum zweiten- und zum drittenmal übt er seine Stimme. Wahrhaftig, der Korân malt solchen Schauergesang recht drastisch, indem er sagt: „Wenn die Ungläubigen in die Hölle geschleudert werden, vernehmen sie aus ihrem Schlund ein Geheul wie das einer Eselherde."

Bin ich wirklich hier im Inneren Kleinasiens, am Fuße eines Gebirgsstockes, hinter dessen mächtigen Ketten ein Quellfluß des heiligen Euphrat läuft? Die Wiesen, die Weiden, die Matten, die Luft und Lichtstimmung wie auf einer schweizerischen Hochalp. Vielstimmiges Schellengeläute klingt heran. Eine Kamelkarawane schreitet

Digitized by Google

näher, ein beredtes Zeugnis asiatischen Lebens. In langer Reihe, eins hinter dem anderen, erscheinen die langhalsigen Geschöpfe. Die ganze Nacht über sind sie marschiert. Auf den schmalen Gebirgspfaden ist tagsüber des Verkehrs zu viel, das Ausweichen für die hochbeladenen Tiere, deren Ballen und Kisten oft die Felsen streifen, zu schwierig. Jetzt trottet das erste der Kamele vorbei. Bunte Schilder — Amulette gegen den bösen Blick — zieren seine Stirn, ein Netz vielfarbiger Troddeln hängt vom Halse hernieder, und dazwischen baumelt eine beinahe meterhohe Glocke, deren dicke Klöppel das Metall tief und dumpf klingen machen.

Die Saptiehs führen ihre Pferde gezäumt und gesattelt aus dem Stalle. Sie bieten ihren Morgengruß, und der eine meint: „Es wird ein schwerer Tag, heute, Tschelebi (Herr). Der Kopdagh hat einen hohen Rücken. Wir müssen tapfer reiten, wenn wir bis Sonnenuntergang den nächsten Chan im jenseitigen Tale erreichen wollen.“ Jetzt zeigt sich auch der Katyrdji mit den Packtieren. Nur Psalti, mein Diener, ist nirgends zu entdecken. In einer Ecke des Stalles findet man ihn und zwar in übelster Verfassung. Er hat am Abend noch in der Nähe des Blockhauses einige griechische Hirten ausfindig gemacht und die Stammesfreundschaft mit dem gefährlichsten Alkohol begossen. Endlich ist alles zum Aufbruch gerüstet. Der Chandji, ein würdiger bejahrter Türke, erhält sein Entgelt, das ich schätze. Ohne es zu zählen, dankt er und wünscht Glück auf die Reise. Welche unliebsamen Szenen waren oft zu überwinden, wenn wir bei griechischen oder armenischen

Digitized by Google

Wirten genächtigt hatten! Auf das Doppelte und Dreifache des Gegebenen ging stets ihre Forderung. Da stellen sich zu guter Letzt noch zwei in phantastische Fellstücke gekleidete Gesellen ein. Es sind Psaltis Zechgenossen. Sie reichen mir mit biederem Händedruck ein gebratenes Huhn und etwas Butter als Wegzehrung. Der Imbiß kam mir allerdings ziemlich teuer zu stehen, indem ich mich, durch die Freundlichkeit gerührt, veranlaßt fühlte, aus meiner Satteltasche eine fast volle Flasche feinsten Kognaks als Gegengeschenk zu bieten.

Wir bogen südwärts in ein enges Seitental ab. Ein sauberes Flüßchen plätscherte auch hier. Und einzelne Matten zogen sich die Abhänge hinauf. Eine bunte Schar kreuzte unseren Weg, die mit ihren Rindern und Ziegen zum Sommerdorf pilgerte. Groß und klein, alt und jung war bei dieser Wanderung. Nichts, was Leben hatte, schien im Kyschlak (Winterstätte) zurückgeblieben zu sein. Aus dem korbartigen Flechtwerk, das zu seiten eines Maultieres hing, blickten ein paar kraushaarige Kinderköpfe hervor. Und eine stämmige Frauensperson schleppte ein junges Kalb, das krank oder zum Marschieren zu schwach war, wacker auf dem Rücken. Mehrere Burschen stimmten zum Gesange an, indem sie beim Aufwärtsklettern ihre wuchtigen Stöcke in das Felsgeröll stießen. Kein fröhliches Almlied war es, sondern eine Weise von einförmiger Tonfolge, deren klagende Refrains das Echo der Bergwände noch melancholischer wiedergab.

Je höher wir stiegen, desto mehr schwanden die grünen Halden zu seiten des Gießbachs, schrumpften

Digitized by Google

die Grasbüschel zwischen den Steinen zusammen. Öder, immer öder, farbloser, immer farbloser wurde das Gelände. Hart lagen die Sonnenstrahlen auf der grauen nackten Erde, daß es vor den Augen zitterte und flirrte. Wild standen die Berge neben- und übereinander, wie hingeschleudert von den Händen zorniger Giganten. Hier legte sich Rücken auf Rücken, Kuppe auf Kuppe, dort türmte sich unnahbar mit jähen senkrechten Wänden die Masse eines Felsens.

So karg und leblos auch die Natur, so zahlreich doch die Spuren menschlicher Betriebsamkeit, so wechselvoll doch die Gestalten, die diese Bergstraße bevölkern. An keinem Punkte wird uns fühlbarer, daß wir uns auf der großen Karawanenroute vom Pontus nach Iran bewegen. Hier auf dem gangbarsten Passe zwischen dem armenischen Hochland und der Küste des Schwarzen Meeres drängt sich alles zusammen, was an primitiven Beförderungsmitteln seit Jahrhunderten für den persischen Handelsverkehr im Gange ist. Lange Züge von Maultieren und Pferden, über deren hölzernem Packsattel zwei gleichgeformte, mit Stricken verbundene Ballen oder Kisten hängen, schreiten in gleichmäßigem Tempo an uns vorüber. Das ohrzerreißende Quietschen von ochsenbespannten Arabas hallt beständig vor uns, hinter uns, neben uns. Die Worte des Propheten „nur die Gottlosen schleichen im Finsteren umher, der brave Moslem fährt mit schreienden Rädern", niemand scheint sie wahrer machen zu wollen als die Führer dieser altehrwürdigen Gefährte. Mit dem Geknarre der hölzernen Radscheiben nicht zufrieden, schieben sie hier im

Digitized by Google

Gebirge zwischen Achse und Rad noch Klammern von besonders hartem Holze, daß ein grausig schrilles, jämmerliches Kreischen sie von weither meldet. Bei gefährlichen Wegstellen, wo ein Ausweichen am Rande des Abgrundes zur Unmöglichkeit wird, ist jeder Lenker so auf viele hundert Schritte vor dem Nahen einer anderen Araba gewarnt. Hoch aufgestapelt ruhen die Warenbündel auf solchen zweirädrigen Karren, oft eine Reise von zwanzig und mehr Tagen zurücklegend. Ein echtes Universalgefährt, die kleinasiatische Araba. Soll sie lose anfgeschichtete Gegenstände transportieren, werden Stäbe in die Holzplanken des Bodens eingepflöckt und Matten ihnen angelehnt. Spielt sie die Rolle des Fuhrwerks für reisende Familien, so wird ein Holzgerüst aufgebaut und dies mit roten Tuchstücken umhängt.

Alle Typen, die das Hochland birgt, ziehen an uns vorüber. Lasische Maultiertreiber mit ihrem kühn um den Kopf gewundenen Baschlik, dessen freie Enden im Winde wehen, berittene, mit Waffen aller Art bewehrte Kurden, die kecken Blicks uns mustern, armenische Auswandererfamilien, von denen jedes Glied, Greis, Frau, Mädchen, Knabe, ein paar zusammengeschnürte Habseligkeiten auf dem Rücken mit sich führt. In einigen breiten Planwagen zwischen Kissen und Decken verbarrikadiert, hocken die Frauen eines höheren türkischen Würdenträgers, begleitet von Dienern und Soldaten, die langsam zu Fuß nebenher schlendern.

Von beiden Seiten rücken Bergpfeiler an den Bergpfad heran. Steinblöcke und Geschotter, die auf die Straße niedergerollt sind, mehren sich. Ein Händler

Digitized by Google

aus Erzerum grüßt mich verbindlichst und beginnt ein reges Geplauder. Er hat in Mekka als Soldat gedient und ist stolz, bei mir sein dort gelerntes Arabisch einmal wieder an den Mann bringen zu können, nachdem er gehört hat, daß ich einige Jahre in den nordafrikanischen Steppen und Oasen gewandert bin. Ein paar Hodjas (Lehrer), hoch zu Esel, dickbäuchige Reisesäcke am Sattel hinter sich, schließen sich ebenfalls an. Ich schaue rückwärts bei einer Biegung des Weges und entdecke, wie unser Zug einen gewaltigen Schwanz bekommen hat. Eine Reihe Arabas, eine Pferdekarawane, ein Dutzend Wanderer zu Roß und zu Fuß halten sich hart an uns. Mein Diener hält Ausfrage, und ich erfahre den Grund dieses unerwarteten Anschlusses. In der Felsenschlucht, welche wir jetzt zu durchschreiten haben, sind vor wenigen Tagen eine Anzahl Karawanenführer und ein türkischer Offizier samt seinem Harem von streifenden Kurden bis aufs Hemd ausgeplündert worden. Unter dem Schutze meiner Saptiehskorte glaubten sie nun heil und unangefochten die verdächtige Enge passieren zu können.

Die gefürchteten Wegelagerer erschienen nicht, und mein unfreiwilliges Gefolge löste sich bald auf. Wozu auch weiter mit dem „Gjaur", dem Ungläubigen, Seite an Seite wandern, wenn man seiner nicht mehr bedarf, war jedenfalls ihre Erwägung.

* * *

Steiler wurde der Anstieg. Ich nahm meinen hartmäuligen Gaul am Zügel, weil er trotz aller

Digitized by Google

Gertenstreiche sich die Waghalsigkeit nicht nehmen lassen wollte, bei den jähesten und abschüssigsten Punkten zwei Zoll vom Abgrunde zu pilgern. Selbstmordgedanken waren mir an diesem Tage fremder denn je. Dicht neben uns lagen weite Schneefelder, die, von der Sonne übergossen, grell aufblitzten. Überall sickerte das Schneewasser von den Felsen hernieder und floß in zahlreichen Rinnen über den Weg. Ein eisiger Wind sprang auf und fegte durch den Paß einher.

Endlich, nach siebenstündigem Marsche, haben wir den Kopdagh erklommen. An zehntausend Fuß über dem Meere stehen wir, auf der Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Meere und dem Kaspisee wie dem Persischen Golf. Wie ein harmloses Berglein liegt nun die äußerste Erhebung der Kette zu seiten der Paßhöhe. Einen Schritt vorwärts tue ich an den Absturz heran, von wo sich freier Blick nach Süden bietet. Eine Scenerie baut sich da unten auf, erhaben, gewaltig, wie sie kaum ihresgleichen findet. Nicht achte ich des kalten Ost, der mir ins Gesicht bläst und in die Tiefen des Mantels sich wühlt, wortlos erfasse ich das stolze Gemälde, suche jede Einzelheit seiner Zeichnung und Farbe mir einzuprägen.

Jäh steht die Abschrägung vor mir. Dann eine tiefbraune breite Erdmulde nach Osten und Westen sich dehnend. Eine Schlangenlinie schillert mitten in ihr: der Frat, der westliche Euphrat. Und im Hintergrunde hundert und hundert Berge, in zarten rehbraunen Tönen glänzend, die in allen denkbaren Höhen und Gestalten sich recken und strecken. Wie eine beschirmende Mutter

Digitized by Google

über den Kleinen und Jungen hebt sich hier und da eine unnahbare massive Kuppe. Dort werfen sich wild Felsnadeln und Zacken auf. Blitzende Schneebänder streuen sich über die Nacken der Berge. Große, weiße Wolkenschiffe ziehen über das Land her und zeichnen feine bläuliche Schatten. Der Osten der Gebirgskette steht plötzlich im klarsten Lichte, und auf taucht eine mächtige Krone, der Bingöldagh, der „Tausendseenberg", auf dessen wassergespeiste Felder die Armenier die Fluren des Paradieses verlegen. Und über allem thront ein mattblauer gläserner Himmel.

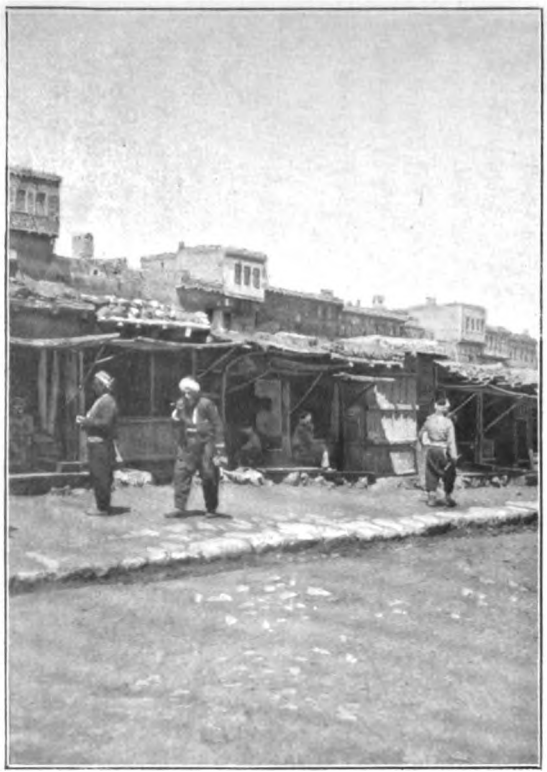
Nach vierstündigem Abstieg können wir in das Kurdendorf Pernakaban einziehen. Lehmkästen, dem Steilhang sich anschmiegend, mit schmalen Luftritzen statt der Fenster, mit grasbewachsenen Dächern, auf denen die Ziegen sich tummeln, stellen die Behausungen dar. Die Saptiehs waren nicht sonderlich erbaut, als ich hier die Nacht bleiben will. Pernakaban ist von einer berüchtigten Kurdensekte, den „Kyzylbasch" (Rotköpfen), bewohnt. Besonders die Türken verabscheuen sie als schlechte Muselmänner, die das Gesetz des Propheten vom Verbot des Alkoholgenusses öffentlich verwerfen. Diese zahlen ihnen die Verachtung natürlich doppelt heim, indem sie den Türken den Schmeichelnamen „schwarze Hunde" geben, eher Christen als diesen Gastfreundschaft gewähren und mit Vorliebe bei ihren Raubfahrten auf türkische Beamte und türkisches Eigentum fahnden. Aber nicht nur auf dieses, denn sie nehmen gern alles, was sie kriegen können. „Wenn die Kyzylbasch Wein trinken, so sind es entschieden

Digitized by Google

Spitzbuben, die mit sich reden lassen," äußerte ich zu den Saptiehs, eine Logik, die ihre gläubigen Herzen zur Verzweiflung brachte. Und wir blieben in Pernakaban.

Ich kann nicht sagen, daß der dortige Aufenthalt angenehme Erinnerungen bei mir hinterließ. Ein Schmutz- und Mistgeruch durchduftete das ganze Dorf wie unseren Chan, daß er tagelang in den Kleidern haftete. Jeder männliche Bewohner des Ortes spazierte bis an die Zähne bewaffnet umher. Sogar die Händler saßen mit Dolchen und Pistolen im Gürtel vor ihren Buden. Unterhaltungsversuche meinerseits wurden mit geringen Ausnahmen sehr kühl aufgenommen. Aus dem Munde von Kysylbaschs konnte ich hier über Satzungen und Sitten herzlich wenig erfahren. Der Dorfälteste, den ich in Begleitung einer edlen Flasche Chianti heimsuchen wollte, war abwesend. Als ich am Rande des Abhanges einen Dorfpfad hinaufkletterte, wurde ich von einem Dutzend wilder Hundebestien angefallen. Mit dem Rücken gegen eine roh aufgeführte Gartenmauer gelehnt, vermochte ich mich ihrer nur zu erwehren, indem ich einen Stein nach dem anderen losriß und ihnen in die Zähne warf. Mein Diener und ein Saptieh hatten das mörderliche Gebell gehört und kamen herbeigeeilt. Ein paar alte Weiberfratzen sahen von ihren Haustüren aus gemächlich meinem Kampfe zu, ohne mit einem Laut die großen weißhaarigen Köter zurückzurufen. Der Katyrdji und die Saptiehs schliefen die Nacht im Stalle bei den Tieren, letztere mit schießfertigen Karabinern zur Seite. Ich selbst fand auch wenig Schlummer. Die ganze Nacht über ein Heulen,

Digitized by Google



Basargasse in Erzerum.

Zu Seite 90.

Brücke über den Euphrat bei Aschkalé.

Zu Seite 69.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gröhlen, Pfeifen, dazwischen auch einmal ein Flintenschuß. Ich glaubte, jeden Augenblick werde die wilde Jagd heranbrausen. Am nächsten Morgen behaupteten bleichen Angesichts die Saptiehs, man habe in der Nacht in der Nähe eine Karawane ausgeplündert. Der Chandji hingegen erzählte, man habe sich im Dorfe betrunken und hinterdrein geprügelt. Letzteres war mir wahrscheinlicher. Vielleicht war auch beides richtig.

Der nächste Tagesmarsch verlief herzlich eintönig und genußlos. Über eine Bodenschwelle nach der anderen, vorbei an einzelnen dürftig bestellten Feldern ging es auf den Euphrat zu. Die Tiere, von der Leistung des letzten Tages überanstrengt, waren schwer im Gang zu halten. Gegenüber der würzigen dünnen Luft auf den Höhen lag hier eine dicke, Hirn und Lungen lähmende Schwüle. Gegen Mittag passierten wir den Euphrat auf einer erbärmlichen Holzbrücke. Hier und dort klafften die Bohlen, fehlten die Geländerstücke. Zwischen jedem Pfeiler eine gefährliche Senkung. Was da unten rann, war nicht der Euphrat, wie ich ihn mir geträumt, kein jugendlicher, stark tosender Gebirgsfluß, sondern ein recht gemächlicher Geselle, der nur vereinzelte Wellen und Gischtblasen warf.

Immer den Euphrat zur Linken, pilgerten wir nun nach Osten. Von den Bergen des Kopdagh kommend, flossen breite Wasseradern ihm zu. Kiesfelder umschlossen sein Bett, und Kiesinseln lagerten sich in seiner Mitte. Sumpfgräser quollen am Rande dicht empor. Immer drückender wurde die Atmosphäre. Keine Spur bebauten Landes, kein Strauch, kein Baum, kein Haus,

Digitized by Google

nicht einmal die jämmerlichste Erdhütte. Eine weite, dumpf brütende Wildnis. Grell lag die Sonne auf der braungrünen Öde, zurück glutete sie von den kahlen steinbesäeten Hügeln. Ich vermochte mich kaum noch auf dem Pferde zu halten und stieg aus dem Sattel, um ein Stück zu Fuß zu wandern. Achtunddreißig Grad Celsius maß ich in meinem eigenen Schatten. Und tags zuvor auf der Kopdaghspitze hatte ich deren sieben vermerkt.

Wir schlichen nur noch des Weges, ermattet von der Hitze, entmutigt durch das trostlose ewige Einerlei der Umgebung. Von den Chans, welche die Ingenieurkarte des Wilajets verzeichnete, war nichts zu entdecken. Um die vierte Nachmittagsstunde krochen wir in einen viereckigen Steinbau, den Sitz eines Saptiehpostens, und warteten der ersten Kühle ...

Eine Stunde lang sind wir schon wieder auf dem Marsche. Die Nacht sitzt uns schon im Nacken. Schwarze weitgeflügelte Wolken, anzusehen wie Riesengeier, die mit den Fittichen schlagen, schwingen sich über die hohen Bergketten her. Eine Farbe, so majestätisch, so flammend, zuckt purpurn als Scheidegruß des Tages an den Bergscheiteln auf. Verschwommener, gespenstiger werden die Gestalten, die uns entgegenkommen. Aus einem nahen Morast grunzen die Büffel, die sich selig im schmutzigen Naß wälzen. Im Kreis zusammengeschobene Arabas, mittelalterlichen Wagenburgen ähnlich, stehen am Wege. Der zornige Schrei eines Treibers, der seine Tiere zum letzten scharfen Trab ins Nachtquartier anspornt, schrillt über die dämmernden Felder.

Digitized by Google

Tiefer und tiefer fallen die Schatten. Die hohen Schemen, die da drüben langsam über den Boden kriechen, entpuppen sich jetzt als hochbeinige weidende Kamele. Eine Rauchwolke züngelt hart neben uns empor, und eine schwarze Masse sitzt vor ihr. Eine auflohende Flamme zeigt: es sind die gebückten Leiber der Karawaniers, die am Feuer ihres Nachtlagers hocken. Unten im Schilfsumpf des Euphrat vielfältige Stimmen. Wilde Gänse kreischen auf. Dann der Schrei eines Kranichs, der eines Reihers. Sie alle übertönend durch hohe langgezogene Laute die mißklingende Abendmusik der Frösche. Und von der Peitsche getrieben, jagen meine Pferde vorwärts über die Ebene, Erserum entgegen, vom zarten Schein aufleuchtender Sterne geführt, begleitet vom tausendfältigen Gequake zufriedener Euphratfrösche.

* * *

Die Einbildungskraft verquickt mit einer Stadt des Morgenlandes hundert prunkende Farben und Lichter, sucht in ihr, wenn nicht immer architektonische Pracht, so doch Rhythmik und Originalität der Bauten, begehrt Fülle in Trachten und Typen. Alles Blitzende und Wunderbunte, was der Orient sonst zeigt, muß man aus dem Stadtbild Erserums ausscheiden. Es zeigt wohl schärfste Eigenart, aber nicht eine solche, die sich bestrickend auf die Nerven legt, den Frohsinn ruft, den Wunsch nach Verweilen entstehen läßt. Etwas Nüchternes, Starres, Beängstigendes, eine Kerkerluftstimmung, eine Armutsatmosphäre liegt über aller bewältigenden Merkwürdigkeit, die Erserum bietet.

Digitized by Google

Von Westen her, von der Talmulde des Frât oder Kara-ſu (Schwarzwaſſer), des Hauptquellfluſſes des Euphrat, näherte ich mich der Stadt. Hinter mir lag der breite Rücken des Kopdagh, deſſen trotzige Paßhöhe ich kürzlich überwunden hatte. Zur Rechten ſtanden die Ausläufer der viel zerklüfteten Kette des Meriemana (Mutter Maria), zu deren Hochgebirgshalden zahlreiche Herden hinauf wanderten. Jetzt ſchob ſich der Bergzug zur Linken, der Dümlydagh, mit ſeinen vulkaniſchen Kegeln weiter zur Seite und ließ einer leiſe gewellten breiten Fläche Platz. Von Süden her traten die gewaltigen maſſiven Höhen der Palantukâmberge heran und legten einen impoſanten Querriegel hinter die Ebene. Die grelle Mittagsſonne ließ das eintönige Grau der nackten Berghänge noch troſtloſer leuchten und zuckte unbeſtändig auf den zahlreichen Schneefeldern der Gebirgshäupter, deren Umriſſe beinahe mit dem Bleitone des Himmels verſchwammen.

In den Pflanzungen von Ilidja, fünfzehn Kilometer von Erſerum, machte ich Halt. Zu den hier ſprudelnden heißen Quellen — dieſe Thermen werden ſchon unter Theodoſius dem Jüngeren zu Anfang des fünften nachchriſtlichen Jahrhunderts genannt — pilgern jegliche, die nur von irgend einem Leiden geplagt werden. Ihre ſchwefelhaltigen Waſſer haben im Glauben der Bevölkerung auf weite Meilen in der Runde nie verſagende Heilkraft. Mir boten ſie nach manchen von Regen, Sonne, Staub geſegneten Tagen, nach manchen Nächten in inſektenreichen Herbergen ein hohes Feſt der Verjüngung. Was meinen irdiſchen Menſchen umhüllt

Digitized by Google

hatte, vom untersten bis obersten Stück mit allem, was da drinnen hüpfte und krauchte, ließ ich an der Schwelle des Bassins zurück, es der ewigen Vernichtung opfernd, und den Wassern entstiegen, schlüpfte ich in eine neue Schale. Ein Neugeborener stieg ich wieder in den Sattel. Binnen kurzem hebt sich gegen den fahlen Hintergrund der Bergwände auf einer kleinen Terrainfalte eine weißliche Linie ab. Striche und Schraffierungen zeigen sich allmählich in derselben. Es sind Mauern, Plattdächer, Kuppeln und Moscheetürme von Erserum.

Einen jungen, in Erserum ansässigen Griechen, dem seine Trapezunter Freunde mich empfohlen, habe ich von Ilidja aus mein Eintreffen angezeigt. In Gees, einer armseligen düsteren Ortschaft, der letzten vor der Stadt, empfängt er mich bereits mit einer gefälligen Kalesche. Nach diesem Zeugnis von europäischem Luxus scheint mir die westliche Kultur in der vielverleumdeten Stadt der Wildnis also schon sich einigermaßen heimisch gemacht zu haben. Freilich, einmal in ihren Mauern, sollte ich sehen, wie schnöde ich mich getäuscht hatte. Zurückgelehnt in bequeme Polsterung, mustere ich behaglich das neben mir pulsierende Leben der Straße. Lange Reihen von Büffelkarren ziehen uns entgegen. Kurden mit weißen Fellmützeu und Ziegenfelljacken treiben einen Trupp erhandelter oder gestohlener Pferde vor sich her. Vornehme Türken zu Roß, einen Saptieh zur Begleitung hinter sich, begeben sich nach den heißen Bädern von Ilidja. Ebenso wohlhabende Armenier, mit ihren in bunte Tschartschafs

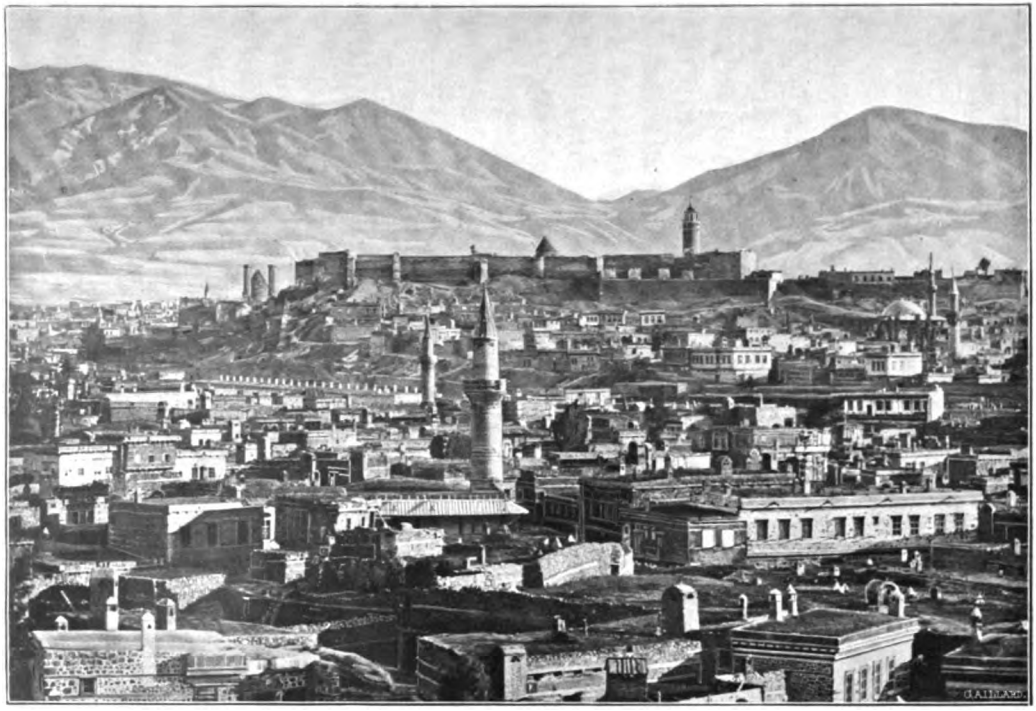
Digitized by Google

(Überwurf) gehüllten Frauen in elend humpelnde Planwagen gedrängt.

Indem die Entfernung vom Mauerkranze der Stadt kleiner und kleiner wird, treten mannigfache Einzelheiten aus dem Bilde heraus. Braune Festungswälle umgürten die Stadt. Ein Wald von Schornsteinen ersteht auf den erdfarbenen Plattdächern. Einige grüne Baumkronen schieben sich dazwischen. Im Osten tritt aus dem Häusermeer ein Hügel hervor und auf ihm die schwerfällige Mauerfront der Zitadelle. Kein Überfluß an Farben in dem Gesamtgemälde; die Töne von Schmutzigweiß, fahlem Grau und Braun herrschen vor.

Durch ein tunnelartiges, von mehreren Böschungen geschütztes Tor geschieht der Einzug in die armenische Festungsstadt. Die Wachen präsentieren, indem sie in dem von einer Saptiehskorte gefolgten Europäer einen konsularischen Würdenträger vermuten, ein Offizier tritt grüßend heran und forscht nach meinem Passe. Was sich innerhalb der Wälle unseren Blicken nun bietet, ist ein weites Ödfeld. Die Kalesche sinkt in tiefe Furchen der Fahrstraße, prallt gegen breite Steinblöcke, die im Wege liegen. Häusertrümmer, dürres Buschwerk, sumpfige Rinnsale, lange Reihen von Grabsteinen füllen eine weite Fläche aus, ehe die ersten Straßenzüge erscheinen, und nur hier und da gibt sich ein abgegrenztes Geviert mit dürftigen Gemüsebeeten. Einige hohe Obelisken mit offenen Rundbögen, aus schwarzglänzendem Tuffstein errichtet, thronen inmitten der Gräberfelder. Aus mageren Pappeln, in denen unzählige Raben nisten, so daß die Äste von schwarzen Punkten besät erscheinen, begrüßt

Digitized by Google



Zu Seite 74.

Erzerum.

Digitized by Google

Digitized by Google

uns ein tolles, unbarmherziges Gekrächze. „Das sind die Erzerumer Singvögel", spottet mein junger Grieche, dessen Wiege im schönen Trapezunt gestanden.

Jetzt liegen die ersten Gassen vor uns. Dorfartig ist ihr Gepräge. Breite Löcher klaffen in den Mauern der Gebäude. Schlammige Wässerchen, von einigen Holzbohlen überbrückt, rinnen kreuz und quer. Von erschreckender Monotonie ist die Bauart der Häuser. Vulkanischer Graustein, zu unregelmäßigen größeren und kleineren Blöcken zerschlagen und durch Kot miteinander verbunden, bildet das Material. Die zur Stütze des Mauerwerks eingefügten Balken ragen aus dem meist aus Lehm errichteten, etwas vorstehenden Oberstock oft mehrere Fuß heraus. Eine dicke Erdmasse, von Gräsern überzogen, lagert auf den flachen Dächern. Eine schmale Steinwand, die rings um die Terrasse läuft, schützt das durch die winterlichen Regengüsse oft stark gelockerte Erdreich vor dem Herabgleiten.

Von allerlei der Nase wenig schmeichelnden Düften ist die Atmosphäre erfüllt. Ein Dunst von Dünger und brennendem Stroh ringsum. Mein Diener belehrt mich über den Ursprung der Düfte. Das Brennmaterial der Erzerumer ist der „tessék", an der Sonne getrockneter Mist, mit geschnittenem Stroh gemischt. Und wohin das Auge sich wendet, überall Spuren des Tessék. In feuchtem Zustande hoch aufgehäuft neben — einem öffentlichen Brunnen, zum Trocknen weit auseinandergeschoben in den Höfen und zur Seite der Straße, in viereckigen Würfeln an die Wände geklebt, in festen, harten Scheiben pyramidenartig auf den Dächern auf-

Digitized by Google

gebaut. Hier auf einer Art von Marktplatz beschäftigten sich Frauen und Kinder damit, zwischen den Büffeln, Ochsen und Kühen sich auf und ab zu drängen und den fallenden Mist zusammenzukratzen. Holz, das von den waldigen Hängen des Kolat- und Gümbetdagh aus dem Wilajet Trapezunt acht Tagereisen weit hergeholt werden muß, wird dem einfachen Manne hier geradezu unerschwinglich. „Holz von dem Berge, der einen Schwanz hat", ist darum in seinem Munde der Scherzname des Tessék. Und die private Ausbeutung der Kohlenlager, die in den nahen Gebirgen festgestellt sind, — schon im Jahre 1850 machte der englische Konsul Brandt auf solche aufmerksam — verwehrt die türkische Regierung mit hirnloser Ängstlichkeit. Eine seit Jahren unter militärischer Regie geplante Inangriffnahme der Hebung der Kohlenschätze wird schwerlich je zur Ausführung kommen.

Wir nähern uns dem Mittelpunkte der Stadt. Die Straßen sind nur wenig breiter und sauberer, aber die Häuser zeigen einige Solidität und manchmal gefällige Erker. Durch die Öffnungen massiver, hochgewölbter Torbögen blicken wir in das Innere dicht mit Waren gefüllter Speicher. Das Treiben wird bunter und lebhafter. Soldatentypen aller Waffengattungen in beneidenswertem militärischen Negligé schlendern umher. Lange Ladenreihen mit aufgehäuftem Tand zur Rechten und Linken. Und aus den Garküchen und den offenen Türen der kuppelbedeckten Hamâms, der Bäder, zieht wieder der Duft des kohlenden Tessék.

Lang gezogene Hörnertöne hallen uns entgegen.

Digitized by Google

Die Plattdächer sind mit neugierigen Menschen gefüllt. Eine Reihe von Priestern im Ornat, florumhüllte Kruzifixe und Lampen biegen um die Ecke. Man trägt den russischen Generalkonsul Maximoff, den Schutzgott der Armenier, zu Grabe. Ich trage Grüße für ihn aus Konstantinopel in der Tasche. Nun kann ich nur noch den Hut vor seinem Sarge lüften.

Mein junger griechischer Freund ist tief unglücklich, mir keine Gastfreundschaft bieten zu können. Sein Junggesellenheim dünkt ihm zu bescheiden, um vor den Augen eines Europäers bestehen zu können. Meine Unterkunftsstätte wird der Adjemchan, „Hotel de Perse", wie ein verblichenes Schild über dem Tore des massiven einstöckigen Steinkastens prunkend besagt. Sein Wirt, ein ehemaliger persischer Karawanenführer, eine herkulische Gestalt mit verwittertem Gesicht, heißt uns willkommen. Ein verräuchertes Zimmer von drei Metern im Geviert, ausgestattet mit einem Eisenbett, einem Divan längs der Wand, einem breiten Teppich, einem schmalen Tisch und einem dreibeinigen Stuhl, erscheint ein hochbehagliches Heim, nachdem ich wochenlang in den vorsintflutlichen Herbergen der ostanatolischen Gebirgsdörfer mich habe betten müssen. Wohl rief nach den Strapazen so mancher Tage die Müdigkeit aufs Lager, das zum erstenmale wieder aus einer Matratze und nicht mehr aus Strohmatten und Decken bestand, aber der mondhelle kühle Juniabend, nach den heißen Tagen im Euphrattale doppelt erquickend, lockte unwiderstehlich ins Freie. Die Stadt war wie ausgestorben. Nur in den Kaffeehäusern lebhaft plaudernde Gruppen und

Digitized by Google

einzelne Träumer, in den Genuß ihrer Wasserpfeife andächtig versunken.

Als ich ins Adjemhotel heimkehrte, überschüttete der Mond mit grellem Licht die nackten Wände des Zimmers. Durch das vergitterte Fenster blickte ich hinaus auf das Bild der nächtlich erhellten Stadt. Die Plattdächer erschienen wie eine einzige silberübergossene Fläche. Die Mauern des Kastells glänzten in friedlicher Stille. Und auf den schneebedeckten Höhen der Palantukâmberge flirrten tausend unruhige Strahlen. Alle Monotonie, alle abschreckende Häßlichkeit Erzerums war durch das Mondeslicht in Farbenweichheit und schimmernde Anmut verwandelt.

* * *

Die Bestrebungen Rußlands, vom Kaukasus her seine politische und ökonomische Machtsphäre nach Armenien und Persien hin langsam vorzuschieben, fanden kürzlich ihren Ausdruck in dem Plan einer Bahntrace Erzerum-Kars, mit deren Ausführung der Anschluß an das kaukasische Schienennetz Batum-Tiflis-Alexandropol-Kars und Baku-Tiflis-Kars und die Anschmiedung des nordöstlichen türkischen Grenzlandes an das Rußland untergebene kaukasische Ländergebiet endgültig erreicht wäre.

Das Wilajet Erzerum mit den beiden Sandjaks von Bajasid und Erzinghian ist es vornehmlich, welches in seiner Ausdehnung das bedeutete Grenzland darstellt. Sein östliches Sandjak Bajasid vermittelt den Handelslauf nach der wichtigsten nördlichen persischen Kara-

Digitized by Google

wanenstation, nach der von Täbris, zugleich nimmt es nach Norden hin über Eriwan mit dem Kaukasus rege Fühlung. Sein westliches Sfandjak gibt den Eingang nach dem Innern Kleinasiens, nach den Bevölkerungszentren von Karahissar, Tokat, Siwas, Malatia, Diarbekir.[4]) Durchaus natürliche Bodengestaltungen sind es, welche die Zusammensetzung des Wilajets bedingen. Im Norden schließen es die Ketten des Gümbet- und Kolatdagh und der lasischen Berge vom pontischen Küstenland ab; die Gebirgsfalten, die westlich der Straße Erzerum-Musch die Zuflüsse des östlichen Euphrat von denen des westlichen scheiden, trennen es vom südlichen Armenien, von den Wilajets von Bitlis und Wan.

Der Hauptreichtum des Landes ruht in den weiten von Bergen umschlossenen, von wassergewaltigen Flüssen durchstrichenen Ebenen, in den Hunderten von Talmulden, die von den vielen, aus bedeutender Höhe niederrieselnden, mehr oder minder reichen Wasseradern gespeist werden. Als teilweis unter dem Pflug stehende, zukunftssichere Bebauungsflächen treten die Ufer der drei mächtigen Flüsse auf, die des Tschoruk, des Kara-su (westlichen Euphrat) und des Araxes. Wohlgepflegte, trefflich mit Rinnsalen überzogene Felder traf ich in dem Tale des Balachor, nördlich von Baiburt, sowie in dem am Tschoruk gelegenen handelseifrigen Städtchen selbst an. Reiche Ernte versprachen die Pflanzungen in der Ilidja-Ebene, wenige Kilometer von Erzerum. Schwere Weizenähren wogten im Passimgebiet im Bereiche der Wasserspende des Araxes, an den spärlichen Stellen, wo eine Hand das

Digitized by Google

Pflugholz in den schwarzen humushaltigen Boden gedrückt hatte. Als totenstarres Wüstenland, von keiner Ackerfurche durchzogen, von keiner Herde durchwandert, keinem Dorfe, keiner Hütte belebt, sah ich tagelang weite von den Euphratwassern zu Fruchtflächen bestimmte Strecken, als ich von den Schneefeldern des Kopdagh zu Tal stieg. Kaum ein Zehntel des anbaufähigen Bodens untersteht heute der Ausbeutung. Rechnen wir nur ein Fünftel des Gesamtareals des Wilajets als kulturfähig (nach Cuinet 76720 qkm), so haben wir immerhin mit 15000 qkm brauchbaren Landes zu rechnen, das ist ungefähr der gleiche Flächenraum, den das Königreich Sachsen einnimmt!

Gerste, Weizen, Hanf, Kartoffeln, Bohnen, Mais sind die Hauptprodukte des unter Kultur liegenden Landes. Seiner Qualität wegen berühmt sind Gerste und Weizen der Ebene von Erzerum. Und auf ungedüngtem, nur jedes dritte Jahr brach liegendem Boden bringt jedes gesäte Korn nicht weniger als 15, bei vorzüglicher Ernte 20 Körner und mehr.

Kahl stehen die Berge des Erzerumer Landes. Sogar niederes Gestrüpp nistet selten auf den Abhängen. Überall glänzen sie in öden blaßgrauen und blaßbraunen Farben. Manche Berghäupter verlieren ihre Schneehauben oft das ganze Jahr nicht (so die Spitzen des Palantukâm mit ihrer 3000 Meter übersteigenden Höhe). Bei dem überaus strengen Winter (Maximum —30° C.), den häufig auftretenden Schneestürmen, die bis in den Mai hinein währen, hat der Obstbau nur an wenigen, besonders geschützt gelegenen Stellen seine Stätte. Der

Digitized by Google

Mangel an Brennmaterial trägt am empfindlichsten zum zeitweilig auftretenden Notstand der Bevölkerung bei. Mit Strohteilchen untermischter, an der Sonne getrockneter Viehmist dient, wie wir sahen, zur Feuerung. Und auch dieser ist nur mit schwerem Gelde zu erstehen (100 Stück 20—25 Piaster).

Verkehrsmittelpunkt ist Erserum mit seiner Bevölkerung von etwa 50000 Seelen.[5]) Hier ist der Treffpunkt der zu Tausenden zählenden persischen Karawanenführer, hier leben an 12000 Armenier, die, obwohl durch die Massacres beträchtlich dezimiert und ausgeplündert, doch schon wieder sich zu Wohlstand heraufzuarbeiten beginnen. Der persische Transithandel spielt sich nicht, wie man vermutet, in Erserum ab, sondern in Konstantinopel. Dort sitzen die Großhändler. Nur das Warenumschlaggeschäft vollzieht sich in Erserum. Der Gesamtwert des persischen Transithandels dürfte sich auf 15—20 Millionen Mark beziffern. Nicht fortzuleugnen ist die Tatsache, daß sich derselbe von Jahr zu Jahr verringert. Immer mehr schwenkt der persische Handel, sowohl für Ausfuhr wie Einfuhr von der seit Jahrhunderten so beliebten Route Täbris-Erserum ab und nimmt seinen Weg über Hamadan und Kirmandschah nach Bagdad. Trotz aller Anstrengungen Rußlands, im Norden Persiens auch kommerziell Fuß zu fassen, bleibt der Verkehr mit Persien nur auf die Einfuhr eines nicht allzuhohen Prozentsatzes russischer Waren (Zucker, billige Leinenstoffe aus Warschauer Fabriken, Spirituosen) beschränkt. Solange die Zollfreiheit persischer Transitwaren nicht

Digitized by Google

eröffnet wird, bleibt der Kaukasus als Durchgangsland ziemlich außer Betracht, selbst wenn die russische Idee eines Bahnbaues Alexandropol-Eriwan-Täbris-Kaswin-Teheran zur Wirklichkeit würde.[6])

Was den Rückgang des Karawanenverkehrs nach Persien hin verursacht, ist die zeitweise Unsicherheit der Straßen, namentlich auf der Strecke Erserum-Bajasid. Jedes Jahr, wenn die Kurdenstämme von den Niederungen hinauf in die Jailas (Sommerweiden) ziehen, fühlen sie sich vor Verfolgungen sicher und berauben die Karawanen nach Herzenslust. So sehr es dem türkischen Gouvernement an Erhaltung der Ordnung gelegen ist, so viel neue Polizeiposten es auch (namentlich um Gewalttätigkeiten der Lasen und Kurden gegenüber den Armeniern zu verhüten,) errichtet hat, zum heilsamen Mittel militärischer Eskortierung größerer Karawanenzüge hat es noch nicht gegriffen — sehr zum Nachteil des Wilajets. Nur gesicherter Anschluß an den Schiffsverkehr mit Trapezunt kann die alte Bedeutung der alten, schon von den Genuesen bevorzugten Handelsstraße retten.

Zieht man weiterhin den unausgebeuteten Mineral- und Erzreichtum der Erserumer Berge in Betracht (silberhaltiger Bleiglanz, Kupfererze, Chromeisen, Mangan, Kohlen), so lernt man den Wert des türkisch-russischen Grenzgebiets in seiner ganzen Tragweite schätzen!

* * *

Digitized by Google

Ich kann nicht sagen, daß mein Aufenthalt in Erzerum mir in jeglicher Beziehung ein Genuß war. Auf der Wanderung hatte ich, was Obdach und Nahrung betraf, nie innerlich gemurrt, im Gegenteil, alle Absonderlichkeiten und Entbehrungen mit Selbstverleugnung und gutem Humor hingenommen. Hier im Weichbild einer wohlbevölkerten Stadt wurmte es mich doch ein wenig, der Behaglichkeit eines Wohnraumes, der Schmackhaftigkeit häuslicher Gerichte so gänzlich für eine Woche und länger entbehren zu müssen.

Der Generalgouverneur Rauf Pascha, der sonst die Pforten seines Palais allen europäischen Wanderern weit offen hält, war von Erzerum abwesend. Er weilte in den Bädern von Ilidja. Dort hatte ich ihm meine Aufwartung gemacht. Eine Empfehlung unseres früheren deutschen Militärattachés in Konstantinopel, des rühmlichst bekannten Majors von Morgen, sicherte mir einen beinahe herzlichen Empfang. Ein liebenswürdiger, kluger, aufgeklärter alter Herr, das war der Eindruck, den seine Plaudereien machten. Wegen aller solcher unter türkischen Beamten seltenen Tugenden und Fähigkeiten war er ja auch — in Erzerum kalt gestellt. Mit aller Lebhaftigkeit erkundigte sich Rauf Pascha nach den Fortschritten des Kulturwerkes der anatolischen Bahnen, nach den Aussichten der den Deutschen zugefallenen Konzession des Bahnbaues nach Bagdad nnd dem Persischen Meerbusen. Manches, was ich erzählen konnte, war dem alten Herrn neu. In diesem weltvergessenen Winkel bekommt er eben von politischen Dingen offiziell nur zu hören, was das Kaiserliche Palais für gut befindet.

Digitized by Google

Über die Verzögerung der Inkraftsetzung der Bagdadkonzession schien er sich nicht im mindesten zu wundern. „Die Deutschen kennen den Orient und Konstantinopel noch zu wenig", erklärte Rauf Pascha. — „Sie meinen wirklich, wir Deutschen zahlen bei geschäftlichen Unternehmungen den hohen Würdenträgern zu wenig „Bakschisch", darum geht es in solchen Dingen trotz aller Sympathie Sr. Maj. des Sultans für deutsche Arbeit nur jawasch, jawasch (langsam) vorwärts". Exzellenz lachte vergnügt darüber, daß ich begriffen hatte, was seine vorsichtigen Andeutungen besagen wollten. Ich berichtete, welche Eindrücke die durchzogenen Gebiete auf mich hinterließen, welche Schätze hier zu heben seien, welche Zukunft unter energischer Hand diesem Lande gewiesen sei. Ob er glaube, daß Rußland uneigennützig die Rolle des Kulturerweckers, die ihm nach den letzten Verträgen zugeteilt sei, an den Grenzen seiner kaukasischen Besitzungen spielen werde. Rauf Pascha zuckte mit den Achseln und wurde recht einsilbig.

Die Mehrzahl der Reisenden, die Erserum berührten, erzählen von zudringlicher polizeilicher Überwachung, unter der jede ihrer Bewegungen stand, von ausgesprochener Feindseligkeit der türkischen Behörden, von Kälte, Ungastlichkeit und was sonst der Unliebenswürdigkeit mehr ist. Sei es, daß die politische und militärische Harmlosigkeit meiner Person offenkundig schien, sei es, daß der Wali als aufgeklärter Herr seine Weisungen gegeben hatte, ich vermochte von alledem nichts zu verspüren. Ich spazierte in der Stadt selbst wie in der Umgebung, wohin es mir beliebte, machte photo-

Digitized by Google

graphische Aufnahmen von dem, was mich interessierte, ging gemütlich an den Wällen und Glacis vorbei, durchschritt die Festungstore, ohne daß man mir als vermeintlichem Spion auf den Fersen war oder den geringsten Gang, die mindeste Handlung verwehrte. Sehr möglich auch, daß meine Staatsangehörigkeit mir bei den Türken der beste Passagierschein war. Kaum daß mein Diener auf neugierige Erkundigungen hin mich als „alemannialy" gekennzeichnet hatte, so begann jedermann mir durch Zuvorkommenheit den Weg zu ebnen. Im Inneren Tripolitaniens hatte ich mich vor fünf Jahren wundern können, daß die türkisch-deutsche Freundschaft in von aller Zivilisation, allem Nachrichtendienst entfernten Gegenden einigen Kaimakams und Qâdis als ausgemachte Sache galt. Hier in den Erzerumer Bergen fand ich allerorten diesen Gedanken noch mehr ausgeprägt und selbst bei den naivsten Gemütern verbreitet.

Je mehr ich Erzerum nach allen Richtungen hin durchwanderte, desto mehr verstärkte sich der Eindruck, den ich beim Betreten der Stadt hatte: überall Armut und Verwahrlosung. Vorteilhaft stach die Ursprünglichkeit der Volkstypen, ihre Derbheit, ihre groteske Ungeleecktheit in Haltung und Kostümen mir in die Augen.

Einen genauen Plan von Erzerum zu entwerfen, dazu gebrach es mir an Zeit. Wohl aber vermochte ich vom hohen, im Zentrum gelegenen Dache meiner Unterkunftsstätte und von anderen günstigen Punkten aus, Lauf der ersten Verkehrsadern und Lage der Hauptmerkwürdigkeiten zu skizzieren.

Digitized by Google

Nach Norden und Westen offenes, ebenes Land. Hinter dem Euphrat bildet eine mit Schneefeldern besäumte, nach Nordosten ausbiegende Kette die Grenze der nördlichen, an zwanzig Kilometer breiten Fruchtzone. Im Westen erreicht sie schon hinter Ilidja vor mäßigen, zum Euphrat sich herandrängenden Höhen ihr Ende. Imposant gibt sich der Zug des Palantukâm, der von Südwesten sich zur Stadt schiebt. Gravitätisch, einer höher als der andere, mit breiten, hochgewölbten Nacken, zeigen sich seine Berge. Eigenartig thront namentlich der Ejjerlidagh mit seiner, einem aufgestellten Sattel ähnlichen Gestaltung. Im Osten der Stadt schneiden sie sich mit einer gegen Südosten heranrückenden Gebirgsmasse und hängen mit ihr durch eine großartige Einsenkung, den Dewebojun (wörtlich „Kamelhals"), zusammen. Durch eine vom Dewebojun auslaufende Hügelreihe wird im Nordosten der Talkessel geschlossen, an dessen Eingang sich Erserum ausbreitet.[7])

Wenn man sich die so geschilderte natürliche Umrahmung der Stadt vor Augen hält, begreift man die ungemein günstige strategische Lage Erserums. Alle Erhöhungen der Umgegend sind mit Sperrforts gekrönt, welche sämtlich nach Erserum laufende Straßen beherrschen. Auf den Hügeln außerhalb der Wälle in den nordöstlichen, südöstlichen und südwestlichen Ecken befinden sich besonders starke, mit Blendwerk gedeckte Befestigungen, ebenso zu beiden Seiten des Dewebojunpasses, über den die Wege nach dem Kaukasus und nach Nordpersien führen. Am bedeutendsten aber sind die von 1888—1893 nach neuestem System gebauten,

Digitized by Google

mit Kruppschen Geschützen armierten Fortifikationen auf dem Palantukâm. In einer Höhe von 2600 Metern errichtet, dürften sie zu den höchstgelegenen Forts der Welt gehören. Sie vermögen alle von Westen oder Osten kommenden Frontangriffe gegen die Festung oder gegen eine vor ihr stehende Feldarmee durch mächtiges Geschützfeuer zurückzuweisen. Und nur von diesen beiden Seiten gestattet die natürliche Lage Erzerums eine feindliche Annäherung. Als besonders günstige Defensivstellung gegen Osten gibt sich der Kamm des Dewebojun.[8])

Über Erzerum allein führt der Weg nach dem Inneren Kleinasiens. Nur wenn diese Festung in den Händen des Feindes, darf er an eine Eroberung der anatolischen Provinzen und an einen Vormarsch gegen Konstantinopel durch Kleinasien denken. Mit Recht betrachtet man also Erzerum als Schlüssel zum gesamten östlichen Länderbesitz der Türkei. Mit allem Eifer haben die Türken daher sich die Umbauung und Neuarmierung der Befestigungen angelegen sein lassen, nachdem im letzten russisch-türkischen Kriege sich manche strategische Mängel herausgestellt hatten. Und trotz derselben vermochten die türkischen Truppen dem russischen Vorstoß vom Kaukasus her lange stand zu halten. Nicht durch Waffengewalt wurde Erzerum genommen, sondern kraft der Bestimmungen des Waffenstillstandes den Russen übergeben.

Vier Tore durchbrechen die Wälle. Ziemlich genau den vier Himmelsrichtungen entsprechen diese Verbindungen mit der Außenwelt. Nur statt eines direkt

Digitized by Google

südlichen Ausganges besteht solcher im Südwesten. Die Bezeichnungen für die einzelnen Tore sind ungemein mannigfaltig. Sie tragen ihren Namen nach dem zunächst liegenden Stadtquartiere oder nach der bedeutendsten Stadt, zu der sie führen. So heißt das östliche Tor Kars- oder Täbriskapu, das nördliche Tortum- oder Oltykapu, das westliche Tarabison- oder Stambulkapu, das südwestliche Erzinghian- oder Charputkapu. Infolge der Nachbarschaft der christlichen Kirchen wird das Oltykapu auch Kilissiakapu (Kirchentor) genannt. Da sich das Giurdjiviertel dem Stambulkapu anlehnt, ist für dieses ebenfalls der gleichlautende Name üblich.

Eine starke Mauer umschloß die byzantinische Stadt. Um das Kastell gruppierte sich dieselbe. Nach Norden zu stellte die Burg mit ihrem hohen Gemäuer Grenze und Schutzwehr dar. Spuren der byzantinischen Umgürtung finden sich noch zahlreich, namentlich westlich und östlich unterhalb des Kastells. Deutlich sieht man, wie die nötige Erweiterung Bresche legte; in eigentümlicher Verquickung kann man antike Quaderbauten und leichte Lehmmauern da entdecken, wo die Häuser sich auf alte Bruchstücke stützen oder gar ein Stück des alten Baues zur vollen Front- oder Rückseite genommen haben. Wahrscheinlich ist, daß auch das alte Erzerum vier Tore zählte und die Namen derselben auf die den Richtungen entsprechenden heutigen Tore übertragen wurden (Täbris-, Olty-, Giurdji-, Erzinghiankapu). Die heute gleichgenannten Stadtquartiere decken sich mit dem Bezirk jener ehemaligen Tore.

Aus einer Anzahl von Gassenlabyrinthen setzt sich

Digitized by Google

die Stadtmasse zusammen. Wenig sticht eine Hausfront von der anderen ab. Gelbe Holzrahmen mit einfachen Musterungen verschließen Fenster und Türen. Häufig geben auch graue Pappscheiben oder dickes Ölpapier, wie es der englische Major Kinneir[9]) im Jahre 1813 als einzige Fensterverkleidung fand, lediglich den Verschluß der Fensteröffnungen. Vereinzelt tritt der persische Häuserstil auf. Die ganze obere Front ist dann durch eine Anzahl halbkreisartiger Altane eingenommen, deren jeder durch eine schmuck geschnitzte Balustrade umgeben und ein Runddach gekrönt ist. Auch lustige Kaffeehäuser mit offenen Holzveranden und unvermittelt angeklebten koketten viereckigen Türmchen bringen etwas Originalität in das Straßenbild. Auf wackeliger Stiege klettert man zu dem Obergeschoß mit seiner schmalen Veranda hinauf und vermag bei einer Tasse „Kawé" das unten sich bewegende bunte Volksgetriebe zu mustern.

Die charakteristischsten Szenen entwickeln sich zur Marktzeit vom frühen Morgen bis zum Mittag. Vornehme Kurden hoch zu Roß, eine Lanze in der Rechten, mit langem, bis an die Knie reichendem braunen Rock, hoher weißer Fellmütze und roten, mit vorn umgebogener Spitze versehenen Schuhen angetan, tummeln sich unter der Menge. Ärmere Vertreter ihrer Rasse, mit weitärmeliger, bis zu den Hüften reichender, schwarzer oder grauer Felljacke und breiten, am Knie sich verengenden Hosen bekleidet, beschäftigen sich mit der Abladung von Pferdelasten oder halten auf ihren Karren Brennholz, gesammelte modernde Baum- und Pflanzenwurzeln und trockene Astragalusbüschel feil. Armenische

Digitized by Google

Bauern aus den umliegenden Dörfern, an ihren aus bunten Tuchstücken zusammengeflickten Kitteln von weitem kenntlich, treiben Vieh zum Verkauf. Einzelne unter ihnen tragen die nationale Mütze, „Arachdjin" genannt, eine Leinwandkappe mit geschmackvollen, in roten und blauen Farben eingestickten Mustern. Inmitten des Trachtgemäldes sticht als die eintönigste die Tracht der Perser hervor: schwarzer talarartiger Rock und dunkle Beinkleider. Die persischen Karawanenhändler überraschen durch die scharfgeschnittene, intelligente Physiognomie und durch ihre geschmeidigen Gestalten. Desto abschreckender sind die Typen der Kameltreiber. Dickknochige Körper, brutale Gesichter, zerfetzte Kleiderlappen, aus denen Sonne, Regen und Wind jede Farbennuance herausgesogen, hohe fettglänzende Stiefel, ähnlich denen der südrussischen Bauern, sind ihr Kennzeichen, und eine Atmosphäre von Kamelgeruch, Schweiß, getrockneter Erde, ranzigem Öl umgibt sie auf ein Dutzend Schritte.

Im östlichen Teile der Stadt unterhalb des Zitadellenhügels liegen zumeist die Plätze, auf denen sich das geschilderte Marktleben abspielt. Hier befindet sich der „Atmeidân" (Pferdemarkt), „Mal-" (Viehmarkt), „Palut-" (Holzmarkt), „Bitmeidân" (Kleider, wörtlich Läusemarkt). Ein großer Straßenzug „Jeni dügbanlar" genannt, Hauptort der ladenartigen offenen Werkstätten der Handwerker, läuft, ebenfalls unterhalb der Kastellmauern, von Osten nach Westen. Eine Anzahl geräumiger, neu errichteter Steinbauten dienen dort als Warenniederlagen. Auf diesen Straßenzug stößt im rechten

Digitized by Google

Winkel ein zweiter, gleich breiter, mit Namen Klissia ssokák („Kirchenstraße"), bei der Kathedrale der gregorianischen Armenier endend, die mit ihrem barocken Holzturm von fernher die Blicke auf sich lenkt. Die Mehrzahl der armenischen Händler haben hier ihre Verkaufsstände. Von der armenischen Kirche führt in schräger Richtung eine enge Basargasse ab, in der vorwiegend die Erzeugnisse europäischer Industrien, Eisenwaren, Leinen- und Baumwollstoffe, feilgeboten werden. Diese führt zu einem trapezförmigen Platz, dem „Gjölbaschi", in dessen Nähe alle größeren Chans gelegen sind. Beim Gjölbaschi befindet sich auch das Zollhaus, und hinter diesem zieht sich abermals eine breitere Gasse mit Namen „Gömrük árkasy", die im spitzen Winkel auf das Nordende der „Jeni düghanlar" trifft. Die genannten Straßen sind die einzigen, welche einheitliche, wenn auch durchaus nicht immer gerade Richtung zeigen und sich aus dem Häuserlabyrinth Erzerums abheben.

Über Gründung und Geschichte des altarmenischen Erzerum lassen sich wenig beweissichere Tatsachen herausschälen.[10]) Zur Zeit der armenischen Könige in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung war eine Feste Garin (Carana) bekannt, die an Stelle der heutigen Festungsstadt oder doch wenige Kilometer westlich gestanden haben mag. Zugleich wird von einer mächtigen altarmenischen Stadt in jener Gegend berichtet, die den Namen Arsen trug. Bestimmt wissen wir, daß unter dem Kaiser Theodosius dem Jüngeren vom General Anatolius gelegentlich seiner Bekriegung der Perser ein Grenzbollwerk hier angelegt wurde (um 420), wahr-

Digitized by Google

scheinlich an der Stelle des halbverfallenen altarmenischen Burgfleckens Garin, das der römische Feldherr zu Ehren seines Herrschers taufte. Die Schilderung, welche Moses von Chorene von dem Orte gibt, an dem sich auf Antrieb des Anatolius das römische Theodosiopolis erhob: treffliche Verteidigungslage, Wasserreichtum u. a., paßt vorzüglich auf das heutige Erserum.

Ein Bollwerk, an dem sich mancher Angriff brach, wurde die neue Feste. Über drei und ein halb Jahrhunderte (647–1000) währte der Kampf zwischen Arabern und Griechen um das wohlbefestigte und wohlhabende Erserum. Möglich ist es, daß das altarmenische Arsen oder Ardzn zur heutigen Namengebung führte. Dieses nämlich wurde von einer Heeressäule plündernder Seldjuken im Jahre 1049 eingenommen und dem Erdboden gleich gemacht. Die von hier vertriebenen Bewohner siedelten sich im römischen Theodosiopolis an. Seit dieser Zeit hieß Theodosiopolis „Arsen-er-rum", das Arsen der Römer, bez. ihrer Nachfolger, der Byzantiner. Noch heute gelten die Griechen der Türkei als „Ῥωμαῖοι."

Auch über das vergrößerte, nun als Erserum erscheinende Theodosiopolis brachen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert zahlreiche Angriffe und Bedrückungen von Persern, Mongolen und Seldjuken herein. Eine Zeitlang stand es unter seldjukischer Herrschaft, 1472 kam es mit Großarmenien unter persische Oberhoheit. Genuesische Händler sind damals zahlreich hier ansässig gewesen. Auch ein Marco Polo weilte in seinen Mauern. Wahrscheinlich hatten die Genuesen zur

Digitized by Google

Beschützung ihrer Karawanenzüge selbst eine Garnison in Erzerum. Sicher ist es, daß sie mehr wie ein Kastell auf der Reise von Trapezunt nach Täbris errichtet haben. Die Festungsbauten von Ardassa, Adja- und Kedjidkalé zwischen Baiburt und Trapezunt und solche von Hassankalé und Bajasid, alles auf schwer erklimmbaren Felsen nistende Burgen, gelten heute noch im Bewußtsein der Bevölkerung als Werke jener kühnen Handelspioniere. Schon der Geograph Ritter wies darauf hin, daß sich die Eingeborenen in diesem Glauben schwerlich täuschen. Mit dem Sieg des Sultans Selim I. über die Perser bei Tschaldiran war auch das Schicksal Erzerums entschieden. Es wurde in diesem Jahre (1514) Bestandteil des ottomanischen Reiches.

Der Architekturreste sind in Erzerum nicht viele, die wenigen aber entbehren nicht historischer Merkwürdigkeit oder eigenster Charakteristik. Von der armenischen Ära sind keine Zeugen vorhanden, wohl aber von der byzantinischen. Vereinzelt stehen noch die Fundamente der ehemaligen Mauer, welche die wichtige Grenzfeste des Byzantinerreiches umschloß. Aus der Lage derselben ergibt sich, daß die alte Stadt zu seiten und hinter der an 80 Meter sich erhebenden Burghöhe sich lagerte. Frei gleich einem Küstenfelsen, der die Brandung abwehrt, erhob sich die nördliche Steilseite des Berges, auf dem die Zitadelle thronte. Die heutige Stadt nimmt etwa einen fünffach größeren Raum ein als den, welchen das alte Theodosiopolis deckte.

Eigentümlich und von ziemlich rätselhaftem Ursprung sind die breiten Rundtürme, welche zahlreich —

Digitized by Google

ich machte deren zehn ausfindig — auf kahlen Trümmerfeldern oder hart inmitten alter Gebäudereste aufragen. Für einige durch Lage und Größe besonders hervorragende — so heißen vier im östlichen Stadtteil nebeneinander stehende „Sultan Melik" und eines am Karstor „Gümüschli gümbet" (silbernes Grabmal) — hat der Volksmund besondere Namen gefunden. Allen gemeinsam ist der massive, 10 bis 15 Meter im Durchmesser fassende Rundbau, die in ihn eingelassenen tor- oder fensterartigen Rundbogen und die spitze kegelförmige Haube. Ihr kapellenartiger Aufbau läßt in ihnen Grabtürme vermuten. Auch der Volksglaube bezeichnet sie als solche. Ihr Stil gibt eine Verquickung spätbyzantinischer, mittelalterlich armenischer wie aus dem Osten eindringender Formen. Die Rundbogen deuten auf ersteren, die Pyramidendächer und die bandartigen Verzierungen auf letzteren. Bei einigen Bauten scheinen die Zwischenräume zwischen den freistehenden und bogentragenden Pfeilern nachträglich erst mit einer Steinlage ausgefüllt worden zu sein. Das Innere zweier Rundtürme, das ich durch offenliegende Mauerstellen mustern konnte (z. B. „Gümüschli gümbet"), ist vollkommen hohl, jeden Schmuckes bar und verrät keinen irgendwie sich auszeichnenden Punkt, an dem eine Aufstellung oder Eingrabung von Sarkophagen stattgefunden hätte. Man könnte darum in mancher der sogenannten Tomben, namentlich in solchen, die der seldjukischen Ornamentik des Bandfrieses entbehrend, der alten Festungsmauer an- und eingebaut sind (so die Bauten vor der Stadtmauer am Tschifti Minareh und in der Nähe der Lallah

Digitized by Google

Pascha Moschee) byzantinische Wacht- oder Provianttürme sehen. Die als Sultan Melik bezeichneten turmartigen Rundbauten sind jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach Grabdenkmäler und zwar aus der Seldjuken- und Tatarenzeit, indem ihre Art an manche Seldjukengräber in Konia erinnert. Auch mit einigen kürzlich von Dr. Sarre[11]) der Kenntnis näher geführten Bauten in Persien, so mit dem neben der Moschee des Schach Bajasid sich erhebenden Grabturm in Bostam (etwa 1313 erbaut) und den mit Nischen und Spitzdächern gezierten Grabstätten schiitischer Heiligen am Kaschaner Tor in Kum sowie namentlich mit dem von Layard beschriebenen Mausoleum des Sultan Baiandur in Achlat am Wansee und den dortigen Grabmonumenten anderer Häuptlinge der Tataren vom Stamme der „Ak-kujunlu" (weiße Schafe), deren Errichtung wohl dem fünfzehnten Jahrhundert entstammt,[12]) tragen die Turbehs von Erserum mehr oder minder starke Ähnlichkeit. Jedenfalls geben diese im Laufe eines bis anderthalb Jahrhunderten (1350—1500) entstandenen Architekturen ein treffendes Bild, wie eine Verschmelzung verschiedener Stilformen ihren langsamen Lauf nimmt.

Beredte unzweifelhafte Zeugen seldjukischer Kultur sind in Erserum zwei Monumente: das Tschifti (Doppel) Minareh und der Gebetsturm der Mergofmoschee. Alle drei Minarehs sind unvollendet, entbehren des Rundgangs für den Gebetsrufer und des Turmüberbaues. Es ist dies wieder ein Zeichen dessen, daß die Seldjuken nur vorübergehend hier walteten und das Gepräge ihrer Kunst und Gesittung der Stadt nicht auf-

Digitized by Google

zudrücken vermochten. Die Unfertigkeit des „Tschifti Minareh" erklärt eine sagenhafte Geschichte auf folgende Weise: Ein Meister und sein Schüler hatten sich an die Errichtung des Werkes gemacht und jeder an die Erbauung eines Gebetturmes. Der Meister fand eines Tages, daß sein junger Gehülfe als gleich geschickter Baumeister sich zeigte wie er selbst, eines Tages also ihn an Kunstfertigkeit übertreffen würde. Als der Bau seines Schülers sich dem Ende näherte, ließ er diesen darum vom Gerüst stoßen. Tags darauf setzte Allah seinem Leben zur Strafe ein Ziel. So blieben beide Minarehs unvollendet.

Eine originelle Komposition zeigen die Tschifti Minarehs, ein phantastischer künstlerischer Geist spricht aus ihrer Fügung.[13]) Wieder sind Merkmale byzantinischer und persisch-arabischer Formen zusammengeschweißt, aber so fein, so harmonisch, mit solcher sicheren Berechnung der Wirkung, daß eine herrliche neue Schöpfung entstanden ist. Die beiden des krönenden Türmchens baren Minarehs ähneln in ihrer bizarren Gestalt zwei mächtigen Säulenstümpfen. Recht unvermittelt sitzen sie dem zu seiten des Portals stehenden Mauermassiv auf und machen so den Eindruck späteren Überbaus. Zahlreich und tief sind die Kerbungen, so daß die Minarehs aus lauter hohen schlanken Pilastern zusammengesetzt erscheinen. Der Grazie der Gestaltung ist nun durch die Farbenwirkung doppelter Reiz verliehen. Von sattem Rotbraun zeigt sich der Untergrund, und mit lichtblauen Ziegeln gelegte Quadrate, mit der Spitze übereinander gestellt, laufen die ganze Höhe auf-

Digitized by Google

wärts. Kacheln von dunklem Blau füllen die Tiefe der Kerbungen. Wo der wie breite Säulenfüße anmutende Unterbau des Minarehs dem Portaldach aufliegt, sind auf der Frontseite zwei, durch perlenartig ornamentierte Bänder gebildete Quadrate angebracht, in deren Innerem auf zwei übereinander liegenden zierlichen Rosetten die Farbentöne der mattblauen, tiefbraunen und tiefblauen Kacheln ebenfalls ihr malerisches Spiel führen. Von der Sonne überleuchtet, zittern die Minarehstumpfe vermöge solcher Form und Bekleidung in unbeschreibbar prächtigen Lichtern. Das Portal der Medressé erinnert ganz an den Charakter der Glanzbauten Konias. Breite Arabeskenreihen umrahmen es, und gefällige Säulen tragen die Stalaktiten-Skulpturen der überhängenden Nische. Ähnlich verziert ist der quadratische Mittelbau der Mergof-Moschee. Ihr Minarehstumpf zeigt ebenfalls die Technik der Fayencen, die innerhalb der in geometrischen Figuren gegebenen reliefartig vorspringenden Ornamentierung stehen und an die Dekorationen der aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts stammenden Moschee des Enkels Timurs in Samarkand erinnern.

Mit diesen beiden Bauwerken aus dem zwölften Jahrhundert erschöpft sich das wirklich architektonische Schöne in Erserum. Was sonst an muselmännischen Gotteshäusern zu finden, verrät bescheidene Phantasie und krasse Dürftigkeit. Die Gebetstürme zeigen die rohen Backsteine und die weißen Linien des Mörtels zwischen ihnen, die Galerieen und Dächer ihr zumeist verblichenes Holzwerk. Vor einer hohen Mittelwölbung,

Digitized by Google

vor einer Reihe niedriger Kuppeln oder vor einem erdüberlagerten Plattdach stehen von Stützbalken gehaltene, arg verwitterte, schräge Holzdächer. Grell übertünchte Gitter laufen zwischen den große Hufeisenbogen stützenden Säulen der Vorhallen. Wo man sich die seldjukische Manier der zellenförmigen Einkerbungen zum Vorbild genommen hat, wie bei der Uludjami, da sind dieselben rot, gelb, blau, weiß bepinselt. Wo man mit Farbenspielen wirken wollte, da erschrecken schreiende Lichtkontraste. So bei der Lallah Paschah Moschee mit ihren grün und gelb bemalten Säulen, ihren rot und blau überstrichenen Kapitälen. Alle diese Zeichen barbarischen Geschmacks geben eine Vorahnung sonnenverdörrter, in jähen Farbentönen erzitternder tatarischer Steppen Mittelasiens, aus denen die mongolischen Reiterhorden über Kleinasien hereinstürzten, ihre Freude am Kunterbunten, Grellen bald auch an ihren Gotteshäusern in der neuen Heimat betätigend.

Zweimal schon haben sich die Russen in Erserum häuslich eingerichtet: 1827 und 1878. Und beide Male ist es ihnen durch die Friedensbedingungen von Adrianopel und San Stefano wieder entwunden worden. Wenn sie zum dritten Male die Hand auf die Festung gelegt haben, werden sie kaum gesonnen sein, sie wieder preiszugeben. Dann würde neues Leben hier pulsieren. Der Handel möchte wie ehemals mächtig ausgreifen können. Die Kurden und Lasen werden nicht lange mehr stillschweigend geduldete, manchmal sogar liebevoll gehätschelte Wegelagerer bleiben. Die Armenier werden durch ihre aus dem Kaukasus zurückwandernden Rassen-

Digitized by Google

brüder vermehrt, aufatmen und die Schwingen regen, so lange, bis man sie ihnen notgedrungen wieder etwas beschneidet. Die slavische Völkerwoge wird sich nach dem östlichen Kleinasien hinüberwälzen. Durch Bewilligung von jungfräulichem Neuland begünstigt, entstehen Bauerndörfer über Bauerndörfer. Die heute träge Erdscholle regt sich fruchtgebend, wie sie es durch Jahrhunderte nicht getan. Das mittelalterliche Gesicht Erserums würde binnen kurzem verwischt werden.

Mittelalterlich das Gepräge von Erserum, mittelalterlich starr Gruppierung und Scheidung der Rassen, der Stadtviertel, mittelalterlich das Geistesleben, der Handel, die Gewerbe. Immer matter und seltener wird das Gehämmer der Kesselschmiede, deren rot glänzende Kupfergeschirre im Osten und Westen gesucht waren und bis Konstantinopel und Indien wanderten. Die persischen Karawanenführer murren immer lauter über die Lässigkeit der türkischen Beamten — mein Wirt war unermüdlich im Klagen und Schimpfen über den Rückgang der Karawanenzüge — und einer nach dem anderen wendet sich nach dem russischen Transcaucasien. Festungsmauern, Gräberstätten, Ruinen hindern bauliches Ausbreiten. Peinliche Vorschriften bewachen die Tätigkeit der Handwerker; Handelsgewohnheiten und Verkehrsmittel bestehen wie vor einem Jahrtausend. Kein Hauch modernen Denkens weht hierher. Engherzige Interpreten mohammedanischer Gesetze und kaiserlicher Verordnungen schüren die Rassengegensätze, statt sie zu beschwichtigen, schieben also jedem Aufschwung die Riegel vor. Die Hartherzigkeit der türkischen Beamten hat hier einen bestimmten

Digitized by Google

Ursprung. Alle sind „Verbannte". Das armenische Hochland ist das türkische Sibirien. Sie sind durch geschicktere Wettbewerber und eifrige Neider vom großen Schöpfbrunnen in der Hauptstadt verwiesen worden. Nun frönen die meisten in dumpfer Rachsucht doppelt der Leidenschaft nach Macht und unrechtmäßiger Bereicherung. Die Frömmeren und Zageren verrichten unlustig ihre Pflichten. Was schert sie es, wenn rings um sie alles verfällt und verfault. Und der Begabte geht inmitten dieser Umgebung seelisch und geistig zu Grunde. Solange die entferntesten Provinzen des ottomanischen Reiches die Abschubplätze für die wegen ihrer guten oder schlechten Eigenschaften „gefährlichen" Elemente bleiben, so lange kann eine ernstliche Kräftigung der Türkei nie erhofft werden!

Möge zu den notwendigen Taten der Neuerung und Ordnung die Türkei selbst sich in Ernst und Eile aufraffen, ehe eine fremde Hand ihr jene Gebiete entwindet.

Digitized by Google

Tripolitanien.

Landschaftsbilder und Völkertypen.

Wenig bekannt und wenig durchforscht, den Einbuchtungen der beiden Syrten sich angliedernd, in einer Küstenausdehnung von ziemlich 2000 Kilometern von der tunesischen zur ägyptischen Grenze von Westen nach Osten und fast 1500 Kilometer nach Süden bis tief zum afrikanischen Inneren sich streckend, fristet die tripolitanische Erde samt dem Mutessariflik Benrhasi, der alten Cyrenaïka, als ottomanische Provinz ihr klägliches Dasein. Kaum will es dem, der zum erstenmal ihren Boden betritt, in den Sinn kommen, daß hier einst starke und üppige griechische wie römische Kolonien blühten, daß an dieser Stelle berühmte Philosophen, Mathematiker und Geographen, auch römische Kaiser wie ein Septimius Severus geboren wurden, unter dem Schutze römischer Kohorten reiche Handelskarawanen bis zu den Oasen des Hinterlandes, ja bis in den Sudân hinein sich bewegt haben, und die christliche Kirche in jenen Gegenden in wohlgepflegten Diözesen mit Männern wie Cyprian und Augustinus fanatische Glaubensstreiter

Digitized by Google

finden konnte. Arm an charakteristischen Details erscheint auf den Karten das türkische Wilajet Tripolitanien und die Cyrenaïka; einige Punkte bezeichnen die Küstenstädte Suâra, Tripolis, Choms, Misrata, Syrt, Benrhasi, Derna, Tobrûk, sowie im Innern die Handelsmittelpunkte des Karawanenverkehrs Rhadâmes, Rhât, Mursûk; eine Reihe schraffierter Linien gibt roh das Gerippe der selten begangenen Bergzüge. Obwohl nur 210 englische Seemeilen Benrhasi vom Kap Matapan, dem südlichen Punkt Griechenlands, trennen und Tripolis, das Handelszentrum des Westens, nicht mehr als 240 Seemeilen von der Südspitze Siziliens entfernt liegt, obwohl von Malta, dem Stapelplatz für die Waren aller Nationen, ein Dampfer mittlerer Geschwindigkeit Tripolis in 15, Benrhasi in 28 Stunden zu erreichen vermag, liegt das Land noch in dem Zustand wirtschaftlicher Bedürfnislosigkeit und des geistigen Abschlusses von Europa, in den es durch die Überflutung arabischer Heere vom siebenten bis neunten Jahrhundert geworfen wurde. Die Herrschaft autonomer Beys (seit 1553) ebenso wie die erneute Besitzergreifung der Türken im Jahre 1835 war nicht dazu angetan, die Starrheit des Landes zu lösen. Ähnlich wie in Marokko, in ungebrochener Makellosigkeit, in autochthoner Kraft, mit Ausnahme der Küstengebiete und des Umkreises von einigen Dutzend mit gewalttätiger Soldateska besetzten Kastellen, in Unabhängigkeit und unbekümmert um die türkischen Beherrscher leben noch gegenwärtig seine Stämme.

Französische Entschlossenheit hat Algerien wie Tunesien und englische Rücksichtslosigkeit Ägypten aus der

Digitized by Google

Reihe der „pays sauvages“ gestrichen. Schon heute ist namentlich das französische Kolonialland auf weiten Flächen von Weingärten, Getreidefeldern, Farmen und Plantagen erfüllt, so daß die französische Eitelkeit nicht mit Unrecht sich das Verdienst zuteilt, in Nordwestafrika als würdige Erbin der Kulturmission Roms aufzutreten. Nur Marokko und Tripolitanien künden noch von der Barbareskenzeit früherer Jahrhunderte. Während ersteres der Begehrlichkeit näher steht, bleibt Tripolitanien wirtschaftlich wie wissenschaftlich fast außer Berechnung. Die Beobachtung, die es während der Glanzzeit der Afrikaforschung durch Lyon, Clapperton, Laing, Richardson, Dickson, Barth, Vogel, Beurmann, Duveyrier, Mircher, Flatters, Rohlfs, Bary, Nachtigal als Eingangspforte zum Herzen Afrikas Jahrzehnte hindurch genoß, ist infolge der ängstlichen Absperrungsmaßregeln des türkischen Regimes gänzlich geschwunden. Heute sind die Straßen von Süden und Westen her die bevorzugten Kundschafterwege nach dem Zentrum Afrikas. Und doch sind der geographischen wie ethnologischen Forschung hier noch Arbeiten aufbewahrt wie an keinem anderen Punkte Nordafrikas, und der menschlichen Wirtschaftstätigkeit noch Regionen gewaltiger Ausdehnung gesichert. Es bedarf daher gegenwärtig der nachhaltigen Betonung, daß hinter jenen Männern, die nur auf dem Wege zu einem anderen weiteren Ziele Tripolitanien durchquerten, alle Zweige der Wissenschaft noch eine große Nachernte zu halten haben, daß die tripolitanischen Landstrecken nicht nur als Durchgangsgebiete des Sudânhandels, sondern auch als Kultur-

Digitized by Google

flächen unter besonnener und ehrlicher Leitung eine wirtschaftliche Zukunft erwarten dürfen, welche der im Fluß befindlichen Entwickelung der Nachbarländer Ägypten, Tunesien und Algerien kaum nachstehen wird.

Soweit mich ein fast zweijähriger Aufenthalt an verschiedenen Punkten Tripolitaniens zum Urteil befähigt, gebe ich von diesem Erdenstrich, der immer wieder in den Mittelpunkt des Interesses tritt, wenn die Lüsternheit derer, die es begehren, die Geister der Politik rege macht, ein Bild der Bodengestaltung, seiner Städte, seiner Bevölkerungen und seiner wirtschaftlichen Lage.

Wer flüchtig, auf kurze Zeit, im Stile und nach dem Geschmacke eines Weltenbummlers in den türkischen oder arabischen Orient eintritt, vor dessen ungeübten Augen werden alle Erscheinungen orientalischer Sitte und Denkweise als unverstandene Eigentümlichkeiten erscheinen. Und auch dem, der als Beobachtender, als Forschender kommt, werden jegliche Eigenschaften und Neigungen des europäischen Menschen die ersten Monate seines Verweilens Veranlassung geben, das Landesleben unter dem Winkel seiner angeborenen Anschauungen und Gefühle zu sehen. Die wenig sauberen Gassen der Moslemstädte beleidigen seinen Geruchssinn, die eng aneinander geschobenen Häusermauern der Straßen sind ihm eine Art Bedrückung; auf den untätigen, zerlumpten Araber oder Neger wird er mit dem Bewußtsein seines besseren Menschen herabblicken, die fanatischen Religionsheiligen, die sogenannten „Marâbu", welche splitternackt, unter irrsinnigen Reden und Gebärden

Digitized by Google

einherpilgern und von ihren Glaubensbrüdern mit äußerster Hochachtung und Verehrung behandelt werden, mitleidig belächeln — bei den Flüchen und Verwünschungen, mit denen er als „Rumi", als Christ, oft genug bedacht wird, von denen Schmeichelnamen wie „Kelb" (Hund) und „Hallûf" (Schwein) noch die harmlosesten sind, vermag er den stärksten Unwillen, selbst als Pflegmatiker, nicht zu unterdrücken — im arabischen Hause, das ohne Fenster nach der Straße zu für die Berührung mit der Außenwelt nicht geschaffen ist, wird er in der Regenzeit in stiller Verzweiflung dahinbrüten.

Dies in erster Zeit. Doch allmählich beginnen Sonne, Licht, Luft und Umgebung auf ihn zu wirken. Seine Bedürfnisse wechseln in dem neuen Klima, unter den neuen Menschen, seine Nerven erfahren Verwandlung und Umbildung. Das Gefühl der Unzufriedenheit weicht einer behaglichen, einschmeichelnden Ruhe. Die gleichbleibende Wärme, die Stetigkeit der Helle des Himmels, das Fernstehen alles hastigen Erwerbsgetriebes erzeugen eine Befriedigung, eine Bedürfnislosigkeit, ein stilles Wohlgefallen am Milieu. Und nun sieht man mit veränderten Augen. Man begreift, wie die Umgebung nicht anders sein kann, als sie besteht; man nimmt die Menschen mit ihren Gewohnheiten, ihren Gedanken, ihren Leidenschaften als das Erzeugnis ihres Landes; man legt den Standpunkt des Kritikers, des christlichen Moralisten ab, man läßt den Eiferer, den Reformator, die anerzogene Ästhetik hinter sich und faßt jede entgegentretende Erscheinung als etwas Selbstän-

Digitized by Google

diges und Naturnotwendiges auf; man begreift die Äußerungen der Volksseele vom Standpunkt der ethnischen Psychologie. Und steht man erst unter solcher Erkenntnis, so wird man bald eines weiteren Assimilierungsschrittes fähig; man wird verführt, der Landessitte sich anzuschmiegen, in der den klimatischen Verhältnissen angepaßten landesüblichen Gewandung sich zu kleiden, die Gerichte der Eingeborenen seinem Tische einzuverleiben, ihre Sprache sich anzueignen und lieb zu gewinnen, ihre Religions- und Familienfeste unter ihnen zu feiern. So hat man innerlichen Anteil an ihren Gedanken, ihren Erregungen, ihren wirtschaftlichen Bedürfnissen, man begreift den Ursprung ihrer Fähigkeiten, ihrer Schwächen und Vorurteile; man sieht die Bodenerzeugnisse der Landesscholle, ihre Verwertung und Nützlichkeit für den Haushalt der Einheimischen täglich vor sich; man hat Muße, die Kunst und Kleinindustrie der Bevölkerung, den Formen- und Farbensinn, die Ursprünglichkeit ihrer technischen Fertigkeiten zu erfassen. Nur wer den geschilderten Prozeß an sich durchgemacht, kann als unparteiischer Beurteiler einer fremden Rasse, eines fremden Erdenteils und seiner Bewohnerschaft dienen, die Vergangenheit und Gegenwart in ihren Zusammenhängen erkennen, über die Zukunft gültige Folgerungen ziehen. So reifte auch mir allmählich im Laufe vierjährigen ununterbrochenen Verweilens im Morgenlande das tiefere Sehen und Erfassen, so darf ich die Studien und Erfahrungen von zweiundzwanzig auf tripolitanischem Boden verlebten Monaten mit einiger Berechtigung reden lassen.

Digitized by Google

Vierfach verschiedenen Charakter weisen die tripolitanischen Landflächen auf.

Zunächst breitet sich die Küstenregion aus. Ihr westlicher und fruchtbarer Teil lehnt sich dem Randgebirge an, ihr weniger ergiebiger östlicher Teil, vom Einschnitt der großen Syrte bis Muktâr, dem Ort ihrer größten Vertiefung laufend, hat die starren Syrtensteppen zur Grenze. Ersterer ist „Sahêl", d. h. sanft sich abdachendes, bestellbares Land und läßt sich wieder in einen breiten westlichen Sahêl (von der tunesischen Grenze am Ras Adjîr mit Einschluß der Djefârasteppen bis „Qassr" [fort- oder burgartiges Gebäude] Djefâra) und in einen schmalen östlichen Küstenstrich (vom Qassr Djefâra bis Misrata) gliedern. Natürlicher Mittelpunkt des westlichen Sahêls ist die Stadt Tripolis, das alte Oea, Zentrum des östlichen Sahêlstreifens Choms, wenig Kilometer von Leptis Magna entfernt, der Hauptstadt der ehemaligen römischen Provinz. Die Klippenbildung, im Westen gering, nimmt nach Osten hin zu und formt einige Buchten wie die von Tripolis, Sliten, Misrata. Hier ist überall alluviales, anbaufähiges Land, jedoch nur stellenweise in reichen Oasenbezirken von einer vorzugsweise seßhaften Bevölkerung besiedelt und bepflanzt. Meeressand deckt an vielen Punkten die ohne Pflege liegende Küstenerde, wächst zu hohen Dünen und dringt, von den Winden getragen, immer tiefer in das Innere des Landes vor. Salz lagert sich in den Bodenmulden in der Nähe des Meeres ab und formt die „Sjebcha", Salztümpel oder Salzpfannen, deren Ausdehnung oft nach Meilen zählt, so

Digitized by Google

die ergiebigen Sſebchas von Obrega, an der tuneſiſchen Grenze, die von Tadjura bei Tripolis und die ſieben Salzlager von Misrata.

Dieſer Region gliedert ſich diejenige der Saharavorberge an. Das Gebiet wird gebildet vom Rand- und Mittelgebirge, das als Fortſetzung der tuneſiſchen Atlasausläufer im Weſten mit den Bergen von Nalût, Sintân und Nefûſa beginnt, nach Oſten parallel der Küſte ſich mit dem „Djebel" (Gebirge) von Yefren und Rhariân fortſetzt, mit den Bergen von Tarhûna eine Neigung nach Nordoſten beſchreibt, mit dem Djebel Meſſellata unweit Choms hart an das Meer herantritt und längs der Küſte nach Misrata zu mit den Bondârabergen ſanft verläuft. Gebirgszüge mit tonerdereichen Abhängen, mit tiefeingeſchnittenen, fruchtbaren und fleißig beſtellten Tälern oder keſſelartigen Bodeneinſenkungen inmitten der Kalkſteinwände des Gebirgsſtocks, mit ſchönſten Gras- und Weideflächen an den Lehnen und auf den Hochebenen, ſind hier von einer verhältnismäßig wohlhabenden Bevölkerung bewohnt. Südlich geht der ackerbare Boden weit über das Randgebirge hinaus bis zum „Mudhâr mta Hammâda", dem Nordabhang der Hammâda, und zwar zu beiden Seiten des Mittelgebirges, das ſich von der Zentralkette von Rhariân von Norden nach Süden bewegt. Namentlich längs der aus dem Mittelgebirge entſtammenden, von Südweſten nach Nordoſten der großen Syrte zuſtrebenden Flüſſe Merdûm, Sofdjenîn, Semſen liegen mit Humus bedeckte Landflächen. Außer den feſten Niederlaſſungen erheben ſich auf dieſem Tal- und Plateauland

Digitized by Google

der Saharavorberge die Zelte ruheloſer, fanatiſcher Nomaden, die jahraus, jahrein von der Küſte nach den Hinterlandsoaſen, von den Hinterlandsoaſen nach dem Meere wandern, indem ſie durch den Eintauſch von Datteln gegen Getreide und Stoffe und durch gelegentliche Diebereien ihren Unterhalt friſten. Bei dem ſtarken Ertrag von Oliven, Trauben, Getreide und jederlei Früchten könnte dieſe Region bei ſicheren Verbindungen mit den Küſtenhäfen durch leicht gangbare Straßen eine gleiche Bedeutung für das Aufblühen Tripolitaniens gewinnen wie die Küſtenflächen.

Die Wüſtengebiete trennen die Küſten und Gebirgsregionen vom Oaſenhinterland. Es ſind bald unwirtliche Steppen, von der Sonne verſengtes Grasland (im Einſchnitt der großen Syrte), bald hochwellige Dünenketten (el erg oder „edeyen", d. i. „Sandberge" im Dialekt der weſtlichen Tuâreg), bald glatte Hochplateauflächen feſten Geſteins („hammâda"), bald zerklüftete Bergmaſſen oder Strecken, beſät mit Geſteinsteilen aller Größen und Farben, namentlich mit Kieſelgeröll (ſogenannte „ſſerîr"). In dieſen Stein- und Sandwüſten iſt alles Öde, alles Tod. Belebt werden dieſe Diſtrikte nur von Handelskarawanen auf dem Marſche, von Raubſtämmen der algeriſchen und tuneſiſchen Grenze, den Schaâmba und Urrhámma, von den Tuâreg im Südweſten und Süden, den Ulâd Slimân im Süden und Südoſten, den Orfella im Oſten oder von bunt ohne Stammeszeichen ſich zuſammenſchließenden Raubgeſellſchaften, die auf die mit Goldſtaub, Elfenbein, Straußenfedern und Sudânfellen beladenen Kara-

Digitized by Google

wanenkamele Jagd machen. Zwei große Wüstenzonen sind zu unterscheiden, eine westliche und eine östliche. Die erstere, die „Hammâda el homra" die „rote" Hochebene, so genannt wegen der gleichmäßigen, von der Sonne dem Gestein gegebenen rotbraunen Färbung, faßt einen Flächenraum von 100 000 qkm und hat von seinem nördlichsten Punkt, der „Mudhâr mta Hammâda", bis zum südlichsten, dem Wâdi esch Schâti, eine Längenausdehnung von ziemlich 300 km. Sie ist Hochplateau in einer Höhe von 500 zu 400 m), das sich nach Süden zu allmählich senkt, und stellt sich als Sandsteinschichten dar, die mit Ton und Schiefer, öfter mit Mergel und Kalkstein überkleidet und von Kieseladern durchzogen werden. Vereinzelte Wasserfurchen zeigen sich wohl, aber das Wasser hat nicht die Kraft, sich ein Bett zu schaffen, so daß Gesteinsaushöhlungen rings um die Ausbruchsstelle als die einzigen seltenen Wasserbehälter auftreten. Nach Nordosten zu löst sich das Hochplateau in vorgebirgartige Vorsprünge auf, welche des öfteren von Bauwerken römischen Ursprungs gekrönt sind und zu deren Seiten sich Uâdis formen, die nach Nordosten durchbrechen. Im östlichen Teil der „Hammâda el homra" erheben sich schwarze Lavamassen, die, zum Gebirgsstock zusammenwachsend, unter dem Namen Djebel el ssôda, d. i. „Schwarze Berge", der Mons ater der Alten, die östliche Grenze dieses gewaltigen Hochplateaus abgeben. Südlich des Djebel el ssôda und seiner östlichen Fortsetzung, des „Harudj el ássuad", der gleichfalls vulkanischen Ursprungs, erstreckt sich die östliche Wüste, die zum größeren Teil

Digitized by Google

Kieselflächen in sich schließt. Die Sanddünenbildungen, die „Edeyen", greifen in einem breiten Bande südlich des Uâdi esch Schâti in das Fessânland hinein.

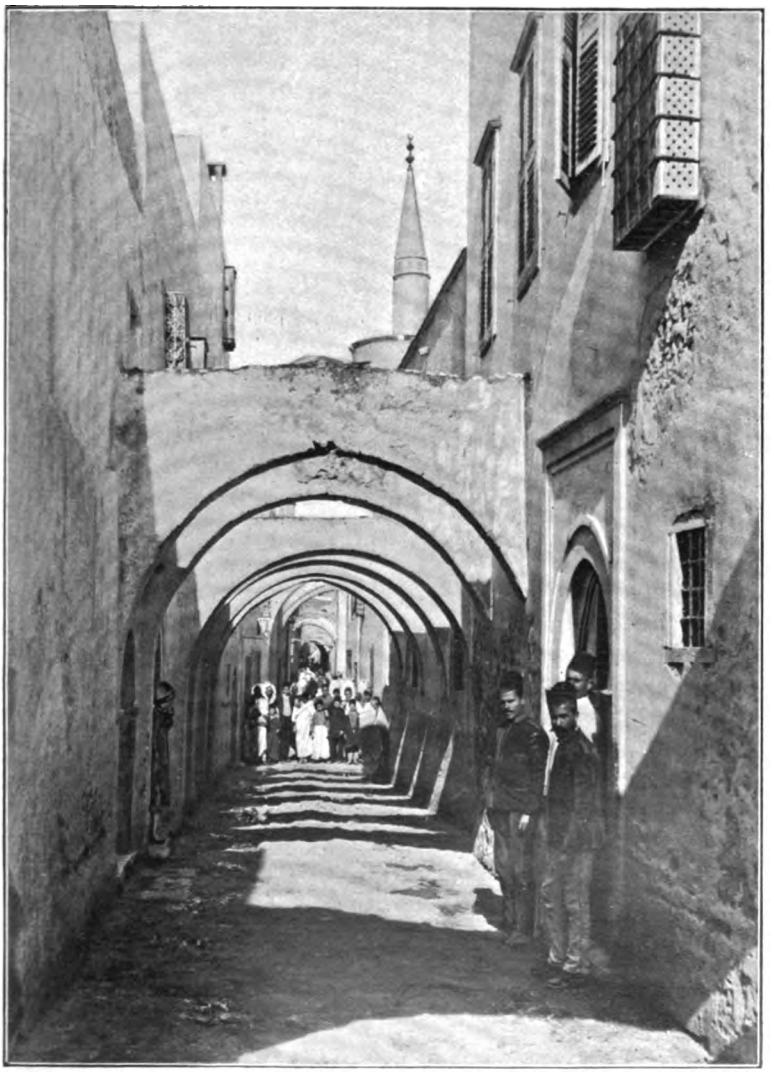
Mit dem Eintritt in die Oasenzone des Hinterlandes ersteht eine neue Welt: tropische Vegetation, Leben und Frucht in Üppigkeit, wasserreiche Gärten, Palmenwälder, Äcker und Weideflächen; friedliche Bewohner, die vom Fruchtbau, von Viehzucht und Handel leben und nicht wie die Nomaden der Wüstensteppen und Bergplateaus auf Beute und Diebstahl angewiesen sind. Diesem Oasenland sind zuzuzählen südlich der großen Syrte und ihrer kahlen Steppen- und Sandstriche und noch vor dem Anstieg zum „Djebel el ssoda" und dem „Harudj el ássuad" die Oasenkreise von Djofra mit Sokna, Hon, Wadân („Djofra" heißt wörtlich Bauchhöhle, d. i. also in übertragener Bedeutung „Bodenvertiefung") und das Vegetationsgebiet von Sella; südlich der beiden großen Wüstenstrecken, der westlichen und östlichen, die umfangreichsten Oasenflächen, die von Fessân. Von drei Seiten von Hochebenen umgeben und nur nach einer Seite hin offen, liegt das Fessânland wie zwischen den Mauern eines Amphitheaters. Kulturstrecken sind hier wieder die „Uâdi". Doch stellen diese in Fessân keine Flußläufe bestimmter Richtung dar, sondern grundwasserhaltige Bodensenkungen am Rande steiler Terrassen, teilweis auch von Wasserbecken durchzogen, die hier und da wohl miteinander in Verbindung stehen, aber nirgends zu einem gemeinschaftlichen Abfluß zusammentreten, da Sand- und Klippenbildungen von überall entgegenragen.

Digitized by Google

Die Hauptdepressionen sind der Uâdi esch Schâti mit den Plätzen Éderi und Brâk, der Uâdistreifen des Lajâl, der die Oase von Uâdi el Rharbi mit Ubarri und Djerma, dem alten „Garama", birgt, ferner in nordöstlicher Fortsetzung die Oasen von Uâdi esch Scherki, Sfebcha Sfemnu und Sirhen hervorruft. Hinter der schmalen Hammâda von Mursuk liegen die größten Kulturflächen Fessâns, die eigentliche Mursukoase, weiter nach Osten Hofra („hófra" auf arabisch „Loch", d. i. eben Erdgrube) und Sufla. An diesen Punkten sind tonerdereiche Humusdecken, oft mit Salzlagern durchsetzt, die mit zahlreichen, eine Prachtfrucht tragenden Palmen, Mandeln und Feigen bebaut sind und zur Ernte von Korn, Gemüsearten, Tabak, Baumwolle, Indigo, Gummi, Ricinus den Boden geben. Fundstätten von Natron und Schwefel erhöhen den Wert jener Strecken. Inwieweit diese Gebiete ähnlich wie die algerischen Hinterlandsoasen der Ausbeutung zugänglich zu machen sind, darüber lassen sich bei ihrer mangelnden Erforschung keine bestimmten Schlüsse ziehen.

Eigentliche Städte bestehen in Tripolitanien nur wenige. Mit Tripolis, Choms, Rhât und Rhadâmes, den Stapellagerorten für den Sudânverkehr, und den Karawanenkreuzpunkten Misda und Éderi ist ihre Zahl erschöpft. Nur Mursuk, das Zentrum der Hinterlandsoasen, hat in Fessân die Gestalt einer größeren Häuseranhäufung. Die Hauptplätze der Küste westlich von Tripolis: Saúiya, Suâra, Sansûr, östlich desselben: Sliten, Tábia, Misrata sind mehr ausgedehnte Gartenkulturen mit eingebauten Lehm- und Steinhäusern.

Digitized by Google



Zu Seite 116. Straße in Tripolis.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gegen den Abhaltepunkt der „Sſûq“, der öffentlichen Märkte, ſowie in der Nähe des „Konak“, des Verwaltungs- und Gemeindegebäudes, verengen ſich die Gartenfelder und rücken die Häuſerreihen zuſammen. Eine ähnliche Gruppierung zeigt ſich im Gebirgslande. Die als Städte geltenden Bevölkerungszentren ſind eine weite Reihe dichter Ortſchaften und Gartenterraſſen, welche ſich an die Gebirgsfeſten und Garniſonsbauten, gleichzeitig die Sitze des „Kaimakâm“ und „Mudîr“, des türkiſchen Diſtrikt- und Kreisvorſtehers anlehnen (Meſſellata, Rhariân, Yefren). Im Flachlande, in den Steppenſtrichen und auf den Hochebenen ſind dieſe Qaſſr oder Bordj meiſt armſelige, baufällige Kaſtelle, in deren Nähe ſich ein paar Lehmhütten oder die Zelte einer Stammesabteilung vorfinden (ſo bei Qaſſr Adjila, Aſiſia, Tarhûna, Djefâra, Beni Uiled, Bu Ndjeïm).

In der Stadt Tripolis iſt der Schwerpunkt des Verwaltungslebens, des Handels- und Schiffsverkehrs mit dem Auslande, eines guten Teils der einheimiſchen Kleininduſtrie, hier leben etwa 35 000 Menſchen in gewiſſer Geſchloſſenheit, hier ſind die Hauptbeſtandteile der Judenſchaft wie der malteſiſchen Kolonie anſäſſig.

Wenn wir uns zu Schiff vom Meere her der Stadt nähern, leuchtet auf einem niedrigen Felsvorſprung, der nach Oſten zahlreiche Riffe ausſendet, eine breite ſtarre Mauermaſſe uns entgegen. Ein hohes ſchwerfälliges Kaſtell krönt die Oſtſeite der Stadt, halbverfallene Quaibauten grenzen die Hafenſtraße nach dem Meere zu ab. Befeſtigungsanlagen höchſt primitiver Natur ſtrecken ſich auf einer Landzunge vom Leuchtturm nord-

Digitized by Google

westlich ins Meer hinaus. Dahinter steht die Stadt, eine lange weißglänzende Linie von Plattdächern fast gleicher Höhe, über welche die weitgewölbten Kuppeln der Moscheen und Hammâm (Bäder), um ein weniges sich erheben und sieben spitze runde Minarehs türkischen Stils wie schlanke weiße Riesenkerzen oder wie Riesenmastbäume aufragen. Die architektonische Feinheit, die nippsachenförmige Spielart der vier- und sechseckigen maurischen Gebetstürme mit ihren koketten Turmnischen und Zinnen hat in Tripolis sich nie entwickeln können. Den künstlerischen Neigungen, die in den Sultanaten des Westens sich zeitigten, hat Tripolis allzeit fern gestanden — türkischer Einfluß war seit Anfang des 16. Jahrhunderts der herrschende —, so sind die dortigen Gebetstürme desselben Charakters, wie sie an der unteren Donau dem Reisenden über den Häusern Rustschuks, vom Norden her der ersten Islamstadt, mit ihren Mondsicheln entgegenblinken.

Dieses in seiner weißen Einförmigkeit pittoreske Gemälde löst sich nach Osten hin in Vielfarbigkeit und Zierlichkeit auf. Hohe schönkronige Dattelpalmen scharen sich längs des Strandes zu stattlichen Hainen — unter ihnen ein dichtes grünes Buschwerk, aus welchem kleine helle Häuschen und die Kuppeln der Marâbu, der Heiligengräber, hervorstechen — und hinter den Palmenfächern ein leuchtender Strich am Horizont — die gelbe Wüste — nicht die eigentliche Sahara, sondern eine Sanddünenzone, nicht minder tot als jene, welche die Stadt Tripolis von der dahinterliegenden Steppe und dem Djebel, dem Gebirgsland, trennt.

Digitized by Google

Ich weiß keinen Punkt des afrikanischen Nordens, der sich, was Naturszenerie betrifft, mit Tripolis messen könnte. Tunis hat weder die grünen Linien des Baum- und Pflanzenwuchses noch die belebende Frische des Wasserspiegels. Algier entbehrt der Oasenvegetation wie der gelbroten Dünenketten. Gegenüber der Gartenüppigkeit von Tripolis sind die Palmenpflanzungen in der Umgebung von Kairo wie längs des Nils spärlich und dünn. Tripolis hat alle Nüancen in seinem Bilde, die Bewegung, Farbe und Charakter zugleich zu geben vermögen: Palmen, Meer, Wüste und massive Architektonik.

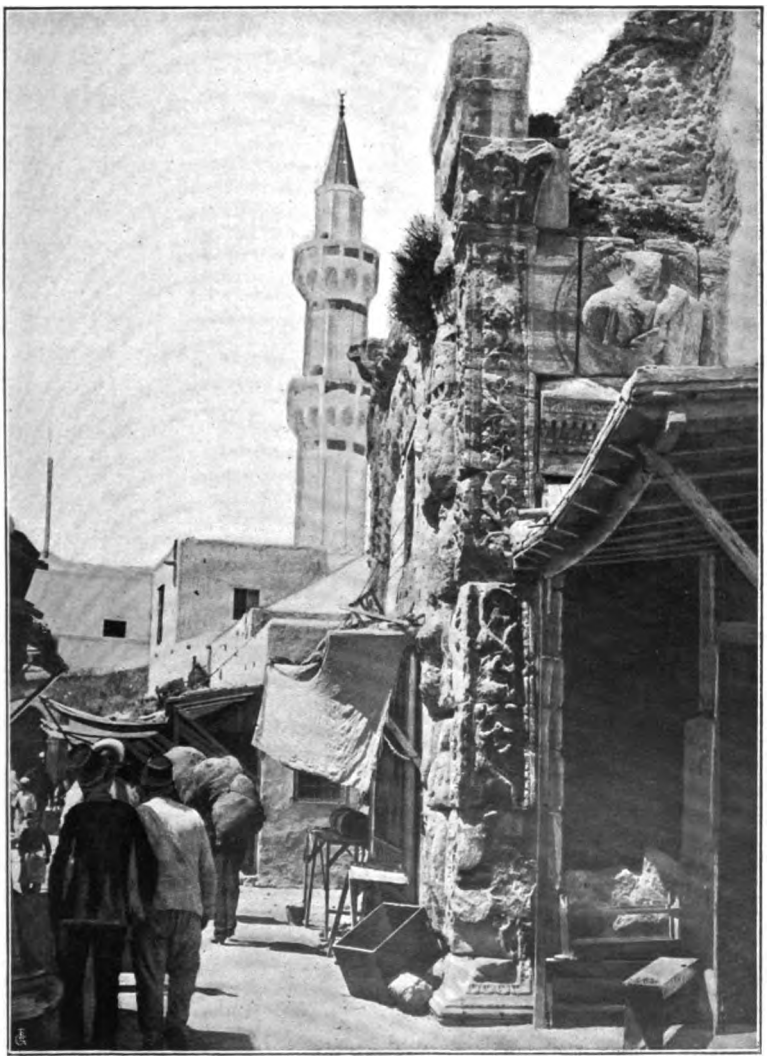
Das Innere der Stadt weist wenig Züge auf, die es von den übrigen Marhrebstädten abheben. Eines freilich zeichnet sie vor jenen aus: ihr Gesicht hat sich seit einem Jahrhundert kaum verändert, ist im Gegensatz zu den meisten Küstenstädten des afrikanischen Nordwestens nicht durch europäische Zutaten und Anhängsel verunstaltet. Wie Tripolis von den ersten Reisenden geschildert wird, von Blaquière, Denham, Clapperton, della Cella, später von Barth, Rohlfs, Maltzahn, Erzherzog Salvator, so gibt es sich heute noch, wenigstens nur mit geringen Veränderungen. Enge Gassen, deren breiteste fünf Meter mißt, meist einstöckige, nach außen schmucklose Häuser, überwölbte Basarstraßen, sogenannte „Sſûq", in denen die einzelnen Gewerke, die Sattler, Gold- und Silberarbeiter, die Weber und Bekleidungskünstler ihren Standplatz aufgeschlagen haben,[14]) als Läden verschlagartige Öffnungen, in denen die Verkäufer von Getreide, Öl, Früchten, Bast, Stricken in ein-

Digitized by Google

schläfernder Dämmernis sitzen, zahlreiche Kaffeehäuser in luftigen Kiosks oder unter weiten rundbogigen Hallen, in deren kahlen Räumen auf mit schmutzigen Strohmatten bedeckten Bretterbänken zu jeder Tageszeit bis in die späten Nachtstunden hinein die Kunden aller Stände und Rassen, Kaffee schlürfend und die türkische Wasserpfeife rauchend, zu hocken pflegen — das sind die Kennzeichen der Stadt und ihres Getriebes. Originell, in wenig Marhrebstädten sich vorfindend, erscheinen die Stützbögen, die in vielen Straßen von einem Hause zum gegenüberliegenden gebaut sind. Diese breiten, aus Stein gemauerten, viaduktartigen Bögen geben den engen Straßen geradezu ein irrgangmäßiges Gepräge. Charakteristisch sind ferner die in rot, blau oder schwarz über die Rundbogentüren der Häuser gezeichneten Fische oder die ausgestreckten Hände mit gespreizten Fingern in der Geste der Abwehr. Nach dem Glauben der Eingeborenen seit diese Maßregel gegen den Schitân, den Teufel. Ähnliche Embleme zeigen sich noch in Malta und Sizilien, auch in Süditalien, was auf Eindringen arabischen Aberglaubens zurückzuführen sein mag, wie überhaupt vielleicht die in Italien herrschende Furcht vor dem Malocchio, dem bösen Blick.

Für den Archäologen bietet die Stadt geringe Ausbeute. Als Überreste römischer Zeit lassen sich ähnlich wie in den tunesischen Küstenorten Susa und Sfax den Häusern eingemauerte antike Kolonnen entdecken. Das einzige würdige Überbleibsel des alten Oea ist der mit Siegesgöttinnen, gewappneten Kriegern im Paradeschritt und bunten Trophäen gezierte Triumphbogen,

Digitized by Google



Tripolis, Triumphbogen aus römischer Zeit.

Zu Seite 116.

Digitized by Google

Digitized by Google

der vom Prokonsul der tripolitanischen Provinz Gaius Orfitus zu Ehren des Marcus Antoninus und des Lucius Aurelius Verus errichtet wurde. Derselbe steht heute bis zur Hälfte seiner Höhe in einer Schutt- und Humusaufhäufung, die schönsten Partien sind durch mosleminischen Barbarismus überkalkt und vermauert, und im Innern hat ein Malteser eine Branntweinschenke eingerichtet.

Besonders merkwürdige Baulichkeiten mohammedanischen Ursprungs sind nicht vorhanden. Ein imposantes, aber düsteres Ansehen gewährt das Stadtkastell, dessen gewaltige, in das Meer hinausreichende unregelmäßige Baumasse mit dicken Festungsmauern und terrassenartig sich hebenden Flachdächern nach Osten zu das Bild der gleich hohen Häuserquadrate in eigener Weise abgrenzt. Unsymmetrisch wie das Äußere ist auch das Innere, ein Wirrnis von Höfen, Treppen, Galerien und Gängen, ohne Eleganz und architektonische Würde. Die Säle und Zimmer der einzelnen Bauten des Kastells dienen teils dem Wali und seinem Hausstand zur Wohnung, teils geben sie den Verwaltungsbehörden, den Sitzungen der religiösen Körperschaften sowie denen der Gerichtshöfe Unterstand. Die Moscheen, deren es ebenso wie „Sauïya", Betorte der religiösen Gemeinschaften, eine gute Anzahl gibt, sind innen und außen nüchtern und ohne Monumentalwirkung. Während in Tunis, in Tlemsen, in Kairuân die regierenden Dynastieen mit der Unterstützung religiöser Schwärmer Geschmack und Geld für prächtige Moscheebauten aufwandten, hat die einzig eingeborene Herrscherfamilie,

Digitized by Google

die Karamanlis, während ihrer 120jährigen Regierungszeit (1714—1834) keine Neigung für solche ideale Werke verspürt.

Die Stadt ist in Fünfeckform gebaut und zählt sechs Quartiere besonderen Namens.[15]) Den westlichen Teil, freilich nicht den saubersten, die sogenannte Hárra, bevölkern die Juden. Die nordwestliche Stadtgegend, vom Leuchtturm bis zum Seetor sich erstreckend, namentlich von Maltesern besiedelt, zeigt saubere und gefällige Häuserreihen. Wenn man zwischen ihren erkerverzierten Bauten und den die Straßen sperrenden, weit überspannten Verkaufsständen einherspaziert, glaubt man eine kleine italienische Hafenstadt vor Augen zu haben.

Eine baufällige, an acht Meter hohe Festungsmauer umschließt wie alle Marhrebstädte auch Tripolis. Vier Tore durchbrechen den Mauergürtel. Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit werden abends neun Uhr die Tore geschlossen. Nur das nach der stark bevölkerten Meschiyaoase führende Bâb el Chandek dient dem nächtlichen Verkehr.

Die Stadt Tripolis ist der einzige Punkt des Landes, in der eine europäische Kolonie bescheidener Anzahl ihre Stätte hat.[16]) Dieselbe setzt sich allerdings lediglich aus den Berufskonsuln und ihrem Personal zusammen (nur Frankreich, Italien und England unterhalten Berufskonsulate), den Angestellten der in Tripolis landenden Schiffsgesellschaften, einer französischen und einer italienischen, den Beamten der französischen und italienischen Post, einigen englischen Missionaren, ferner aus zehn Brüdern der »Frères Marith«, einer franzö-

Digitized by Google

fischen freien Ordensgesellschaft, den besonders der Krankenpflege dienenden »Soeurs de Saint-Joseph«, einem Dutzend Franziskanern unter einem aus Malta entsandten Bischof und schließlich aus ungefähr dreißig Lehrern und Lehrerinnen der von der italienischen Regierung unterhaltenen Unterrichtsanstalten. Diese etwa hundert Menschen bilden die europäische Kolonie, die unter sich keinen Anhalt, keinen Einigungspunkt hat.

Was weiterhin nach Kleidung und äußerlichem Anstand zu schließen, als europäisch sich gibt, hat innerlich wenig mit der übrigen Kulturmenschheit gemein. Es sind entweder genuesische, livornesische und venetianische Handelsfamilien, teilweise jüdischen Ursprungs, die sich nach dem Aufenthalt von drei bis vier Generationen im Lande vollständig arabisiert haben, oder junge Israeliten einheimischer Rasse, die ein bis zwei Jahre in Tunis, Marseille, Paris, London, selten in Neapel und Rom ihre kaufmännische Lehrzeit durchmachten und heimgekehrt die Nationaltracht ihrer Stammesangehörigen wieder anzulegen verschmähten.

Von gesellschaftlichem Leben in Tripolis ist kaum ein Hauch zu verspüren. Die Lebendigkeit und Gastlichkeit, die nach Erzählungen von Rohlfs und Maltzahn die Kreise der Großkaufleute beherrschte, ist heute selten noch in Übung. Der Karawanenhandel, wie er in den sechziger und siebziger Jahren blühte, mit seinem 50 fachen, ja manchmal 100 fachen Verdienst sank zum Schatten einstiger Größe. Der Verlust vieler Karawanen durch die letztjährigen Kämpfe in Bornu, Bagirmi und Wadai unter Anstiftung des Raubfürsten

Digitized by Google

Rabah, hat somit manchen Großunternehmer zum Kommissionär und simplen Kleinhändler herabgedrückt. Die Summen, welche für die Karawanenzüge nach dem Sudân aufs Spiel gesetzt werden, und zwar von einzelnen, sind ungemein hohe. Zwei Karawanen, mit Handels- und Tauschgütern mit je 30—40000 Mark ausgerüstet, vermögen, wenn sie nach zwei, spätestens drei Jahren zurückkehren und gute Geschäfte erzielt haben, den Unternehmer zum halben Millionär, aber auch, wenn sie geplündert wurden, zum armen Manne zu machen. Der Jahrzehnte hindurch verhältnismäßig glückliche Gang dieser Hasardgeschäfte hatte die Tripoliner etwas waghalsig werden lassen, so daß die seit Mitte der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts eingetretene Unsicherheit der Straßen nach Zentralafrika für sie schwere Folgen gebracht hat.[17])

Die Arabisierung oder Judaisierung dieser meist aus Italien eingewanderten Handelsaristokratie habe ich in vielen großen und kleinen Dingen beobachtet. Daß sie sich das einheimische, nach unseren Begriffen nicht immer lautere Geschäftsgebaren angeeignet haben, ist nichts Verwunderliches. Eigentümlich aber ist die Annahme von Lebensgewohnheiten der sie umgebenden Rassen. Beim Tod eines Familienangehörigen sind die lauten Klageszenen der weiblichen Hausglieder um nichts von denen der arabischen Frauen verschieden — die männlichen lassen nach einem Todesfall nach jüdischer Sitte Haupthaar und Bart mehrere Wochen von Schere und Messer unberührt. Für den Fremden, der das Heim betritt, bleibt die weibliche Hausgenossenschaft

Digitized by Google

unsichtbar. Selbst wer als Gast an ihrem Tische sitzt, bekommt eine präsidierende Dame des Hauses nicht zu Gesicht. Die Gastmahlzeiten spielen sich also nach orientalischer Sitte ausschließlich unter Männern ab. Die mohammedanische Geschlechtertrennung wird bei allen erdenklichen Anlässen geradezu auf das komischste gewahrt.

Mit dem Konsulatswesen in Tripolis, soweit es die Honorarkonsuln der kleineren Mächte betrifft, ist es zum ärgsten bestellt. Konsul heißen, darauf geht das Trachten jedes zu einigem Vermögen gelangten Tripoliners. Es wurzelt dies Bestreben im Ehrgeiz — jeder „Qonsûl" genießt im Auge des Eingeborenen hochöffentliche Achtung und hat auch das Recht, von den türkischen Wachtposten militärischen Salut zu empfangen — mehr aber noch in praktischen Beweggründen. Der Konsul ist von einigen Zollabgaben befreit, die er natürlich weit über die erlaubte Grenze auszudehnen weiß. Seine Beziehungen zu den Behörden geben ihm die Gelegenheit zur Erlangung von allerlei Konzessionen und sonstigen Handelsvorteilen. Dem Türkenregime ist selbst ein Konsul des Fürstentums Monaco eine zu fürchtende Persönlichkeit, der man nicht gern Steine in den Weg legt, und dem Ausland gegenüber bietet der Titel Konsul bei Neuanknüpfung geschäftlicher Verbindungen etwas recht Vertrauenerweckendes. Oft nun wird von der ganzen Vetterschaft eines solchen Konsuls durch Berufungen und Empfehlungen die europäische Kaufmannschaft ausgenutzt, und es entwickelt sich auf diesem Wege ein ganzes System von Verhüllungen und

Digitized by Google

Täuschungen — alles unter dem Schutze der Konsulatsflagge. Es sind dies Zustände, wie sie nicht nur in Tripolitanien, sondern auch an der Westküste Marokkos sowie in Syrien herrschen. Wo also die Berufung auf einheimische Konsulate von angesessenen Kaufleuten eine zu betonte ist, da darf der deutsche Kaufmann auf eine solche Handels-Camorra, — die Camorra ist die neapolitanische Langfingerzunft — mit aller Wahrscheinlichkeit schließen.

Kaum gibt es eine Stadt des afrikanischen Nordwestens, wo das Völkerkonglomerat so bunt nebeneinander steht. Alle denkbaren Trachten und Farben mischen sich hier. Der Eingeborene der tripolitanischen Küste und der Gebirgslandschaften erscheint mit dem langen weißen mantelartigen Überwurf, dem Hóli, der dem Ärmeren alle Dienste verrichtet, die eines Bekleidungsstückes, einer Schlafunterlage, einer Decke. Betrachtet man ihre Gestalten mit diesem Gewand, das über die Schultern geworfen und den Körper umhüllend, in seinem Ende über den Kopf gelegt wird, so glaubt man geradezu den Faltenwurf der antiken Toga wiederzuerkennen. Ein langes leinenes Hemd (ssuría), welches in Tripolitanien über dem leinenen Beinkleid (ssernál) getragen wird, und eine ärmellose Weste (firmla), bilden außer dem Hóli das Alltagskostüm. Farbiger, auffallender ist die Tracht der Rhadamesen. Sie tragen einen braunen oder gelben Burnus und oft mehrere übereinander. Von eigentümlicher Gestalt ist das reichgestickte Schuhwerk, von gewähltem bunten Stoff sind die Beinkleider, während der weniger begüterte

Digitized by Google

Küstenanwohner lediglich leinene Zeuge zu solchen verwendet. Barbarisches Aussehen haben die Tuâregtypen, die aus den Sahararegionen mit den Karawanen eintreffen und neugierig über die Märkte und durch die Basargassen schlendern. Maskenartig nimmt sich das schwarze Tuchstück aus, das sie gemäß der Heimatsitte zum Schutze gegen die trockene, dörrende Luft der Wüste Mund und Nase vorgebunden tragen, grotesk der Überwurf von zusammengeknüpften Fellen. Am Strande kann man sie oft in der ihnen eigentümlichen kauernden Stellung, die hohe Lanze mit der Rechten stützend auf den Erdboden gestemmt, in zahlreichen Gruppen beobachten. Der vagabundierende Neger oder der Hammâl, der Lastträger, hat ein nicht minder unzivilisiertes Kostüm als jene. Ein sackartiges Tuchstück mit einer breiten runden Öffnung für den Kopf und zwei Schlitzen für die Arme ist sein Alltags- und Festgewand. Der intelligentere, einer regelmäßigen Beschäftigung sich widmende Neger sucht ein Stück Kulturmenschen anzulegen. Er trägt Beinkleider und Rock von europäischem Schnitt, nie jedoch fehlt der Tarbûsch, der türkische Fes, als Zeichen seiner Strenggläubigkeit. Zwischen diesen Kindern der afrikanischen Erde bewegt sich der Jude mit seinem schwarzen Kaftan, der Malteser, nur mit einem buntgestreiften Tuchhemd und einer Hose bekleidet, die ein breiter, schalartig gefalteter, baumwollener Gürtel um die Lenden hält. Beide Typen fühlen sich durchaus heimisch inmitten der eingeborenen Bevölkerung, ihrer Sitte sich anschmiegend, ihre Sprache sprechend. Ein vollkommener Fremdling erscheint

Digitized by Google

der Türke. Abgesondert hält sich der türkische Beamte, fast ohne Berührung mit den Landeskindern bleibt der türkische Soldat. Kräftige, markige Gestalten, in Gruppen zu dreien und mehr, in meist arg zerschlissenen Uniformen, etwas gelangweilt, aber niemals mürrisch, sondern in lässigem Behagen lagern sie vor den Kasernen oder streifen sie durch die Basare, alles anstarrend, da sie bei ihrem Mangel an Barvermögen infolge des stets rückständigen Soldes höchstens bei einem griechischen oder armenischen Kuchenbäcker sich ein paar „Hálua", Süßigkeiten, zu erstehen vermögen. Doch sie wissen sich in mohammedanischer Genügsamkeit mit allem zu bescheiden, mit ihrem Los, das sie in eine entfernte Provinz geworfen, mit der ihnen mangelhaft gelieferten Equipierung, mit den einfachen, aber stets reichlichen Rationen. Nach der abendlichen Revue kann man einzelne Abteilungen aus den Garküchen nach den Kasernen die dampfenden, speiseschweren großen Kupferkessel schleppen sehen, welche, in Form einer Wage durch drei Stricke an einen Querstock gehängt, je von zwei Mann getragen werden. Wenn die türkischen Milizen auch zu kleinen gelegentlichen Diebstählen und Gewalttätigkeiten neigen, so haben sie im Grunde doch ein harmloses und gutmütiges Wesen. Oft genug teilen sie ihre Abendmahlzeit mit den zerlumpten hungrigen Kindern der Eingeborenen, die, auf ein paar Speiseabfälle lauernd, sich an den Kasernentoren in Scharen bei Sonnenuntergang einfinden.

Die kleinbürgerliche Klasse ist in Tripolis fast durchweg (wenige Sizilianer ausgenommen) durch die

Digitized by Google

Malteſer vertreten. Die Männer ſind als Magazininhaber, Trödler, Handwerker, Fiſcher, Schlächter, Gemüſe- und Spirituoſenhändler tätig, die Frauen als Köchinnen, Näherinnen, Wäſcherinnen. Da ſie den Eingeborenen in Sprache und Sitte am nächſten ſtehen, gelingt es ihnen, ähnlich wie den Juden, den Unterhändler für den arabiſchen Gärtner und Ackerbauer zu ſpielen. Der Malteſer kauft Gemüſe in den Oaſen zur Überfuhr nach Malta und Tunis auf, er erhandelt Pferde, Maultiere, Hämmel und Schafe in den Steppenſtrichen und auf den Märkten der Küſte, um ſie mit erklecklichem Gewinn in Malta oder Sizilien loszuſchlagen. Er reiſt bis ins Gebirgsland, um Getreide, Oliven und Öl aufzukaufen. Er iſt zugleich vermöge ſeiner Sprachenkenntnis — er verſteht ſtets außer ſeinem Malteſiſch gut Arabiſch und Italieniſch, auch ein paar Brocken Engliſch — wohlbefähigt, für in Tripolis ſich niederlaſſende europäiſche Firmen den Mittelsmann abzugeben. So haben die wenigen engliſchen Häuſer, die, in Tripolis anſäſſig, ſich von der Hauptſtadt wie von den übrigen tripolitaniſchen Küſtenorten aus mit der Halfaausfuhr befaſſen, — das Halfagras wird in England für die Papierfabrikation verwertet — durchweg Malteſer zu Agenten. Sie ſind die einzigen quaſi-europäiſchen Anſiedler in den Küſtenoaſen Sanſûr, Choms, Sliten. Malteſer dürften in Tripolitanien in einer Anzahl von 4000 Seelen wohnhaft ſein. Daß ſie unter faſt ähnlichen Bedingungen in Algerien in einer Höhe von etwa 15000, in Tuneſien zu 9000, in Ägypten und Syrien zu beinahe 20000 Seelen leben,

Digitized by Google

gibt den Beweis, was für ein tätiges und gewandtes Glied der nordafrikanischen Küstenbevölkerung die Sprößlinge dieser winzigen Mittelmeerinseln darstellen.

Eine Bevölkerung, welcher gleich der maltesischen, die Vermittlerrolle gegenüber den Eingeborenen allmählich zufiel, wenigstens auf dem Gebiete des Geld- und Warenverkehrs, ist die jüdische.[18])

Die ursprünglichen afrikanischen Juden, schon seit der Diaspora und der Ptolemäerzeit ansässig, finden wir am zahlreichsten in Tripolitanien. Nicht nur, daß sie in der Hauptstadt gegenüber den später eingewanderten Juden — im Gegensatz zu den algerischen und marokkanischen Handelsplätzen — die Überzahl bilden, selbst noch häufiger als in den Atlasbergen und in einigen Oasen Südalgeriens leben an der Küste wie im Gebirgsland von Messellata, Rhariân und Yefren starke Siedlungen solcher afrikanischer Israeliten. Sie haben sich an diesen Orten fast vollkommen der Lebensweise der sie umgebenden Bevölkerung angepaßt. So hausen sie in der Rhariângegend in den dort üblichen troglodytenartigen, in den Kalkstein gebauten unterirdischen Wohnungen. Auch vom Ritual ist an solchen Stellen manches abgeschliffen im Widerstreit zu den orthodoxen Stadtjuden. Die tripolitanischen Judäer treten jedoch nicht nur als Makler, Geldwechsler und Händler auf, sondern auch als Handwerker und, allerdings seltener, als Bodenbearbeiter. Die meisten Schneiderwerkstätten, in denen die Kleidung der Eingeborenen gefertigt wird, befinden sich in jüdischen Händen. Weiterhin sind sie als Schmiede (so in der

Digitized by Google

Ortschaft Hamrûs, wenige Kilometer östlich von Tripolis), ferner als Gold- und Silberarbeiter, als Sticker, Schreiner, Steinmetzen tätig. In den Küstenoasen widmen sie sich häufig dem Olivenhandel und der Ölzubereitung, in den Gebirgsgegenden, wo die Rebe vortrefflich gedeiht, ohne von seiten des Mohammedaners ernstliche Pflege zu finden, dem Weinbau und der Weinkelterung.

Ein gewisser einheitlicher ethnischer Typus, was Schädelbildung, Haarfarbe, Gesichtsschnitt betrifft, kennzeichnet keineswegs die tripolitanischen Juden. Und es wird dies erklärlich aus den Blutmischungen mit den Berberelementen Nordafrikas, indem unter diesen die Juden vor der arabischen Invasion nicht wenig Proselyten gewonnen hatten, andererseits aus der späteren Aufsaugung von Zugewanderten der eigenen Rasse. Spanioliſche und italienische, namentlich livornesische und genuesische Juden haben sich den alteingesessenen seit dem fünfzehnten Jahrhundert zugesellt und sind in ihnen allmählich aufgegangen. Wenn auch der tripolitanische Jude im äußeren Habitus keines der Merkmale aufweist, welche ihren Rassenangehörigen in Galizien und Polen anhaften, so prägt sich doch eine gewisse Gleichartigkeit in Haltung und Mienen aus, die sie, mögen sie gelegentlich in arabischer Tracht oder in ihrer nationalen sich zeigen, sofort als Juden erkennbar macht. Die Kleidung der Männer zeichnet sich weder durch Schönheit noch durch Eigenart aus. Ein blauer Schal windet sich um die Scheschîa, die arabische Kopfbedeckung mit langer Quaste, ein langschoßiger schwarzer Kaftan

Digitized by Google

hängt über das weiße lange Hemd, das sie wie die Eingeborenen über der leinenen Hose tragen. Farbenprächtig ist hingegen die Kostümierung der Frauen und Mädchen. Das gemusterte weite Beinkleid, das über der linken Schulter keck zusammengeknüpfte Tuchstück, das schürzenartig vom Mieder zu den Hüften gleitet, die reichverzierte Weste, das bunte Kopftuch, alle diese Stücke machen in ihrer freien phantastischen Anordnung den Eindruck des Reichtums und der Farbenfrische.

Vor ihren Glaubensangehörigen in Algerien und Tunesien zeichnen sich die tripolinischen Juden durch große Umgänglichkeit, Gastfreundschaft, Mildtätigkeit, Sanftmut und regen Bildungseifer aus. An Körperschönheit, Selbstbewußtsein und, was das schlimmste, an Sauberkeit stehen sie jedoch diesen Stammesangehörigen bedeutend nach. Maltzahn, der bekannte Schilderer nordafrikanischer Landschaften und Sitten, hat sie aus diesem Grunde die „polnischen Juden Afrikas" genannt. Ihre Verträglichkeit vermag allerdings geradezu zur Feigheit auszuarten. Als ich eines schönen Nachmittags durch die Hárra, das tripolinische Judenviertel, wanderte, traf ich auf ein halbes Hundert, die einen türkischen Soldaten klagend und beschwörend umringten. Bei näherem Zuschauen und Zuhören erfuhr ich, daß derselbe aus einer Synagoge am hellen Tage eine Ampel sich angeeignet hatte. Derartige Dreistigkeiten sind bei der türkischen Miliz durchaus keine Seltenheit. Da er in den entfernt liegenden Provinzen wie Tripolitanien von seinem Sold kaum einen Piaster zu sehen bekommt, nur an Sultans Geburtstag einen

Digitized by Google

„Medjidié“, d. i. 4 Frcs. 30 Cts. als aufmunterndes Festgeschenk, verschafft er sich bare Münze in vermeintlich berechtigter Selbsthilfe, wie er gerade kann. Die Juden nun, statt ihm eine Tracht Prügel zu verabreichen und ihm die Ampel gewaltsam abzunehmen, verlegten sich aufs Bitten; als dieses naturgemäß nichts fruchtete, entschlossen sie sich, ihm die Ampel — abzukaufen! Der Türke zog endlich von dannen, vergnügt darüber, daß die Juden ihn noch der Mühe überhoben hatten, das geheiligte Stück anderweitig gegen bar loszuschlagen.

Ihre Orthodoxie grenzt ans Fabelhafte. Durch strenges Einhalten der rituellen Gebote, durch Bewahrung altväterlicher Gebräuche sind sie nächst den tunesischen Juden in ganz Afrika bekannt. Beispiele hiervon habe ich zahlreiche in der Erinnerung. Mein Diener, ein zu allen Streichen aufgelegter Negerbursche, holte mir aus einer jüdischen Braustube des öfteren ein paar Flaschen „Bócha“, eines Getränkes jüdischer Braukunst. Derselbe machte sich von Zeit zu Zeit den Spaß, alle fünf Finger in eines der Fässer zu stecken, in denen die Bestandteile des Branntweins, Trauben, Feigen, Datteln und Gerstenkörner, zur Gärung stehen. Die regelmäßige Folge war, daß der Inhalt desselben mit stoischer Verächtlichkeit in Nichtachtung der finanziellen Einbuße kurzer Hand in den Hof gegossen wurde. Da ich manchem ärmeren Teufel von Israeliten auf sein Bitten bei Abfassung von Briefschaften an deutsche Kaufleute behilflich war, verging kein Laubhütten, keine lange Nacht, überhaupt kein Religionsfest, zu dem ich nicht geladen war. Die zahlreichsten Gerichte wurden auf immer

Digitized by Google

neuen Tellern gereicht und ich gebeten und genötigt, zu essen und wieder zu essen. Eines Tages erfuhr ich durch meinen Diener, daß diese Bewirtungen meinen Gastgebern recht teuer zu stehen kamen — sämtliche von mir gebrauchten Teller wanderten am nächsten Tage, als von einem Nichtjuden berührt, in die Schuttgruben.

Bedrückungen hatten die Israeliten Tripolitaniens von den türkischen Behörden verhältnismäßig wenig zu erdulden, selbst unter den Karamanlis und den Korsarenbeys kamen sie glimpflich davon. Die Regierung hat ihren ziemlich straff organisierten Gemeinden vollkommene Verwaltungsfreiheit belassen. Alle öffentlichen und privatrechtlichen Angelegenheiten unterstehen den Rabbinern der Judenschaft. Diese verteilen die Gemeindesteuern, vermögen Geldbußen wie auch Prügelstrafen zu verhängen. Sie besitzen sogar ein Bannrecht, das gegen widerspenstige oder freisinnige Mitglieder nach Belieben gerichtet werden kann. Dieser Bannspruch ist zugleich von empfindlicher sozialer Wirkung, da den Religionsgenossen im Falle desselben jeder gesellige wie geschäftliche Verkehr mit dem vom Interdikte Betroffenen untersagt wird. Ehen zwischen Jüdinnen und Christen oder Jüdinnen und Mohammedanern und umgekehrt sind geradezu undenkbar. Sofort würde die regelmäßig höchst zahlreiche Anverwandtschaft der Abtrünnigen durch den Bann in strengster Form in der Erwerbsmöglichkeit bedroht. Mindestens 8000 Juden mögen die Stadt Tripolis bevölkern, das ist gegenüber ihren etwa 35000 Seelen ziemlich ein Viertel der vollen

Digitized by Google

Bewohnerzahl. In ganz Tripolitanien dürften 14 bis 15000 Israeliten leben.

Einen weiteren wesentlichen Bestandteil der Bevölkerung Tripolitaniens geben die Abkömmlinge der verschiedentlichen zentralafrikanischen Negervölker.[19]) Während sie auf dem flachen Lande, in den Küstenoasen wie in den Gebirgsansiedelungen zumeist in individueller wie wirtschaftlicher Unselbständigkeit leben, in denkbarster Zerstreutheit, als Diener des Hausstandes, auch als Herdenwächter, haben sie in der Stadt Tripolis sich zu geschlossener Masse unter gewisser Organisation und unter Bewahrung heimatlicher Bräuche geeinigt. Neben der hohen Schar derer, welche als Hausbedienstete, Lastträger, Kutscher und Kameltreiber ihren Unterhalt haben, finden sich Eigentümer oder Pächter von Gartenflächen, die den Fruchtbau mit größter Sorgfalt handhaben. Kleingewerbetreibende und Handwerker, als welche sie öfters in den algerischen Städten auftreten, sind in Tripolis fast gar nicht zu entdecken. Eine gute Anzahl lebt jedoch vagabundierend, dem Zufall Gelegenheit zum Gelderwerb überlassend. Bei der Genügsamkeit und der körperlichen Widerstandsfähigkeit, welche dieser Rasse anhaftet, ist eine Melone, ein Reisgericht für 10 Para = 5 Centimes in einem arabischen Speisehaus genommen, eine Tasse „Qáhua" (Kaffee) und ein paar Zigaretten schon eine köstlich-reiche Tagesnahrung, ein Lager unter den Pfeilern eines Moscheevorbaues oder auch längs einer Hausmauer auf nackter Erde ist die übliche Schlafstätte für die Unverheirateten. Nehmen sie eine weibliche Lebensgefährtin

Digitized by Google

— fast immer wieder eine Negerin — so schließen sie sich den Hüttendörfern an, wie sie außerhalb der Mauern von Tripolis verschiedentlich bestehen. Sobald also unter ihnen das Bedürfnis des Zusammenschlusses erwacht, wählen sie die Wohnart der zentralafrikanischen Heimat. Abhold dem Aufenthalt unter dem leichten Nomadenzelte wie unter dem Dache des Stein- oder Lehmhauses, bauen sie sich luftige Hütten aus Palmzweigen, aus Schilf oder Binsen. Ein länglich ovaler Aufsatz bildet die Kuppel zur Hütte, oval ist auch der als Eingang dienende Einschnitt. Die Hüttendörfer, denen meine Besuche in der Umgebung von Tripolis galten, waren durchaus kraalartig, d. h. innerhalb einer Reiserhecke stehen eng aneinander gelehnt, meist Rücken gegen Rücken, die einzelnen Hütten einer Verwandtschaftsgemeinschaft. Jede neue Ehe eines Gliedes führt zur Anlage einer neuen Hütte, so daß auf einer Fläche von fünf bis zehn Meter im Durchmesser oft an hundert Personen hausen.

Die Neger Tripolitaniens sind teils Nachkömmlinge der freigelassenen Sklaven, welche die Karawanenzüge bis zur Mitte vorigen Jahrhunderts brachten, teils strömten sie später und noch kürzlich mit den Handelsgesellschaften der Rhadameser nach der Stadt zu. An der Küste finden sie sich nirgends mehr in Sklavenstellung, wohl aber noch häufig genug im Gebirgsland.

Alle Landschaften des afrikanischen Inneren haben nach Tripolis ihre Söhne entsandt. Für den, welcher die Dialekte der Negervölker zum Studium wählt, darf noch heute Tripolis als geeignetster Ort gelten. Alle

Digitized by Google

Sprachen der Hauſſa-, Bornu-, Wadai- und Bagirmiſtämme ſind hier vertreten. Der Eigentümlichkeit der Negerraſſe, ſich den Heimatsgenoſſen anzuſchließen oder doch ſo oft wie möglich mit ihnen zuſammenzutreffen, führt dazu, daß ſelbſt die in der Stadt Geborenen die Sprache ihrer Heimatlandſchaft nicht verlernen. Am zahlreichſten ſind die Sudân- wie Wadaineger vertreten, nach ihnen die aus Bornu und Bagirmi Stammenden. Sudân iſt im Munde der Marhrebiner wie der Neger ſelbſt alles weſtlich von Bornu gelegene Land, nicht gemäß unſerer Bezeichnung die geſamten zentralafrikaniſchen Landſchaften. Bei allen großen Feſten, meiſt bei denen heimatlichen Urſprunges, finden ſich die Angehörigen der einzelnen Landſtriche am Abend zuſammen. Und die ganze Nacht hindurch bildet ohrenbetäubendes Freudengeheul und tolles tanzartiges Geſpringe ihr herzlichſtes Vergnügen. Der Bornuaner findet ſich bei dieſen Gelegenheiten zum Bornuaner, der Wadaineger zum Wadaineger, und jeder ſchreit und tanzt in abgeſonderter Gruppe nach der Sitte ſeiner Heimat.

Daß auf tripolitaniſchem Boden eine ſteigende Degeneration der Negerraſſe vor ſich gehe, wie Maltzahn meint, habe ich nicht beobachten können. Ich ſah männliche wie weibliche Individuen, die als dritte Generation an der Nordküſte Afrikas lebten, ohne daß ſie jung Eingewanderten an Körpergröße, Muskulatur und ſonſtigen Raſſezeichen nachgaben. Was die Zahl der Nachkommenſchaft betrifft, ſo iſt allerdings ein Rückgang gegenüber der hohen Fruchtbarkeit der Ehen im Inneren

Digitized by Google

zu bemerken. Ihr Familienleben ist ein durchaus musterhaftes an Opfersinn für die Angehörigen. Der Neger lebt stets in Einehe; wird ein Geschäft, namentlich das der Dattelpflanzung betrieben, so geschieht es meist in Familiengemeinschaft; Vater, Söhne, Brüder, Vettern führen es mit vereinten Kräften.

Wenn auch der Instinkt den Neger zur Ungebundenheit in der Lebensweise führt, zur Unstetigkeit und Zielloſigkeit in der Arbeit, so ist doch Arbeitsscheu keines seiner Charaktermerkmale. Seine Untugenden, Gefräßigkeit, Schwatzhaftigkeit, Übertreibung sind mehr kindlicher Art. Stiehlt ein Neger, so wird sich sein Gelüste weniger auf Geld oder Wertsachen richten, als auf Gegenstände, die zur Befriedigung einer Begierde seines Magens dienen. Sein geselliges Wesen, seine Anhänglichkeit, sein gelehriger Sinn, seine hohe Arbeitsfähigkeit bei tatkräftigem Antrieb machen ihn durchaus schätzenswert und lassen ihn in Tripolitanien im Falle rationeller Bewirtschaftung durch eine europäische Nation als tüchtiges und nützliches Bevölkerungsglied erscheinen.

Dem Heeresdienst haben die Neger immer eine gewisse Neigung entgegengebracht. In Tripolitanien geschieht es häufig, daß sie sich freiwillig als Soldaten antragen. Die in Tripolis stehenden türkischen Regimenter weisen einen nicht unansehnlichen Prozentsatz von Negern auf. Eine Reihe von befähigten Köpfen hat sich sogar zu Offiziersstellen aufgeschwungen.

An der Kleinindustrie Tripolitaniens haben die Neger wenig Anteil. Die Frauen fertigen Teller, Körbchen und ovalförmige Schmucksachenbehälter aus

Digitized by Google

Stroh und Palmbast in originellem Farbenwechsel, eine Kunst, die sie aus ihrer Heimat gebracht haben. In Tauarka, nahe den Sebchas von Misrata, betreiben sie in großer Anzahl die Mattenflechterei aus Halfagras, ein Zweig der Kleinindustrie, der für die Ausfuhr Tripolitaniens bereits zu zählen beginnt. In den dortigen Sümpfen sah ich sie in sorgsamer gefügten Wohnungen leben. Vertikal und horizontal zusammengelegte Baumstämme bilden dort das Gerippe ihrer rechteckförmigen, niedrigen und fensterlosen Behausungen.

Einen unbedeutenden Bruchteil des tripolitanischen Völkergemisches stellen die Türken, Albanesen und Armenier.[20]) Fast ausschließlich der Beamtenkaste angehörig, führen sie ein vollkommenes Drohnenleben inmitten der Einheimischen. Wenige nur, namentlich die Armenier, sind als Basarhändler, Kaffeewirte und Kuchenbäcker tätig. Vereinzelt sind die Türken in den Oasen als Grundeigentümer zu finden; um ihren Herrenhof gliedern sich dann Landparzellen, welche den Einheimischen unter recht drückenden Bedingungen zur Bearbeitung übergeben werden. Die Villen dieser reichen Türken mit ihren guckkastenmäßig vorgebauten hölzernen Fensternischen heben sich eigenartig von den niedrigen Stein- und Hüttenbauten der übrigen Oasenbewohner ab. In der Stadt sind sie seltener als Hauseigentümer zu treffen — fast alle größeren Wohnhäuser sind in Tripolis in den letzten dreißig Jahren in die Hände der jüdischen Groß- und Kleinhändler übergegangen. Ein Zuströmen türkischer Elemente aus den übrigen Provinzen des Reiches findet durchaus nicht statt —

Digitized by Google

höchstens im Wege der Gewalt, indem des Umsturzes Verdächtige von Stambul nach Tripolitanien verbannt werden. Dieses afrikanische Besitztum gilt eben als die reine Wildnis. Auch die meisten Offiziere sind durch Strafversetzung in die tripolitanischen Regimenter gelangt.

Es verlohnt sich, die einheimischen Elemente in Bewegung und bunter Festesfreude zu beobachten:

Es tagt der Morgen des „Aïd el kebîr", des großen mohammedanischen Opferfestes. An den Lagerfeuern, die in den letzten Funken glimmen, machen vor den Toren der Stadt die Araber ihre Toilette. Sie sind von allen Seiten herbeigeströmt, um in Begleitung ihrer Scheichs dem Wali den Festgruß darzubieten. Vertreter der Syrtennomaden, Bergbewohner des Djebel, Hirten der Djefâraſteppe. In den breiten Straßen der Oase stehen vor den „Fondûq", den Karawanseraien, die vor Unruhe schnaubenden Rosse, unter ihnen Tiere echt arabischer Rasse: klein, mit schmalen Fesseln, ausdrucksvollen Köpfen. Wer sich nicht von ihrer Ausdauer überzeugt hat, glaubt kaum, daß diese so zierlichen, schmalen Pferdchen in vierundzwanzig Stunden hundert und mehr Kilometer bei einer Temperatur von 35 Grad zurückzulegen vermögen. Vor den Cafés sammeln sich die Araber zu behaglich plaudernden, lebhaft streitenden oder — apathisch schweigsamen Gruppen. Die Signale der aus den Kasernen ausrückenden Truppen werden hörbar. Für die Miliz ist der „Aïd el kebîr" (türkisch Kurban bairam) der große Paradetag.

Digitized by Google

Zu Seite 141. **Tripolitanien: Oase-Tadjura.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Indem die türkische Infanterie in den Straßen, durch welche der Wali zum Revueplatz hinausfährt, Spalier zu bilden beginnt, ordnen sich die arabischen Reiter zu Stämmen und ziehen unter tollem Freudengeschrei, einem dumpfen „ululu", den ihnen angewiesenen Standorten zu, nicht in bestimmter Ordnung, sondern in buntem Knäuel den in rote Seidenmäntel drapierten Scheichs folgend. Die verschiedensten Typen, die mannigfachsten Trachten finden sich in diesen Scharen. Die Nomaden tragen ihren schmutziggrauen wollenen Hóli (Überhang), der von Kopf und Schulter über den Körper faltig niederfällt. Der wohlhabende Landaraber hat sich mit einem seidenen, schneeweißen, weitwallenden Barakan (mit Fransen versehenen Bernûs), breitärmliger gestickter Weste (sbûn), weitem Überbeinkleid aus buntem Tuch (arabisch „botách taschîra", wörtlich Hammelschwanz genannt), und mit Zierat versehenem Schuhzeug geschmückt.[21]) Die Rhadamesen haben einen weißen Turban, der, unter dem Kinn zusammengeschlagen, nur Nase, Stirn und Augen freiläßt, und einen bauschigen braun- oder gelbfarbigen Bernûs. Fast jedermann ist zum Zeichen seiner Streithaftigkeit mit einer langen antediluvianischen Feuersteinflinte bewaffnet, die oft Schnitzereien und schön eingelegte Arbeit aufweist. Einzelne haben halb verrostete, gebogene Säbel an breiten Bandelieren über die Schultern hängen.

Der Parade der türkischen Truppen, der defilierenden Fußtruppe, dem hastig sich drängenden Schwarm der Kavallerie, dem kurzen Zug der drei Batterien Artillerie bringen die Eingeborenen wenig Neugier ent-

Digitized by Google

gegen; ihre Hauptaufmerksamkeit ist auf die derselben sich anschließende Fantasía gerichtet.

Verwunderlich, daß dieses altgriechische Wort im arabischen Sprachschatz sich einnistete. Im Munde des Arabers ist alles, was Wohlgefallen, Freude, Staunen, Stolz wachruft — Fantasía. Ein heller, das Auge entzückender Farbenton, eine seltene Waffe, eine edle Goldarbeit, ein reichgesticktes Gewand, ein stattlich gezäumtes Pferd, eine Blume keck hinter dem Ohr, alle diese Gegenstände verdienen in seinen Augen jene Bezeichnung. Für diejenige festliche Veranstaltung, bei welcher sich Stolz, Mut, Ausdauer, Pracht und Farbenfülle im Verein kundgibt, bei der gelenke Reiter auf edlen Tieren in Kleider- und Waffenschmuck sich öffentlich zeigen und auszeichnen, hat der Name Fantasía sich eingebürgert. Die Veranlassung zu diesen wettrennartigen Kampfspielen geben Hochzeiten, Beschneidungen, die großen national-religiösen Festtage, die Ehrungen berühmter und mächtiger Gäste.

Alle Schaulustigen haben sich auf dem großen, außerhalb der Stadt gelegenen Marktfelde versammelt. Eine fünf Meter breite Gasse ist freigeblieben, in welcher die Fantasía sich abspielen wird. An einem Ende finden sich die Startenden ein, zumeist aus den männlichen Angehörigen der Scheichs und sonstigen Stammesvornehmen sich zusammensetzend. Wir haben Muße, die verschiedenen Gruppen in ihren Einzelheiten zu betrachten.

Eine eigene prunkvolle und mannigfaltige Ausrüstung ziert die arabischen Pferde. Selbst ein ge-

Digitized by Google

wiegter Sportsmann Europas würde sich kaum auf den ersten Blick mit Sattel- und Zaumzeug zurecht finden. Mit reichen Stickereien versehen sind die breiten Seitenteile des Zaumes („srhîma"). Bunte Troddeln hängen am Halsband, „Glâda" genannt. Die Glâda ist mit dem Leibgurt durch einen farbigen Streifen („chdûd") verbunden; ebenso reicht ein derartiger Streifen vom Sattelrückteil zum Schweif. Reichbegüterte haben über den Rücken des Pferdes in gelben, grünen oder roten Farben schillernde Seidendecken (die sogenannte „slîl")[22] gebreitet; der Sattel hat nach vorn und hinten eine etwa zwei Zoll hohe Lehne, die mit Stickereien und geschmackvollem Silberbeschlag geschmückt ist. Gefährlich nehmen sich die Steigbügel aus: breite, seitwärts mit einem niederen Rande versehene Blechschalen, so groß, daß der ganze Fuß Platz findet.

Die Ungeduld der Harrenden steigt. Einige vertreiben sich die Zeit durch gesangartige Rezitationen, für musikalische Ohren ein unharmonisches Gezeter. An andern Stellen konzertieren ein paar Negermusikanten, von denen der eine das Tamtam („bendîra") schlägt, der andere die lange türkische Pfeife in schrillen, gezogenen Tönen jammern macht.

Endlich treten drei der vornehmsten Scheichs zusammen, die zum erstenmal ihre Pferde durch die Bahn tummeln sollen. Sie müssen den Tieren kräftig die Zäume reißen, daß diese, kaum das freie Feld vor sich sehend, nicht in blindem Eifer dahinschießen. Ein anfeuernder Ruf, von dem Ältesten ausgestoßen, und sie jagen die Bahn entlang. Tausendstimmiger Jubel be-

Digitized by Google

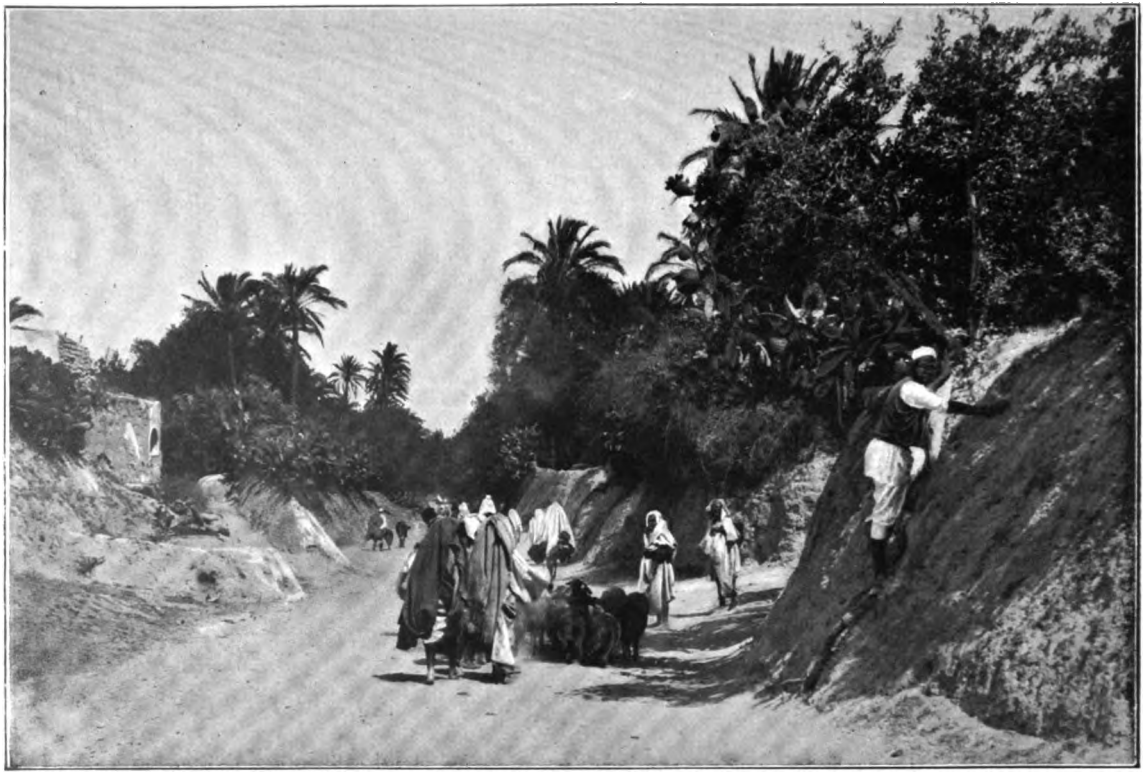
grüßt sie, der dort zu fanatischem Geheul wird, wo der Reitende seine Stammesgenossen streift.

In Zwischenräumen von zwanzig zu zwanzig Metern folgen die Reiter, sich nach Rang und Alter zu Gruppen von drei, vier, ja bis zehn formend. Kein „Wett"-rennen spielt sich ab, sondern eine Volksschau über männliche Eleganz und männlichen Mut. Dem ersten Defilé, das eine Art Musterungs- und Begrüßungsritt ist, folgen eine Anzahl weiterer Ritte. Je höher die Leidenschaft und die Begeisterung sich erhitzt, desto dichter wird die Schar der Startenden, desto wilder läßt man die Pferde schießen, desto halsbrecherischer gestalten sich die Kunststücke der Reiter. Sie laden die Flinten im Sattel während des Laufes, feuern sie ab unter „Allahu akbar", werfen sie in die Luft und fangen sie jauchzend auf, indem sie sich hoch in die Steigbügel stellen. Und diese und schwierigere Reitermätzchen werden nicht nur von erprobten, besonders wagehalsigen Gesellen geübt, sondern selbst von zwölfjährigen Knaben und zwar mit gleicher katzenartiger Behendigkeit.

Über diesem Schauspiel steht die blendende afrikanische Sonne. Das schneeige Weiß der Turbane und Barakane, das Aufleuchten der roten und grünen Mäntel, der schillernden Satteldecken, der silberbeschlagenen Waffen und im Hintergrund die blinkende hohe Stadtmauer, überragt von weißen schlanken Minarehs, alle diese Einzeltöne geben eine Farbensymphonie, wie solche, vom Pinsel des Malers in ihrer ganzen Grellheit auf die Leinwand geworfen, von Nichtkennern des Orients als schreiender, unsinniger Farbentanz verurteilt würde.

* * *

Digitized by Google



Zu Seite 141. **Straße durch die Pflanzungen einer Wüstenoase.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Wenige hundert Meter vom Mauerkranz der Stadt Tripolis beginnt östlich und südöstlich der Oasenbereich der Küste. „Grüne Inseln" nennt der durch den Wüstensand einherwandernde Araber die Oasen. Und wahrlich, etwas herrlich Eilandmäßiges, Glückliches haben diese Gartenflächen. Drei Stufen von frucht- und erntegebenden Pflanzen gedeihen gewissermaßen übereinander. In der Höhe stehen die Kronen der Dattelpalmen in regelmäßigen, weiten Reihen, als zweite Schicht die Aprikosen-, Mandel-, Johannesbrot-, Feigen- und Granatbäume, als dritte die Cerealien- und Gemüsekultur, Gerste, Korn, Mohrenhirse, Bornusamen, Saubohnen, Melonen, Pfefferschoten, Knoblauch, Kleearten und das den Frauen zum Rotfärben der Fingernägel dienende Hennakraut.

Breite Straßen, die sich seitwärts zu vielgewundenen Pfaden abzweigen, durchqueren die Oasenpflanzungen. Nach der Straße zu grenzen schnell aufgeworfene Erdwälle von doppelter Manneshöhe die Gärten ab. Bald setzen sich Opuntien und allerlei strauchartige Gewächse in diesem Erdreich fest, durchziehen es mit ihren üppig wuchernden Wurzeln und erhalten es so vor dem Einsturz bei den Wassergüssen der Regenmonate.

Einen köstlichen Genuß bietet es, des Morgens oder des Abends durch diese Gartenüppigkeit zu Pferd oder zu Maultier streifen zu können, namentlich zur Frühjahrszeit. Aus den Gärten heraus zieht ein schwerer, schwüler Duft von Orangenblüten — zwischen dem Baumreich schimmern verfallene, von Buschwerk überkletterte

Digitized by Google

Mauern verlassener Behausungen oder die weißen Plattdächer eines friedlichen Wohnhauses — von Zeit zu Zeit werden die umfriedeten Gärten von Hainen dichtästiger Oliven oder breiter Maulbeerbäume abgelöst — unter ihnen gruppieren sich einige Nomadenzelte mit ihren schwarzbraunen Kamelhäuten oder die Reiserhütten der Neger. Wandert man nach Untergang der Sonne durch die Oase, so ist überall Leben und Beschäftigung. Eigentümlich kreischen die Schöpfräder der „Nória", der Bewässerungsbrunnen, und in laut plätschernden Tönen fließt das Wasser aus den Bocksbeuteln, die als Eimer dienen, in die Wasserbecken, von denen es in Kanälen und Kanälchen durch den ganzen Garten sickert.

Charakteristisch für Tripolitanien sind diese Bewässerungsbrunnen in ihrer ursprünglichen, mühselige Bedienung erfordernden Form.

Zu seiten der Brunnenmündung erheben sich vertikal zwei mit Kalk gestrichene, drei bis vier Meter hohe Mauern, die sich nach oben in Stufenform verjüngen. Diese beiden Mauerpfeiler tragen in der Höhe eine horizontal eingefügte Holzstange, die einem Holz- oder Eisenzylinder („keruiya") zur Achse dient. Um diesen läuft flaschenzugartig ein Strick, dessen eines Ende einen Bocksbeutel („télu") hält, dessen anderes Ende an dem Joch eines Ochsen oder Maultiers befestigt ist. Als Beutel dient eine Bockshaut, die hinten aufgeschlitzt und sackartig dergestalt angehängt wird, daß das Halsende nach unten fällt. Das Tier, welches die Winde in Bewegung setzt, schreitet in ein schräg sich vertiefendes Erdloch hinein, das die gleiche Länge zeigt

Digitized by Google

wie die Entfernung von der oberen Holzsparre bis zur Oberfläche des Wassers im Brunnen. Mit jedem Schritte, den das Tier die schräge Fläche hinunter zurücklegt, hebt sich der gefüllte lederne Eimer. Ist derselbe in der Höhe des Schöpfrades angelangt, läßt der das Zugtier führende Eingeborene einen von ihm straff gespannten Strick nach, der die untere Öffnung des Beutels, den Hals der Bockshaut, während des Aufsteigens schräg nach oben hielt, diese trichterförmig sich verlängernde Mündung schlägt auf eine zweite, in halber Höhe über der Brunnenoberfläche gleichfalls horizontal angebrachte dünnere Holzsparre auf und schüttet den Wasserinhalt in ein vor dem Brunnen befindliches Becken. Dieses Reservoir ist sorgfältig gemauert und gekalkt. Füllt es sich bis ziemlich zum Rande, so läuft das Wasser durch seitliche Kehlungen in ein tiefer gelegenes Becken und verteilt sich von diesem durch die nach den verschiedenen Richtungen gezogenen Rinnen über die gesamte Gartenanlage.

Kaum ist in den neun heißen Monaten des Jahres die Sonne erloschen, so beginnt der Eingeborene seine Bewässerungsarbeit, sie stundenlang, in stumpfer Einförmigkeit und Beharrlichkeit, gleich geduldig wie das Zugtier an seiner Seite, oft lange bis Mitternacht ausführend. Ein eigentümliches Tönen erfüllt dann die Pflanzungen. Wie ein schweres Stöhnen klingt es, wenn das niemals gefettete oder geölte Schöpfrad sich widerwillig um seine Achse dreht, um den vollen schweren Beutel aus dem Brunnen zu heben. Der morsche Holzmechanismus knarrt und ächzt bei seiner Arbeit, das

Digitized by Google

Wasser plätschert laut und hell, wenn es jäh vom Beutel in das Becken schießt — dann ein abermaliges quietschendes Knirschen, aber einige Noten heller, fast wie ein wohlgefälliges Auflachen anzuhören, sobald der erleichterte Eimer in die Tiefe fährt — alle diese Töne geben eine bizarre Musik, die für den, welcher ein paar Jahre da unten seßhaft geworden ist, wenn er des Abends auf der Veranda seines Landhäuschens lässig und träumend auf der Halfamatte gestreckt liegt, den Klang lieber heimatlicher Laute annimmt.

Die Augen über die Gartenflächen gewandt, sieht man die Sonne langsam hinter den Palmen schwinden. Seltener wird der gleichmäßige kurze Tritt der Maultiere hörbar, die von den Märkten mit ihren Lasten heimgetrieben, durch den hohen Sand stampfen. Jäh aufflammende und schnell wieder verlöschende Feuergarben künden das Scheiden des Tages. Nun zieht geheimnisvolle Stille herauf, nur unterbrochen durch das Singen und Seufzen der Schöpfräder. Die Nacht des Südens webt ihre Fäden, unter den hellen Augen des Mondes, getragen von den warmen Fittichen der Winde. Das Herz des Lauschenden will stillstehen in seligem Behagen, entschlafen zu Wunschlosigkeit und Traum. . .

Inmitten dieser Oasenbezirke der westlichen und östlichen Küste, die stellenweise durch vom Meere her nach dem Inlande vom Winde getriebene Sanddünen durchschnitten werden, lebt in schwer zu unterscheidender Verbindung das arabische wie berberische Element, bald das eine, bald das andere in der Mischung in der Oberhand. Obstkultur, seltener ein regelmäßiger Ackerbau

Digitized by Google

oder planmäßige Viehzucht, ist ihre Beschäftigung. Gering ist hier die Zahl der Handwerker, der Sattler, Schmiede, Schneider, Schuhmacher; zahlreicher vertreten sind die Händler, die gewöhnlich in der Nähe der Moscheen und „Fondûk", der Karawanenserails, ihre Stände und Läden („dokkân") haben. Verproviantierungsgelegenheit für die Oasenbevölkerung sind die wöchentlichen „Ssûq", die Märkte, die nach dem Tage, an dem sie stattfinden, den umliegenden Häusergemeinschaften den Namen einer Ortschaft verleihen, so „ssûq el chmîs", „Mittwochsmarkt", „ssûq el djemma", „Freitagsmarkt". Jedes Bedürfnis einheimischer Sitte bietet sich hier in lebhaftester Schaustellung. Alles für Leibesnahrung, Kleidung, Beschäftigung und Luxus Nötige wird auf diesen Märkten feilgeboten.

Diese Märkte sind Fundstätten für den Völkerpsychologen wie für den Wirtschaftsgeographen, sie entrollen dem aufmerksamen Auge ein lehrreiches Bild neben dem anderen.

In langen Reihen stehen die niederen, behenden Berberpferde festgepflockt, viele in voller, landesüblicher bunter Zäumung und Sattlung. Die Kamele haben sich zu dichtem Knäuel gedrängt, oder hocken wiederkäuend auf der Erde. Ausgehungerte magere weiße Araberhunde, sogenannte Slugi, eine Kreuzung von Hund und Schakal, die von halbwüchsigen Burschen oder Mädchen feil gehalten werden, reißen kläffend an ihren Stricken. Federvieh kreischt in den Palmwedelkäfigen oder duckt sich, von den schweren Sonnenstrahlen wie betäubt, und eines schiebt dem anderen den Kopf

Digitized by Google

unter die Federn. Fettschwanzschafe, schönwollige, runde wie armselige Exemplare, sowie Kühe, meist kümmerliche Tiere, werden von den Verkäufern herangetrieben. Die Erzeugnisse des Landes liegen in wirren Haufen auf dem Boden. Hier Hennakraut, rote von der Sonne getrocknete Pfefferschoten („fellfell"), Fenchel („beßbeß"), Kümmel („karnûya"), Safran, eine bessere Kornart („beschna"), Klee („susfa"), Mais („sbûl"), Weizenspreu („mochála"); dort zu kleinen Bergen aufgetürmt, farbig und üppig, alle Fruchtarten: Aprikosen („meschmesch"), Pfirsiche („chôch"), Mandeln („lûs"), Äpfel („teffách"), Granaten („rummân"), Oliven („setûn"), frische Datteln („blech"), Orangen („bortuqâl"), Feigen („kermûs"), die feigenähnlichen Früchte der Opuntien („hindi"), von den Franzosen „figues de Barbarie" genannt, Citronen („lim qâres"), Maulbeeren („tût"), Kürbisse („qára"), Melonenarten („belá und battích"), Gurken („faqûs"). An anderer Stelle sind die Produkte einheimischer Kleinarbeit aufgestapelt: wollene und seidene Überhänge, die sogenannten „Hóli", grobe rot und blau gemusterte Wollstoffe, die zu Frauengewändern dienen, kunstvoll gemusterte Teppiche, meist von Misrata stammend, Satteldecken, Packnetze für die Kamele, rohe Holzpflüge, Bockshäute, die als die geschilderten Brunneneimer oder als Wasserschläuche („qirba") zur Verwendung gelangen. Einen besonderen Platz nehmen die Töpfer mit ihren mannigfaltigen Tonarbeiten ein. Sie haben Krüge in allen Formen und Größen aufgestellt, die zum Aufbewahren von gesalzenem Fleisch, Öl und getrockneten Früchten dienende Hálbia,

Digitized by Google

die kleinere Firschîa, die Wasser und Legmi (Dattelwein) fassende Barrâta, sowie die als Maßeinheit gebrauchte Djarra. Daneben gruppieren sich die Haushaltungsgefäße und der Hausrat, die großen tönernen Kochtöpfe („burma"), die tönernen Bratpfannen, Holzteller und Holznäpfe, oft eigentümlich geformt und geziert mit primitiven Malereien, die abenteuerliche Fisch- und Pflanzenfiguren darstellen. Mannigfaltig sind die Gegenstände, welche, von Palmenbast und Pflanzenfasern hergestellt, auf dem Sſûq ausstehen: Matten mit recht charakteristischen Zeichnungen, Stricke jeder Stärke, Gewebe jeder Form. Trödler halten alte Waffen feil, Blechkannen und Zinkgefäße mit Beulen und Sprüngen, gebrauchte Kleidungsstücke, Bilderausschnitte aus europäischen illustrierten Journalen, Korânsprüche unter Glas und Rahmen, die mit roten, schwarzen und goldenen Lettern auf buntem Papier prangen.

Die Verkäufer des Sſûq sitzen teils auf dem nackten Erdboden, teils hocken sie auf breiten Matten. Manchem Händler geben zeltartig aufgespannte Kamelhäute oder schräg gegeneinander gelegte Binsengeflechte mageren Schutz gegen die glutende Sonne.

Ein wunderliches Bild bietet die Stelle des Sſûq, wo die Fleischer und Schlächter ihre Verkaufsstände haben. Hammel- und Kamelfleischstücke liegen auf staubigen Matten oder hängen an Stricken, die zwischen zwei Holzpflöcken laufen. Kamelrücken, den Tripolinern eine erste Delikatesse, hat eine ansehnliche Stelle unter diesen den Appetit des verwöhnten Europäers wenig lockenden Herrlichkeiten. Wenn auch süßlichen Ge-

Digitized by Google

schmacks, so mundet er doch, geschickt angerichtet, d. h. gut gespickt und gepfeffert, nach fünf bis sechsstündigem Schmoren in den Röhren des arabischen Backofens trotz seiner Zähigkeit gar nicht übel. Die Schlachtstätte selbst befindet sich zur Seite des Marktes. Diese Schlachtstätte in freier Natur gibt zarten Nerven kein anheimelndes Gemälde. Die noch blutenden Kadaver hängen zum Abhäuten an den breiten Ästen der Oliven- oder Maulbeerbäume, und weißzottige Hunde lecken an den Blutlachen.

Nicht den Geschäften allein, auch der Belustigung leihen die Markttage Gelegenheit. Von Zeit zu Zeit stellt sich ein Fabelerzähler ein, gewöhnlich ein ehrwürdiger Alter mit gewählten, überlangsamen Bewegungen und tiefernsten Zügen, dem oft der Schalk wie der Komödiant aus den Augen blitzt. Schnurrige Till-Eulenspiegelstreiche tischt er auf, wie Mären phantastischer Art. Da verwandelt Allah Tiere zu Menschen zur Belohnung, Menschen zu Tieren aus Gnade oder zur Strafe. Fliehende Gazellen werden zu geschmeidigen Jünglingen, die sich des Jägers erwehren, oder zu schlanken Jungfrauen, die den Verfolger zur Bewunderung und Liebe zwingen. Schelsüchtige Menschen werden zu Eidechsen, Prasser und Wollüstige zu widerlichen Affen; unglückliche gequälte Frauen nehmen durch Allahs Liebe die Gestalt flötender Nachtigallen an. Und alles ringsum hört dem Fabulieren zu mit Staunen, Entzücken und unbedingter Gläubigkeit. Auch rhapsodische Gesänge gibt der Alte zum besten, die dann von den Tamtamschlägen eines auf dem Erdboden kauernden

Digitized by Google

Negers begleitet werden. Oder ein musikalisch beanlagter junger Bursche gesellt sich an irgend einem Flecke, meist vor einem der Kaffeeschenken, die in den verschiedenen Ecken des Marktplatzes ihren Stand haben, zu ein paar Kameraden und bläst auf der Makrûn, der Rohrflöte, die wenigen Noten eines Volksliedes, das dann von einem der Umstehenden nach dem anderen mit bewundernswerter Beharrlichkeit in unzähligen Wiederholungen rezitiert wird.

Zwischen den Geschäftsständen des Marktes fehlen nie einige Quacksalber, die auf einem arg zerfetzten bunten Tuche die mannigfachsten Salben und Tinkturen in Flaschen, Töpfen und Päckchen auslegen und von den Käufern ehrfurchtsvoll als Tbîb, als Arzt begrüßt werden. Diese Heilmittel, von allerlei Pflanzenkräutern gebraut, haben bei Wunden, Geschwüren, ansteckenden Krankheiten nach dem Glauben der Eingeborenen eine unfehlbare Wirkung. Die Mehrzahl dieser Mittelchen ist wenigstens dem Organismus unschädlich, wenn auch die unsaubere Zubereitung und die trübe Farbe aller dieser Medizinen die Gesetze der Hygiene auf den Kopf zu stellen scheinen.

Auch die Marâbu, religiöse Fanatiker oder schlaue Spekulanten, versäumen nicht, den Markttag und die zu diesem zusammenströmende Volksmenge sich nutzbar zu machen. Die einen sitzen in heiligem Schweigen, d. i. in stumpfsinnigster Regungslosigkeit, unter einem notdürftig zusammengefügten Geflecht von Palmwedeln und warten stumm der Gaben in bar wie in natura, die pflichtschuldigst die braven Gläubigen

Digitized by Google

spenden. Rote, grüne, blaue und schmutzigfarbene Fähnchen und Lappen aus Seide, Tuch und Leinen hängen, von Verehrern dargebracht, an den Pflöcken und Reisern seines Zeltsitzes und lassen aus ihrer Zahl den Grad der Volkstümlichkeit des Marâbu erkennen. Andere weniger berühmte oder minder schlaue Heilige müssen sich die Mühe auferlegen, bei den Prophetensöhnen unter Anrufung Allahs Belohnung für ihre offenkundige Frömmigkeit einzusammeln. Sie spazieren mit einem schadhaften irdenen Topf umher, der die Spenden, kupferne Fünf- und Zehn-Parastücke, aufnimmt. Zum Zeichen des heiligen nichtstuerischen Standes dient ein gewaltiger Haarschopf — der Hinterkopf wird glatt rasiert und die Vorderkopfhaare lassen sie üppig wuchern — oder das Kostüm, das eben im vollkommenen Mangel desselben beruht, höchstens daß ein feuerrotes, zum dicken Wulst gewundenes Tuchstück die Lenden ziert.[23])

In nächster Nähe des Marktes steht stets ein Fondûq, ein Karawanenserail, Absteigeort für die Vornehmeren und Reichen, Unterstand für die Reitpferde und Maultiere. In dem arkadenartigen Innenraum desselben werden die Tiere in langen Reihen eingestellt. Diese ungefähr drei Meter tiefe, nach innen vollkommen offene Stallung umgrenzt den rechteckförmigen Hof. In Abstand von zwei zu zwei Metern sind nach dem Hof zu Holzpfähle eingerammt, zwischen denen die Stricke laufen, mit welchen die Hinterfüße der Tiere gefesselt werden.

Vor dem Fondûq wie in der breiten Eingangshalle desselben sitzen Kaffee schlürfende oder die türkische

Digitized by Google

Wasserpfeife rauchende Gruppen. Die Verdienste des Markthandels, die Preise der Waren, die Eifersüchteleien der Familien und Parteiungen, die Urteile des Qâdi, die Summe, welche der obsiegenden Partei der Spruch desselben gekostet, die Fatmes, die Frauen der Hausgenossenschaften bilden ihnen den nie versiegenden Gesprächsstoff. Bei allen Unterhaltungen tönt eines vornehmlich hervor: das die Sinne stetig beschäftigende Wort „flûs", das Geld!

Die geschilderten Merkmale sind allen Oasenkulturen der Küste zu eigen, denen der starkbevölkerten Oase Meschiya nahe der Stadt Tripolis, den westlicheren von Sansûr, Suara, wie den östlicheren von Tadjura, Sahêl el Achmed, Sliten, Misrata. „Tripolitanischer Sahêl" wäre dieser Landteil entsprechend den in Tunesien und Algerien eingeführten Benennungen am zweckmäßigsten zu taufen. Es sind durchaus, namentlich im Osten, schwach nach der Küste sich abdachende Flächen mit reinstem Humus. Die oft in breiten Bändern in das Land hineingreifenden Sanddünen stammen von dem an der Küste sich ablagernden Meeressand, der, von den Winden getrieben, schon seit Jahrhunderten sich landeinwärts bewegt. Diese starren Sandwellen, oft zu einer Höhe von zehn Metern anschwellend, halten ganze Städtereste, so die Ruinen von Leptis magna und Sabrata, den Schwesterkolonien von Oea, begraben, wandern über die Lehmmauern der Pflanzungen hinein in die Gärten und veröden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr des herrlichen Alluvialbodens, an dem die Küstenregion Überfluß hat. Nur die größte wirtschaftliche

Digitized by Google

Zähigkeit vermag über diese fortschreitende Verwüstung Herr zu werden. Zu seiten der Oasenstraßen trifft man des öfteren auf dicke runde Mauersäulen von Manneshöhe, die einen starken Eisenzapfen in der Mitte der oberen Kreisfläche aufweisen. Es sind dies die Ölpressen („qerqâba") der Eingeborenen. Recht summarisch ist ihr Verfahren der Ölgewinnung. Eine schwere Steinwalze („mâsra") wird durch eine seitlich angeschmiedete eiserne Öse dem Mittelzapfen der Qerqâba eingehängt. Auf die kreisrunde obere Scheibe des Mauerbaus, die als Mahlfläche dient, wirft man die Olivenfrüchte samt den ölhaltigen Kernen in dünner Schichtung. Der durch ein Zugtier in Bewegung gesetzte, rotierende Steinzylinder vollführt die Arbeit der Auspressung. Der Ölbrei rinnt in eine rings des Steinbaues laufende Rinne. In dieselbe gießt man von Zeit zu Zeit Brunnenwasser und schöpft daraus das nach der Oberfläche steigende Öl mit den Händen in bereit gehaltene große Krüge. Daß solche nachlässige Kunst sich durch geringe Sauberkeit auszeichnet und kaum die Hälfte des möglichen Ölertrages zu liefern vermag, ist den Eingeborenen schwer begreiflich zu machen. In ihrer, in unbeträchtlichen Dingen oft bewundernswerten ökonomischen Berechnung wissen sie die Reste von Schalen und Steinen („fittûra") noch zu verwerten, indem sie diese an die Backofeninhaber verschleißen, denen solche ein gutes Brennmaterial abgeben.

In den Küstenoasen stehen auch die Obstbäume der gemäßigten Zone, wenn auch teilweis nur als Zierbäume, so die Pflaume, die Birne, der Apfel. Nur

Digitized by Google

die Birnbäume der Pflanzungen von Sahêl el Achmed (östlich von Choms) tragen eine große und wirklich schmackhafte Frucht. Eine kleine Vegetationsänderung der Straucharten geht im Osten des tripolitanischen Sahêl vor. An Stelle der Opuntien und Agaven („sabbâra") wuchert an und auf den Erdwällen der Gärten häufiger die Aloe (Aloe vulgaris Lam.). Diese schlanken, in gewisser Regelmäßigkeit sich reihenden Gewächse mit ihren rotstachligen Blättern, ihrem gelbe Blüten tragenden hohen Schaft geben diesen Wallumrahmungen den Charakter größerer Zierlichkeit und Künstlichkeit. Baumwollenstaude und Indigostrauch, der Reichtum der Fessânoasen, auch die Ricinusstaude („chrûa") findet sich an der Küste nur in ganz verkümmerten Exemplaren.

Wo der eingeborene Moslem erntet, da legt ihm zumeist die Natur Gedeihen und Fruchten in den Schoß. Eine zielbewußte Flächenbestellung ist dem Araber stets fremd geblieben. Seine Religion freilich ist der Pflege von Grund und Boden ihrem Ideengange gemäß geradezu abhold. „Wo die Pflugschar geht, schreitet die Schande daneben", sagt bezeichnend eine Sure des Korans. Wenn der Araber zur Feldpflege schreitet, tut er es halb gezwungen, meist aus bitterer Not, selten aus Liebe zur fruchtgebenden Erde. Pflege der Ackerkrume, Düngung, Koppelwirtschaft, rationelle Ackergeräte sind ihm unbekannte Dinge. Als Pflug genügt ihm ein dicker gebogener Ast mit einem breiten Querholz. Das den Acker ritzende Pflugende ist oft genug nicht einmal mit einer Eisenspitze ver-

Digitized by Google

sehen. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit geschieht die Landbestellung nur in den Oasengärten. In welcher Behaglichkeit und Einfalt er in diesen seinen Weizen und seine Gerste sät, lohnt der Beobachtung. Mit dem einen nackten Fuß, den er langsam hinter sich herzieht, reißt er die Furche. Am Ende der zu bestellenden Fläche angelangt, nimmt er zum Abmessen der Distanz einen Schritt seitwärts und schleift darauf gemächlich das andere Bein zum Ziehen der Furche in entgegengesetzter Richtung hinter sich her.

In den weiten Ebenen der Steppen zwischen den Küstensiedelungen und dem Randgebirge, so namentlich in der Djefâra, südlich von Tripolis, liegen Strecken, die, systematisch ausgebeutet, die reichsten Erträge liefern würden. Diese zur Römerzeit für den Cerealienbau so trefflich verwerteten Flächen — die zahlreichen Dämme zu seiten der Flußläufe geben den Beweis — liegen heute vollständig brach. Höchstens eine Nomadenfamilie bestellt hier ein Stückchen Land und pflanzt ihre Zelte so lange in der Nähe auf, bis die Saat von fünfzig bis hundert Fuß im Geviert gereift ist.

Das Proletariat der eigentumslosen Bodenbearbeiter lebt in den tripolitanischen Küstenoasen immerhin unter günstigeren Verhältnissen als in Algerien, wo der „Chamês" lediglich mit dem fünften Teil der durch seinen Schweiß gewonnenen Ernte abgefunden wird. Der hier übliche Vertrag zwischen dem Bodeneigentümer und dem Bebauer entbehrt nicht der Billigkeit und ist ganz dazu angetan, neues Kulturterrain auf leichte Art zu schaffen. Der Eigentümer eines jung-

Digitized by Google

fräulichen Erdstückes pflegt Urbarmachung und Bepflanzung desselben einer Person, meistens einer Familie mit einer Anzahl arbeitsfähiger männlicher Individuen auf einen Zeitraum von zehn und mehr Jahren mit der Bestimmung zu übertragen, daß mindestens die Hälfte des Bodens zur Dattelbaum- oder Olivenpflege verwandt wird. Vom Ertrag derselben hat der Eigentümer halben Anteil; die Ernte des Gemüsebaues fällt dem Pächter allein zu. Saat und Dünger liegen zu Lasten des letzteren; werden diese vom Grundeigentümer geliefert, so stehen ihm $^3/_4$ der Früchte zu. Da ein Hektar, gewöhnlich mit 100 Dattelpalmen oder Oliven bepflanzt, bei einem Ertrag jedes Baumes von 8 bis 10 Mark, jährlich einen Nutzen von ungefähr 1200 Mark zu bringen pflegt, wird dem Eigentümer ohne den geringsten Handschlag seinerseits schon nach einigen Jahren ein recht hübscher Grundzins in den Schoß gelegt. Ein Wohnhaus zu errichten, einen Brunnen zu graben, ist dem Bebauer nur gestattet, wenn er auf dem betreffenden Grundstück jede Anlage doppelt ausführt. Nach Ablauf der Vertragszeit wird die bestellte Fläche in zwei gleich wertvolle Stücke geteilt. Eines kehrt in die Hände des Verpächters zurück, der nun ein wohlgepflegtes Gartenland sein eigen nennen kann, das andere verbleibt dem bisherigen Besteller, der auf diese Art zum Lohn seiner Mühen selbst zum Grundeigentümer aufrückt.

Doch die Abneigung des Eingeborenen gegen ausdauernde Ackerbebauung ist wohl auch verursacht durch das Regiment, unter dem er lebt, das ihm die Ein-

Digitized by Google

künfte seiner Tätigkeit nicht genügend zu sichern vermag, mithin ihm auch jede, über die Grenze des Notwendigsten gehende Anstrengung verleidet. Den Überschuß guter Jahre hat er zum Einlösen des nach schlechten Ernten verpfändeten beweglichen Eigentums (Waffen, Schmucksachen, kunstvolle Hausgeräte) aufzuwenden. So steht es noch heute an manchen Punkten Algeriens und Tunesiens, am schlimmsten aber in Tripolitanien. Was dem Wucher nicht anheimfällt — der christliche wie jüdische Wucherer in der Stadt Tripolis läßt sich sogar beim Faustpfand bis 60 % Interessen zahlen —, gerät in die Hände der großen und kleinen Beamten.

Die türkische Verwaltung,[24]) wenigstens solche, wie sie in den von Konstantinopel entfernten Provinzen geübt wird, nimmt selten an dem sittlichen Wohl und Wehe, an den wirtschaftlichen Sorgen und Bedürfnissen der eingeborenen Bevölkerung innigen Anteil. Die Beamten fühlen sich weniger dazu berufen, zu verwalten, als auf Grund ihrer autorisierten Stellung während der oft recht fraglichen Dauer derselben möglichst viel aus dem Amte herauszuschlagen. Der Gouverneur einer Provinz pflegt seinen Posten sich bei einem der Palastbeamten, einem Günstling des Sultans oder einem Ressortminister zu erkaufen; was wunder, wenn er in dem seiner Willkür überlassenen Lande das Anlagekapital möglichst bald wieder herein haben und Wucherzinsen dazu verdienen will. Das geschieht zunächst, indem er, kaum am Bestimmungsorte angelangt, die Mehrzahl der Würdenträger ihrer Ämter entsetzt und solche an die Meistbietenden neu verteilt. Alle

Digitized by Google

Militär- und Verwaltungsbeamten arbeiten ihrerseits dann wieder nach dem System der Ausbeutung. Die Gelder, welche zu öffentlichen Zwecken, zu Straßenbauten, Wohlfahrtseinrichtungen vom Zentralgouvernement oder von der Provinzialregierung bewilligt werden, verschwinden gewöhnlich spurlos, ohne daß das betreffende Werk über das Stadium des Anfangs hinausrückt. „Das Geld wird von den Kamelen gefressen", wie die Araber sagen.

In gewissen Grenzen hält sich der Diebstahl noch in den Städten, rücksichtslos aber vollzieht er sich auf dem flachen Lande. Der Kaimakâm (Distriktvorsteher) und der Qâdi (Richter) sind dort getreueste Freunde, die jeden möglichen Vorteil sich gegenseitig in die Tasche spielen. Zwei-, ja dreimal des Jahres wird den Eingeborenen die Abgabe für die Pflanzungen, die Dattel- nnd Olivenbäume abgefordert. Die vorgeschriebene Steuerquittung, das Teskeré, wird selten ausgeliefert, um den Einwand geschehener Zahlung von vornherein abzuschneiden. Wo eine kleine Garnison liegt, da spielt die Soldateska zumeist die Rolle des Gerichtsvollziehers, wobei natürlich fette Brocken für sie abfallen.

Bleiben die Steuerabgaben von einem kleineren Bezirk längere Zeit aus, so kommt von der Provinzialkasse eines Tages der sehr kategorische Befehl, innerhalb drei- oder achtmal vierundzwanzig Stunden so und so viel „Medjidié" abzuliefern. Da die schon bezahlten Steuern sich in die einzelnen Taschen verloren haben, muß es nun an eine gewaltsame Geldeintreibung gehen. Zu

Digitized by Google

solcher wird die Hülfe der Miliz auserlesen. Diese hat das Recht, sich ihre Opfer zu wählen, und am meisten zahlen müssen demgemäß solche Eingeborene, welche kein Bakschîsch springen lassen. Ein „Binbaschi", der zwei bis drei Jahre in der Provinz eine kleine Garnison kommandierte, kehrt immer als wohlhabender Mann in die Stadt zurück, so daß eine Versetzung ins Innere geradezu als Auszeichnung und Begünstigung zu gelten hat.

* * *

Im Gegensatz zur Oasenlandschaft ist der Naturcharakter der Steppe ein ziemlich einförmiger. Zwiebelgewächse und vor dem Anstieg zum Hochplateau und dem Gebirge der Hundszahnbusch (Zizyphus lotus, arabisch „ssîdr") findet sich in hoher Zahl. Seine dichten, nach der Mitte zu sich stark aufrankenden Dornenstauden nehmen sich von weitem aus wie gewaltige braune Maulwurfshügel.

In Senkungen des Bodens formen sich Lachen, deren Ränder von Binsen und Mimosen umzogen sind. Eine gleichmäßige braune Farbe kennzeichnet diese Steppenstriche, welche nur in den Frühlingsmonaten um etliche Töne heller wird.

Einiges Leben in das Steppenbild bringen die Karawanen. Seltener die großen Sudânkarawanen, welche wenige, seit Jahrhunderten übliche bestimmte Routen wählen, sondern die kleinen Handelszüge, welche die Erzeugnisse des Gebirgslandes und seiner Plateaus, Getreide, Mandeln, Oliven, Halfagras und Schafwolle, nach der Stadt bringen und von dieser die

Digitized by Google

notwendigsten Artikel europäischen Ursprungs in ihre Zeltdorfschaften tragen. Es sind dies Züge von zehn bis zwanzig Mann mit einem oder zwei Dutzend Kamelen, entweder unter Führung eines gewerbsmäßigen Händlers oder eines Kommissionärs eines kleinen Handelshauses der Küste, oder auch eine zufällig sich zusammenfindende Gesellschaft gleichen Reiseziels. Sobald nur mehr als drei Leute auf dem Marsche mit ihren Tieren sich zusammenschließen, entsteht nach den Begriffen der Eingeborenen die Karawane, die „Qáfla", wie der Ausdruck für dieselbe in Nordwestafrika lautet. Oder man begegnet einigen Nomadenfamilien, die ihren Aufenthaltsort wechseln. Ein Kamel trägt den vollständigen Hausrat, die Zeltstangen, einige Matten, ein paar Tonkrüge, verschiedene Holzschüsseln und Holzteller, sowie mehrere Bocksbeutel, die mit Öl, geronnener Milch („lébn"), geriebener Gerste, Gries und Mehlnudeln, Datteln und anderen trockenen Früchten gefüllt sind.

Um die Schilderung der ihres Weges ziehenden Nomadenfamilie zu vervollständigen: hoch zu Kamel über dem Zelt- und Hausrat thronen gewöhnlich die kleineren Sprößlinge verschiedenen Geschlechts. Die halberwachsenen Buben treiben einige Ziegen und Hammel nebenher. Eine Gattin oder mehrere, in der Regel eine bejahrte und eine jüngere, schreitet neben dem Eheherrn, der hoch zu Pferd, eine langrohrige Flinte auf dem Rücken, bequem in dem breiten lehnstuhlartigen arabischen Sattel sitzt. Gehört etwa zum Besitztum der Familie noch ein behendes Maultier, so

Digitized by Google

ist der bevorzugteren Fatme, d. h. natürlich der jüngeren, der Platz auf dessen Rücken gegönnt.

Die Wohnstätte des Nomaden, das Zelthaus, wie es dem Steppenboden sich anschmiegt, verdient in ihrer ursprünglichen Bauart eine Beschreibung. Drei Stützpunkte hat das Zelt. In der Mitte stehen drei Stangen von Manneshöhe, die durch ein Querholz verbunden sind. Die mittelste überragt um einen halben Meter die übrigen; zu beiden Seiten in gleichen Zwischenräumen werden ebenfalls je drei derartige, aber etwas niedrigere, etwa einen Meter hohe Holzstützen eingerammt. Über dieses Stangengerippe wird die Zeltwand aufgespannt. Nach Sonnenuntergang zu bleibt das Zelthaus in etwa halber Höhe geöffnet. Holzstützen in Zirkelform halten hier die seitliche Zeltbekleidung. Dieselbe ist aus Ziegen- und Kamelfellen in rohester Weise zusammengenäht. Diese in allen Nuancen vom Hellbraun bis zum tiefsten Schwarz erglänzenden einzelnen aneinandergeflickten Zeltwandstücke geben dem Zelthaus ein pittoreskes barbarisches Gepräge.

Das Innere, zerfallend in ein Schlaf- oder Frauengemach und einen offenen Raum, der für die Mahlzeiten und den Empfang der Gäste dient, mit allerlei Tand, mit Truhen, Matten, Tongefäßen ausgestattet, hat für den Eingeborenen etwas durchaus Wohnliches und wäre auch für den Europäer ein ganz schätzenswerter Unterschlupf. Bei meinem Streifen durch die Steppe habe ich, überrascht von Regengüssen oder vom Qibli, dem trockenheißen Wüstenwind, des öfteren in den Nomadenzelten Zuflucht gesucht. Die verschiedenartigsten

Digitized by Google

zahlreichen unsichtbaren Bewohner dieser Stätten machten sich jedoch für die Gastfreundschaft derartig an meinem Leibe bezahlt, daß ich mich schließlich lieber dem ärgsten Platzregen und der edelsten Backofenhitze überantworten mochte.

Wo der Sahêl und die Steppe sich dem Gebirge nähern, zeigen sich breite steinige Rinnsale, die Wege der Gewässer, welche im Winter mit rasender Schnelle von den Bergen schießen. Von Choms bis zu den Oasen von Sahêl el Achmed treten diese steinigen Flußbetten bis hart ans Meer, während im Osten und Westen, bevor die Wasser das Meer erreichen, das Steinbett verschwindet und die Flüsse in Lachenformationen rein schlammigen oder salzhaltigen Charakters enden.[25]) In der Nähe der Berge in dem mitgeschleiften Humus, der sich zur Seite der Wasserläufe festsetzt, schießt die arabische Akazie, die „Talha" auf, erreicht aber nicht die Höhe wie in der Gebirgsgegend. An salzhaltigen Stellen schart sich die Tamariske und das „Rtema" zu niederem Buschwerk.

* * *

Neue, weniger starre, ja geradezu idyllische Bilder eröffnen sich dem Auge, wenn wir aus dem Steppenland in die Saharavorberge und ihre Hochebenen steigen. Sanft, geländeartig, von Hügelrücken zu Hügelrücken hebt sich das tripolitanische Mittelgebirge im Osten, in Messellata und Tarhuna; jäh, von Terrasse zu Terrasse im Zentrum und im Westen, in den Rhariân- und Yefrendistrikten. Daß hier einst die Meeresküste stand,

Digitized by Google

und die gesamte vor diesen Terrassen liegende Landfläche in einer Breite von 100—120 Kilometern lediglich alluviale Anschwemmung sei, ist eine schon mehrfach aufgestellte Hypothese, für die allerdings noch nicht vollwiegende wissenschaftliche Beweise erbracht sind.

Die Vegetation in den Talspalten, in den breiten Niederungen wie an den Abhängen ist eine üppige; Pfirsich, Aprikose, Mandel, Granate fruchten aufs reichste. Rebenpflanzungen, Safran- und Gerstefelder ziehen sich um die sauberen, meist aus solidem Steinmaterial errichteten Wohnhäuser. In den „Schabât", kraterartigen Bodeneinsenkungen, und auf den Plateauflächen wuchern die Halfabüsche. Das Ausreißen der Pflanze, wenn diese in den Monaten Juni bis August in der Zeit der Reife steht, beschäftigt Hunderte über Hunderte. In weitmaschige Netze („schebka") zusammengepreßt, gelangt das Halfa auf dem Rücken der Kamele in die Ausfuhrhäfen der Küste. Die Olivenpflanzung ist die Kultur, welche hier wie an wenigen Punkten Nordafrikas, üppig wie im Kabylenland Algeriens, in Pflege und Blüte steht. Bis heute dienen die Oliven hauptsächlich den Bedürfnissen der Bevölkerung. Die Transportversuche nach der Küste blieben in den schüchternsten Anfängen. Das Öl der Gebirgsoliven ist so schmackhaft und aromatisch, daß ich oft genug bei meinen Gebirgswanderungen in Gesellschaft der Karawanengenossen zur Imbißzeit, mit zusammengeschlagenen Beinen auf dem Boden kauernd, die Brotschnitte in die große gemeinschaftliche Holzschüssel getaucht und mit Wohlbehagen verzehrt habe. Mit der Ölgewinnung ver-

Digitized by Google

fahren die Eingeborenen noch einfacher als an der Küste. Die Oliven werden zwischen besonders stark gewebte Halfamatten gelegt und dann mit Steinen zerklopft oder mit den Füßen zertreten. Das Öl läuft in seitlich gegrabene Rinnen.

Während die Gelände und die Täler in Baum- und Pflanzenschmuck stehen, sind die Berghöhen und die steileren Bergwände vollkommen nackt und kahl. Lentisken, Tamarinden und Artemisien geben die einzige Vegetation, was die Verwandtschaft mit dem Charakter der südalgerischen und südmarokkanischen Saharavorberge klar kennzeichnet. Aus den Felsspalten erheben sich hier und da breitkronige Häupter von Dattelpalmen. Die Korkeiche wie im algerischen und tunesischen Atlas habe ich nirgends, auch nur in verkümmerter Gestalt gefunden, ebenso nicht Pistazien oder Zedernstände wie in Cyrenaika. Der französische Reisende Duveyrier erzählt von reichlichem Baumwuchs in den Nalûtbergen an der Ostgrenze Tunesiens. Wahrscheinlich also nimmt nach Westen hin die Nacktheit der Gebirgshäupter und Berglehnen ab.

Heiter, glücklich, von derselben urwüchsigen Kraft wie die Landschaft, sind auch die Bewohner des tripolitanischen Randgebirges. Sie sind entschieden autochthonen Ursprungs, wie auch die Bewahrung der Sprache berberischen Charakters beweist. Vor den Küstenarabern kennzeichnen sie sich durch hellere Hautfarbe, muskulösere und höhere Gestalt, größere und beharrlichere Emsigkeit. Sie sind im Gegensatz zu der Oasenbevölkerung und derjenigen der Steppen weniger

Digitized by Google

der Invasion arabischen Blutes ausgesetzt gewesen. Unabhängigkeitssinn und kriegerischen Trotz haben sie stets an den Tag gelegt. Zehn Jahre hindurch haben die Türken gegen sie fechten müssen, ehe ihre Herrschaft anerkannt wurde. Alle kühnen Hordenführer, vor denen die Küstenplätze oft genug tributpflichtig wurden, hatten in den Bergen ihre Herkunft. Wenn heute die Gebirgszüge, wie überhaupt ganz Tripolitanien die türkische Oberhoheit mit Willfährigkeit tragen, so geschieht das, weil sie die Türken als Religionsgenossen und die Halbmondsstandarte als keine entehrende Herrin über sich sehen. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß kaum 12000 türkische Soldaten, in etwa zwanzig Garnisonen[26]) verteilt, das gewaltige Land in Schach zu halten vermögen, während in Algerien die mehr als fünffache Anzahl, durch gut geschulte europäische Truppen vertreten, durch Jahrzehnte hindurch kaum genügen wollte.

Tumultuarischen Religionsfestlichkeiten, fanatischen Umzügen der Marâbu, der muselmännischen Heiligen, begegnet man, im Gegensatz zu den Plätzen der Küstenoasen wie namentlich in Sliten, im Gebirge selten. Die Bevölkerung ist naiver, nüchterner; Sektenwesen und toller Heiligenkultus ist ihnen darum fremd geblieben.[27]) Dabei sind sie nicht etwa irreligiös, sondern von jener einfachen Gottesunterwürfigkeit, die mit der Bildlichkeit der mohammedanischen Gebetesgesten und Andachtsformen, inmitten der blendenden Stille der Landschaft, zu der hehren Ruhe und Lichtfülle der Natur in so innigem Einklange steht.

Berberischen Ursprungs wie die Gebirgsbevölkerung

Digitized by Google

ist auch solche von Rhadâmes; in ihrer Sprache und Sitte weist sie eine Verwandtschaft mit den gleichfalls berberischen Stämmen der Oasen Sokna und Audjila auf. Je weiter wir nach Süden kommen, desto größer die Rassenmischung. So lebt in Rhât und in den Fessânoasen ein Mischlingsvolk, das in Arabern, Berbern, Tuâreg- und Tibbustämmen, Negern und in jüngerer Zeit auch in Türken seine Erzeuger hat und demgemäß in buntester Kreuzung von den einen oder den anderen Blutsmerkmale und Rasseneigentümlichkeiten trägt.

Ich habe die Typen jener Gegenden an manchen Punkten vor mir gehabt, über ihre Lebensweise in der Heimat jedoch vermag ich aus eigener Anschauung nicht zu berichten. Die Bilder, welche uns Rohlfs, Barth und Duveyrier über dieses Völkergemenge gezeichnet haben, sind die denkbar treuesten. Auch Erwin von Bary, der im Jahre 1875 das Hoggarplateau durchforschte, hat uns wertvolle Skizzen der Tibbu- und Tuâregstämme hinterlassen.

Hoffentlich ist es mir noch vergönnt, meiner Sehnsucht zu folgen und auch das Oasenhinterland Tripolitaniens eines Tages zu durchziehen, um dann die persönlich gewonnenen Eindrücke einmal in scharfem Rahmen geben zu können.

* * *

Ich sehe das Bild vor mir, das vor der Stadt Tripolis sich entwickelte, als im Sommer des verflossenen Jahres zur Bekundung nationaler Ansprüche und

Digitized by Google

Hoffnungen die italienischen Schlachtschiffe im weiten Bogen außerhalb der aus dem Wasser ragenden umbrandeten Riffe, welche die Einfahrt seit Jahrhunderten so schwierig gestalten, sich um den Hafen legten. Auf den breiten Quaimauern und hinein in die meterbreiten Breschen, die jedes Jahr als sichtbare Wirkungen der winterlichen Regengüsse und Unwetter weiter und weiter klaffen, drängen sich Malteser mit ihren groben Tuchhemden und den dicken, um die Lenden gewundenen Gürtelbinden, Israeliten mit Fes und langem schwarzen Kaftan, Araber, Bornu- und Wadaineger mit den weiten, leicht über Kopf und Schultern geworfenen Hôli, stämmige Milizen mit verschlissenen Uniformröcken, die einen barfuß, die anderen mit Bastsandalen statt der vorschriftsmäßigen Kommißstiefel angetan. Sie wundern sich mit einem „uállah" und abermaligen „uállah" (bei Allah) über die ungewohnte italienische Machtentfaltung.

Nicht in sonderlicher Achtung steht der Italiener im nördlichen Afrika bei der eingeborenen Bevölkerung. Überall in Algerien, Tunesien, Ägypten ist das italienische Element in den Städten vertreten durch Hafenarbeiter, Kleinkrämer, Handwerker; auf dem platten Lande, namentlich in den neuen französischen Dependenzen, erscheint er als Bebauer eines Streifens fruchtbarer Erde, den er im Laufe der Jahre dank seiner Beharrlichkeit und Genügsamkeit breiter und breiter zu gestalten vermag. In der Anschauung der berberischen und arabischen Bevölkerung sind dies keine Eigenschaften und Beschäftigungen, die kriegerischen Geist atmen. In ganz anderer Sympathie steht bei ihnen der Franzose.

Digitized by Google

Die militärische Prunkentfaltung in den nordafrikanischen Kolonien, die vielen großen und kleinen Mittel, Glanz und Reichtum zu zeigen, die Konzerte der Militärmusiken selbst in den kleinsten algerischen und tunesischen Garnisonen, die wöchentlichen „retraites aux flambeaux", die Fackelzüge der Kompagnien und Bataillone mit klingendem Spiel durch die europäischen und arabischen Quartiere, sie haben auf das für solche Äußerlichkeiten empfängliche Gemüt der Eingeborenen unleugbar Eindruck gemacht. Und diese Eindrücke verpflanzten sich alsbald über die französischen kolonialen Gebiete hinaus. So oft, wenn ich während eines zweijährigen Aufenthaltes in Tripolitanien mit wohlgesetzten Schechs und Qâdis (Stammeshäuptlingen und Ortsrichtern) oder mit naiven Negerburschen in den Städten oder im Inlande über die einzelnen Nationen plauderte, wurde den Franzosen mit allen Gebärden der Achtung stets „forza iassr" (viel Kraft) zugedacht, die Italiener aber unter begleitendem Achselzucken mit dem zweifelhaften Ehrenworte „meskîn" (arm, armselig) charakterisiert. In der Tat, an keiner Stelle Nordafrikas hat Italien bisher mit bedeutenden Machtmitteln eingegriffen. Unternehmungsgeist in Handel und Wandel konnte es noch nirgends in großem Stile entwickeln. Was es tat, ist im wesentlichen Kleinarbeit geblieben.

Es soll nicht verkannt werden, welche zivilisatorischen Verdienste Italien speziell in Tripolitanien sich erworben hat. Auf einen Punkt lenkt Italien im Mittelmeer seit zwei Jahrzehnten sein Augenmerk, den man von deutscher Seite bisher viel zu wenig

Digitized by Google

zu schätzen und zu organisieren wußte, nämlich auf das Unterrichtswesen. Der italienische Staat unterhält gemäß dem durch Crispi geschaffenen System der Gouvernementsschulen im Auslande („scuole governative" oder „scuole regie") in der Stadt Tripolis eine Realschule, eine Elementarschule für Knaben und eine solche für Mädchen, einen Kindergarten, Handarbeitskurse für Mädchen und Abendunterrichtskurse für Erwachsene wie Verheiratete, desgleichen Elementarschulen in Choms, einem Flecken an der tripolitanischen Küste, und in Benrhasi. In diesen so mannigfaltig gestalteten Unterrichtsanstalten, in denen an 30 vom Staat besoldete Lehrer und Lehrerinnen wirken, werden jährlich 500 bis 600 Kinder der italienischen Sprache zugeführt. Was natürlicher, als daß diese, einmal herangewachsen, italienischem Einfluß zuneigen, der italienischen Sprache in Wort und Schrift mächtig, in Italien Anknüpfungspunkte für ihre spätere vornehmlich kaufmännische Tätigkeit suchen, also Vorkämpfer des italienischen Handels werden. Einschließlich der Beamten der Konsulate, der Posten und der Agenturen der Schiffahrtsgesellschaft (Navigazione generale) dürften sich im ganzen Tripolitanien und in der Cyrenaïka 500, höchstens 600 Italiener befinden. Da die Angehörigen der übrigen Nationen mit Ausnahme der Griechen im Lande nur zu Dutzenden zählen — die zahlreichen Malteser als britische Schutzbefohlene sind schwerlich den „Engländern" zuzurechnen — so nimmt hier numerisch Italien unstreitig die erste Stelle ein. Italienisch ist auch, wie es in Tunesien vor fünfzehn Jahren ebenso noch der Fall

Digitized by Google

war, in Tripolis und Benrhasi unter den Europäern und den europäisch Gebildeten durchaus Umgangs- und Verkehrssprache.

Unleugbar mehren sich von Jahr zu Jahr in Italien die Stimmen, welche Tripolitanien als unantastbares Machtfeld betrachtet wissen wollen. Das Zurückdrängen des italienischen Elementes in Tunesien, das einst dort die gleiche führende Stellung hatte wie heute in Tripolitanien, macht sich italienischen Patrioten immer bitterer fühlbar. Namentlich im Norden Italiens, insbesondere in Mailand und Turin, wo die Industrie sich allmählich glücklich entfaltet und nach gesicherten Absatzquellen Umschau hält, ist man der Idee eines kühnen Handstreiches durchaus nicht abhold. Daß Italien nicht im Augenblicke, da Frankreich in Tunesien „für fünfzehn Jahre" einrückte („pour pacifier le pays", wie es in den an die Großmächte gerichteten Noten hieß), seine Hand auf Tripolitanien zu legen vermochte, hatte in der Meinung vieler heutiger Politiker Italiens seine Ursache in der durch den Dreibund bedingten freundschaftlichen Stellung zu Deutschland. So führte die Idee der Ausdehnung im Mittelmeer zu einer Verständigung mit den Mächten des Zweibundes und ließ die italienischen Kriegsschiffe nach geschehenem Einvernehmen vor den Häfen des seit drei Jahrzehnten begehrten Tripolitaniens kreuzen.

Bei allen Nationen, die auf die Bildung einer politischen oder wirtschaftlichen Interessensphäre in einem außereuropäischen Erdteile bedacht waren, ist eine rege Forscher- und Kundschaftertätigkeit durch begeisterte

Digitized by Google

private Verfechter des Ausbreitungsgedankens oder durch unmittelbare Sendlinge vorausgegangen. Ich erinnere nur an die Russen in Zentralasien, die Engländer in Persien, die Franzosen in Nord- und Zentralafrika, die Deutschen in Kleinasien. Den Italienern kann man eine solche seit langem vorbereitende Pionierarbeit in Tripolitanien kaum zuerkennen. Weitere Kreise Italiens besitzen über Wert oder Unwert des tripolitanischen Landes weder geläuterte Vorstellungen, noch sichere Kenntnis. Als ich im Frühjahr 1902 im „Deutschen Sprachverein" zu Mailand über meine Reisen in Tripolitanien berichtete, konnte ich in Zeitungen selbst ersten Ranges befremdender Weise lesen, wie sie ihre Mitteilungen über jenes Stück Erde mit einem unsicheren „si dice" einleiteten und ihren Lesern die sonderbarsten Dinge auftischten. Obwohl Tripolitanien den Italienern so unmittelbar vor Augen liegt, von ihnen über Neapel und Sizilien so leicht zu erreichen ist, haben sie an der Erforschung und Durchquerung des Gebietes verhältnismäßig wenig Anteil genommen. Englische, französische und deutsche Namen tauchen als wissenschaftliche Kundschafter weit häufiger auf. Gerade Deutschland trug zur Zeit der Blüte der Afrikaforschung, als die Wege ins noch unbekannte Innere des schwarzen Erdteils hauptsächlich im Norden Afrikas ihren Ausgangspunkt hatten, am lebhaftesten mit seinen Reisenden Hornemann, Overweg, Barth, Vogel, Beurmann, von Bary, Rohlfs, Nachtigal, Zittel, Ascherson zur Erschließung Tripolitaniens bei. Nur della Cella, Minutoli, Camperio, Haimann (der Abkömmling einer nach Mailand einge-

Digitized by Google

wanderten bayrischen Familie!) sind als Italiener in der tripolitanischen Forschungsarbeit hervorgetreten, und diese widmeten sich lediglich der Erkundung der östlichen Provinz, der Cyrenaïka, und ihre Reisen liegen Jahrzehnte rückwärts (1817, 1828, 1881). An wertvollem italienischen Kartenmaterial über das fragliche Gebiet ist empfindlicher Mangel. Ein kürzlich erschienenes Werk „La Tripolitania" von Minutoli (Torino 1902) zehrt ausschließlich von den Resultaten, die dank nichtitalienischer Forschertätigkeit bis zum Jahre 1902 zusammengetragen wurden.

Mit mehr Eifer als die Wissenschaft hat sich der Handel von italienischer Seite dem begehrten Tripolitanien in den letzten beiden Jahrzehnten zugewandt. Eine in Mailand gebildete „Società di esplorazione commerciale in Africa" — fast alles, was an Unternehmungsgeist hervorragt, hat in Norditalien seine Heimat — gründete an der Küste eine Anzahl Handelsagenturen, die das Studium der Bedürfnisse und Hülfsquellen des Landes sich zur Aufgabe machten und dem italienischen Import wertvolle Fingerweise gaben. So liefern die durch Anregung dieser kolonialen Gesellschaft veröffentlichten Schriften von Bricchetti-Robecchi „Il commercio di Tripoli" (Rom 1896) und Bencetti „Bengasi e la Cirenaïca" (Mailand 1896) sorgfältigere und ergiebigere Auskunft als die besten englischen Konsulatsberichte, welche letztere im lobenswerten Gegensatz zu der Engherzigkeit, mit der andere Staaten, namentlich Deutschland, die Ergebnisse der konsularischen Berichterstattung hüten, als

Digitized by Google

„Diplomatic and Consular Reports“ vom Foreign Office veröffentlicht werden und so einem jeden durch den Buchhandel zur Einsicht stehen.

Zwischen den Haupthäfen Italiens und den wichtigsten Küstenpunkten des Landes unterhält mit vorzüglichen Schiffen die »Navigazione generale Italiana« (Florio und Rubattino) den Verkehr. Zweimal berühren ihre Dampfer, teils über Malta, teils über Tunis kommend, wöchentlich die Stadt Tripolis, das eigentliche Handelszentrum der Provinz. Die Errichtung einer dritten, alle vierzehn Tage laufenden Linie, welche die bisher außerhalb jeder regelmäßigen Schiffsverbindung liegenden, nicht unwichtigen Plätze der Syrtenküste, wie Misrata, sowie in der Cyrenaïka die beiden Hauptorte Benrhasi und Derna seit zwei Jahren bedient, vermochte die italienische Regierung im Wege staatlicher Unterstützung zu schaffen. Wenn die italienische Flagge im Laufe der letzten fünf Jahre die französische und englische Flagge überholt hat (Italiens Tonnengehalt betrug im Jahre 1900 132 842, Frankreichs 90 814, Englands 40 508), so ist dies unbedingt der Rührigkeit der genannten Schiffsgesellschaft zu danken. Ihre Dampfer sind es auch vornehmlich, welche in Genua oder Malta die deutschen für Tripolitanien bestimmten Ausfuhrgüter in Empfang nehmen. Wenn Italien hinsichtlich seiner hier arbeitenden Handelsflotte alle übrigen Nationen übertrifft, so erscheint es, was Einfuhr und Ausfuhr betrifft, als nicht mit den höchsten Werten beteiligt. Der Import Italiens bewegt sich

Digitized by Google

gleich dem der Türkei auf der Höhe von kaum einer Million Francs, während England gut drei und Frankreich nahezu zwei Millionen stellen. Deutschland und Österreich führen nach den Konsulatsstatistiken für etwa $^3/_4$ Millionen Waren ein. Jedoch decken sich diese Zahlen im wesentlichen mit der Schiffsflagge, aber nicht mit dem Herkunftsland, so daß bei dem Wege der deutschen Güter über Marseille, die italienischen Häfen, Malta, sowie über Konstantinopel um das Vier- bis Fünffache höhere Werte anzusetzen sein dürften.

Von Jahr zu Jahr bröckelte vom Umfang und den Zweigen des tripolitanischen Handels im letzten Jahrzehnt mehr und mehr ab. Von 26 Millionen Francs sank er in dieser Zeit auf kaum zwanzig. Und der Ursachen sind mannigfaltige. Der Karawanenhandel der Tripolitaner, der für das Land den hervorragendsten Anziehungspunkt und den lebhaftesten Gewinn darstellte, ist nur noch ein Schatten von dem, was er einst war. In meiner Schrift „Tripolitanien und der Karawanenhandel nach dem Sudân", versuchte ich die Ursachen dieses Rückgangs zu entwickeln. Die Wellen der Unruhen, welche die Mahdistenherrschaft nach Westen warf, der Fall der alten Dynastie in Bornu, dem allem Handelsgeist früher am meisten geöffneten Reiche, die Räubereien der wilden Tuâreg, welche durch vermehrte Raubzüge auf die französische papierene Besetzung der Sahara die glatteste Antwort gaben, die Versuche der Franzosen, die Berührungspunkte nach Zentralafrika, auf algerisches und tunesisches Hinterlandsgebiet zu verlegen, haben den Karawanenverkehr

Digitized by Google

nach dem Süden bedenklich gemindert. Und dazu tritt die Gleichgiltigkeit, ja geradezu der Stumpfsinn der türkischen Verwaltung, ihre Ausnutzungspolitik, die hier krasser als in den übrigen Provinzen vermöge der sicheren Entfernung von der Konstantinopeler Zentralregierung zu Tage tritt. »Stambul beïda«, „Stambul ist weit", damit muß sich die zu Klagen und Beschwerden aufgelegte Bevölkerung herber denn irgendwo trösten. Statt der Eröffnung neuer Hilfsquellen durch Gewährung noch nicht betriebener Gewerbe oder durch Anregung einträglicher Neukultivierung von Plantagen- und Ackerland zu dienen, bekunden die Beamten ihre Erfindungsgabe in Ersinnung neuer Abgaben und Drangsalierungen, nachdem die Staatskassen durch den Rückgang des Landeswohlstandes sich nicht mehr füllen wollen. So mußten kürzlich die Steuerprivilegien der Stadt Tripolis fallen, sehr zum Unwillen der Bewohner, die sich zu einer ernsten, einer Empörung ähnlichen öffentlichen Kundgebung in den Straßen der Stadt entschlossen. Seit fünfzehn Jahren baut schon der achte Wali (Generalgouverneur) an dem Hafen von Tripolis, und zwar derart, daß die aufgerichteten Dämme in jedem Frühjahr zur Zeit der Stürme und hochgehenden Wasserfluten neu zusammenstürzen, was freilich für ihre Privatschatullen eine angenehm sich wiederholende Einnahme bildet. Nur eine Änderung dieser Zustände kann verhindern, daß Tripolitanien zur vollständigen Verwahrlosung und Verarmung herabsinkt.

Eine wirtschaftliche Hebung des Landes, heute

Digitized by Google

darf man sie noch als durch energische Hand und nicht allzu große Mittel erreichbar erachten. Ungemein gering zwar zeigen sich im Vergleich zu Ägypten, Algerien, Tunesien die Ziffern des Handelsumsatzes, wie ich sie annähernd zu geben versuchte. Aber diese stellen durchaus nicht den Maßstab zur Beurteilung des wirtschaftlichen Wertes von Tripolitanien dar. Gegenüber der herrschenden Meinung von der Wüstenähnlichkeit seiner Landstriche darf nicht genug betont werden, daß im Gebiet der Küsten, der Randgebirge wie der Hinterlandsoasen, nach Ausschaltung aller unwirtlichen Teile, wie sie Sanddünen, Kiesel- und Steinwüsten einnehmen, immerhin noch ein Kolonisationsgebiet ziemlich doppelt so groß als Süddeutschland, also von etwa fünffachem Flächeninhalt als das Königreich Bayern, vorhanden sein dürfte. Und zu jeder Kultur, zu solcher der gemäßigten, der subtropischen, der tropischen Zone, sind diese gewaltigen Strecken geschaffen, zur Gartenkultur, zum Getreide-, Obst-, Gemüsebau, zur Plantagenwirtschaft, zur Pflege der Seidenraupenzucht, zur Anpflanzung der Baumwollenstaude, des Indigos, des Tabaks. Salz findet sich in riesenweiten Mulden an der Küste, Natron in Fessân, Schwefel in der großen Syrte. Wie in Algerien die geologische Erforschung unbekannte Schätze zu Tage förderte, so kann die Auffindung wertvoller Mineralien in den fast unbekannten Gebirgszügen des Innern durchaus erhofft werden.

In den Händen einer europäischen Macht bedeutet Tripolitanien vermöge seiner weiten Küsten-

Digitized by Google

ausdehnung das Gewinnen einer recht ansehnlichen Einflußzone im Mittelmeer. Im Besitze Frankreichs würde es die Franzosen, die im westlichen Mittelmeer bereits den Vorrang gewonnen haben, auch zu Herren des östlichen machen und ihnen den Weg nach Syrien hinüber ebnen. Im Besitze Englands stellt es infolge seiner Anlehnung an Ägypten einen gefährlichen Machtzuwachs dar. Für Italien ergibt es sich als Abrundung seiner Herrschaft im Zentrum des Mittelmeeres. Unsere Interessen dürften ohne Zweifel durch die italienischen Wünsche am wenigsten geschädigt werden. Der natürliche Reichtum Tripolitaniens vermag die Hebung des Nationalvermögens und des Handels bei planvoller Ausbeutung für denjenigen Staat zu ergeben, der hier seinen Fuß aufsetzt. Wenn Italien in diesem Sinne Vorteile einheimst, so wird das niemals eine Beeinträchtigung unserer Machtsphäre zur Folge haben, vorausgesetzt, daß dem Handel freie Bahnen blieben. Zur Besiedelung Tripolitaniens besitzt kein Land geeignetere Kräfte als Italien. Das nahe Sizilien insbesondere vermag ein tüchtiges, klimatisch widerstandsfähiges Menschenmaterial zu liefern. Im Norden Tunesiens wie an dessen Ostküste hat es seine Verwendbarkeit auf diesem Felde bereits vollauf dargelegt. Ob freilich Italien genügende finanzielle Stärke besitzt, um durch staatliche und private Unternehmen ein größeres koloniales Neuland schneller Blüte entgegenzuführen, ist eine Erwägung, die kaum in bejahendem Sinne zu beantworten wäre.

Heikel ist die Frage, ob und wie gegenwärtig

Digitized by Google

oder in nächster Zeit sich die italienischen Bestrebungen der Verwirklichung entgegenführen lassen. Der Berliner Vertrag bindet die Mächte an den status quo. Aber so mancher Artikel des Berliner Vertrages ist bereits durchlöchert worden — wir brauchen bloß auf Ostrumelien und Kreta hinzuweisen —, so daß auch eine Lockerung der staatlichen Bande zwischen der hohen Pforte und der letzten Provinz auf afrikanischer Erde als kein Ding der Unmöglichkeit erscheint. An einen plötzlichen gewaltsamen Handstreich dürfte Italien schwerlich jemals denken können. Der Türke haftet, wo es sich um Wahrung seiner nationalen Würde und Herrschaft handelt, an Äußerlichkeiten, am Rechtstitel, an der Form. Die Übereinstimmung der Mächte vorausgesetzt, müßte hier pro forma die Souveränität des Sultans aufrecht erhalten bleiben. Was Italien demgemäß früher oder später erreichen könnte, wäre eine Art Verwaltung, welche die türkische Oberhoheit unangetastet läßt. Ein Vorbild zu solcher könnte das Sandjaq Novibasar bilden, in welchem laut Artikel 25 des Berliner Vertrages Österreich sich „um die Freiheit und Sicherheit der Verkehrswege schützen zu können", das Recht vorbehielt, „Garnisonen einzurichten und Militär- und Handelsstraßen herzustellen."

Die Lauterkeit deutscher Politik und die eigenen in der Türkei zu wahrenden Interessen müssen die Richtschnur vorschreiben, dem nach Möglichkeit zu wehren, daß ein Stück türkischen Staatsgebietes nach dem anderen fremden Händen überliefert wird. Ist aber die Macht treibender Umstände nicht aufhaltbar, werden

Digitized by Google

eines Tages die Wege ermittelt, wie Italien seine Anwartschaft auf Tripolitanien durch Verwaltungseingriffe oder Okkupation offenkundig macht, so dürften auch wir einen Preis für die deutsche Zustimmung zu fordern nicht blöde sein. Die Einräumung einer Kohlenstation an der Ostküste der Cyrenaïka — treffliche Häfen bieten sich an verschiedenen Punkten, so in Tobrûk, in Bomba — wäre ein Wunsch, der, mit Nachdruck getan, kaum der Verwirklichung fernbleiben könnte. Freien Ausblick über die See nach Norden und Osten bietend, nicht unweit der Schiffahrtsstraße nach Ostasien, möchte eine solche Stelle Deutschland den Rückhalt bieten, den es früher oder später im Mittelmeer sich bedingen muß.

Von deutscher Seite ist seit dem Tode von Gerhard Rohlfs Tripolitanien die gebührende Aufmerksamkeit nicht wieder geschenkt worden. Als Frankreich im Jahre 1899 auf dem Papiere das Hinterland von Tripolitanien besetzte, um sich den Zugang nach Wadai zu sichern, wandte sich die Deutsche Kolonialgesellschaft auf Grund eines durch Anregung des Verfassers dieser Zeilen auf der damaligen Hauptversammlung geschehenen Antrages der Abteilung Hamburg an die deutsche Reichsregierung mit der Eingabe, die erheblichen deutschen Handelsinteressen in Tripolitanien und dessen Hinterland zu wahren 1. durch Errichtung eines Berufskonsulats des Deutschen Reiches in Tripolis; 2. durch Sicherung der bedrohten Freiheit der Karawanenstraßen in der Richtung nach dem Tschadsee für alle Nationen in der bisherigen Weise; 3. durch Veranlassung geeig-

Digitized by Google

neter Maßnahmen zur Einbeziehung von Tripolis in den direkten deutschen Dampferverkehr. Ein Erfolg war jenem Schritte nicht beschieden, obwohl im folgenden Jahre die Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen eine Denkschrift ähnlichen Inhalts an den Reichskanzler richtete. Möge der jetzige Augenblick zur nochmaligen dringenden Erwägung der deutschen Interessen an diesem noch zu wenig gewürdigten Fleck afrikanischer Erde mahnen!

Digitized by Google

Ein Besuch in Benrhasi (Cyrenaïka).

Schon lange trug ich Verlangen, einen Schritt zu tun nach einem der stillsten und vergessensten Winkel des nördlichen Afrika, nach jenem Stück Erde, das der Sitz der griechischen Fünfstädterepublik war, Heimat des Poeten Callimachus, des Philosophen Aristippus, des Kosmographen Eratosthenes, berühmt im Altertum ob seiner Weinreben, Oliven, Nutzhölzer und wohlriechenden Kräuter und in späterer Zeit ein Emporium mit lockendem Raffinement und epikureischer Behaglichkeit.

Von dem Pentapolisstaate hat neben Marsa Susa, dem alten Apollonia, sowie Tokra, erst Teukra, später Ptolemaïs — beide eigentlich nichts als Trümmerhaufen, zwischen denen sich ein halbes Hundert arabischer Lehmhütten gruppieren — nur Benrhasi, das Euesperides der Hellenen und Berenike der Ptolemäer, die jede Kultur erdrückende arabische Invasion überlebt. Benrhasi, gegenwärtig die Hauptstadt eines eigenen, von Tripolis unabhängigen Sandjaqs, ist seit dem Besuche von Rohlfs von deutschen Reisenden nicht wieder

Digitized by Google

berührt worden. Vor ihm hatten Barth 1855 und später Beurmann 1862, welcher Benrhasi zum Ausgangspunkt seiner Expedition zur Aufsuchung Vogels nahm, der Stadt ausführliche Beobachtung gewidmet. 1873 streifte sie Erzherzog Ludwig Salvator bei Gelegenheit seiner Syrtenreise („Yachtreise in den Syrten, Prag 1874"). Acht Jahre darauf machte Giuseppe Haimann die Cyrenaïka zum Felde einer zweimonatigen Studientour und weilte in Gemeinschaft mit Camperio, der sich zu einer Reise nach der Oase Djarbûb, dem damaligen Aufenthalt des Oberhauptes der Snussisekte, rüstete, einige Zeit in ihren Mauern. Und nicht mit Unrecht beginnt Haimann seine späteren Veröffentlichungen (Cirenaica, Milano 1889) mit den Worten „La Cirenaica, sebbene quasi alle porte d'Italia, è finora per molti dei nostri concittadini meno conosciuta dell'Australia e della Nuova Zelanda".

Eines Tages winkte mir erwünschte Gelegenheit. Der österreichische Konsul Signor Emilio Rossi ließ mir melden, ein staatlicher englischer Dampfer mache sich binnen einer Stunde nach Benrhasi auf, um dort Gerste in Ladung zu nehmen, und sein Kapitän habe darin gewilligt, einige Passagiere mitzuführen. Gerade in diesem Augenblicke wurde ein Entschluß mir von Herzen schwer. Ein biederer Züricher, den das Fieber Tags zuvor hinweggerafft hatte, sollte eben zu Grabe getragen werden, und als einer der drei damals in Tripolis weilenden Deutschen sollte auch ich wohl ihm das letzte Geleit schenken.

Der seltenen Lockung vermochte ich freilich nicht

Digitized by Google

zu widerstehen. In zehn Minuten war mein Reisegepäck zusammengerafft, ein Gefährte, ein junger Dresdener, stets heiteren und friedlichen Gemüts, der Sekretär des österreichischen Konsulats, rasch durch Überredung gewonnen, und bald blickten wir von Bord des Dampfers über die in der Nachmittagssonne weiß erzitternden Mauern und platten Dächer der Stadt Tripolis. Ein Trauermarsch hallte vom Strande herüber. Jetzt geleitete die Tripoliner Jugend, deren musikalische Neigung zwei wahrhaftige freiwillige Stadtkapellen gebildet hatte, unseren braven Schweizer unter ernsten Klängen zum Tore hinaus. Nun sollte er ruhen in der fremden, seltsamen Erde, die ihn hierher gezogen hatte. Denn gewiß, die bare Münze, die hier seine Mühen als Angestellter eines einheimischen Kommissionshauses lohnte, ganze hundert Franks den Monat, mochte ihn nicht gereizt haben, in Tripolis sein Zelt aufzuschlagen.

Daß ein Engländer sich einem ihm Unbekannten gegenüber durch Höflichkeit oder Rücksicht auszeichnet, hat wohl selbst der innigste Bewunderer der Kinder Albions noch nicht zu behaupten gewagt. Unser Kapitän war ein Exemplar, an dem man solche nationale Tugendmerkmale prächtig studieren konnte. Die zwei Napoleons, den Preis der Überfahrt, hatte er alsbald einzustreichen befohlen, aber im übrigen kümmerte er sich um uns keinen Pfifferling. Die für zufällige Gäste des Frachtdampfers vorhandene einzige Kabine war bereits in Besitz eines Gentlemans, des Clerks einer Londoner in Tripolis ansässigen Firma, und eines mit

Digitized by Google

bemitleidenswertem Eifer englisch mauschelnden jüdischen Agenten. Wohin wir unseren Leib die kommenden beiden Nächte betten sollten, war uns also ein Rätsel. Aber wir gingen eilends und kecklich zu Werke. Mein unerschrockener Sachse nistete sich auf Deck im Kartenhause unseres liebenswürdigen Kapitäns ein, aus dem alle durch die Zähne gemurmelten Komplimente wie „bloodyfool boy" und andere ihn nicht vertrieben, und ich meinerseits nahm das wackelige, aber behaglich breite Sofa des volle drei Meter im Geviert fassenden Eßsalons in Beschlag. Und ich wich auch trotz zehnfachem Räuspern und Brummen nicht von meinem in Selbsthilfe eroberten Lager, wenn der Herr Kommandant bei erstem Morgengrauen hier seinen Tee zu schlürfen Behagen trug.

Selten erschien in den Morgenstunden im Süden ein grauer Saum, der von der in unserer Kursrichtung sich streckenden Küste Kunde gab. Nur die Möwen, die um die Rahen flogen, verrieten, wie nahe dem Lande wir uns bewegten, bis von Kap Misrata ab die tiefe Einbuchtung der großen Syrte sich entfaltet.

Um Mittag des ersten Tages blies ein heftiger Wind entgegen, der bald zum Sturme sich schwellte. Er peitschte die Seegischt über Bord und packte die hölzernen Rippen unseres Dampfers so mächtig, daß sie zu ächzen und zu kreischen schienen. Langsam auf und nieder schaukelnd, jetzt mit dem Bug, jetzt mit dem Achterteil tief in die Wellen tauchend, gemächlich, aber sicher nahm das massive, schwerfällige Frachtschiff seine Straße. In der Frühe des zweiten Tages nach sieben-

Digitized by Google

unddreißigstündiger Fahrt wuchs im Osten eine dunkle Linie, die Küste der Cyrenaïka grüßend hervor.

Wer vom Marhreb her sich der Stadt nähert, dem wird auf den ersten Blick eines in die Augen springen: das Fehlen des allen Islâmstädten des Westens eigenen Mauerkranzes, dieser hohen, mit Steinzinnen versehenen Umfriedigungswerke, wie sie die marokkanischen, algerischen und tunesischen Städte, auch Tripolis, umgürten. Zu deuten mag dies daher sein, daß Benrhasi am ehesten dem Araberansturm zum Opfer fiel, die Bevölkerung jener Zeit zur Hauptsache handeltreibend, also leidenschaftslos und des Unabhängigkeitssinns bar war, demgemäß also alle die Kämpfe, welche im Westen in den zu großen und kleinen Sultanaten erstarkenden, gegen die arabische Herrschaft sich aufbäumenden Gegenden hinter den Mauern der Städte sich abspielten, in diesem, dem ägyptischen Kalifate so nahe liegenden Teile Nordafrikas keinen Schauplatz hatten. Die Stadt bildet ein dichtes Häuserfeld in Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks und dehnt sich nach Südosten und Norden in unscheinbaren, bunt zusammenhängenden Straßenreihen aus, wo die stark vertretene Negerbevölkerung ihre Wohnsitze aufgeschlagen hat. Über die Terrassenfläche der niedrigen, quadratisch oder rechteckig gebauten Häuser erhebt sich ein einziges Minareh, unkünstlerisch zusammengesetzt, mit einem schirmartigen Dach und einem hölzernen Rundbau, plump, dem Turme angeleimt. Der ganze Oberbau sieht einem im großen Stile angelegten Taubenhause nicht unähnlich.

Die künstlerische Vornehmheit und den orientali-

Digitized by Google

schen Märchenaufputz der blendend weißen Dächer und Mauern, so einheitlich mit Himmel und Sonne, „äußeres" Kennzeichen der meisten Islâmstädte, wird man hier vergeblich suchen; alles zeigt gelbbraune Tönung und echte nüchterne Lehmfärbung. Nur die emportauchenden Kuppeln der Marâbus sind von hellerer Mauertünche. Und doch ist das Gesamtpanorama kein reizloses. Die Palmenhaine, namentlich die der westwärts vorspringenden Halbinsel, der alten Marsa Juliana, welche hart an das Meer herantreten und mit den Wurzeln im Wasser zu stehen scheinen, das Wirrnis der braunen Häusergruppen, dahinter eine Nuance heller die steinige Wüste und weit im Hintergrunde, wie liegende Schatten sich gebend, der „Djebel achdar", das „Grüne Gebirge", alle diese Merkmale sind in ihrer Zusammensetzung von anheimelnder Eigenartigkeit.

Dieses Benrhasi, in seiner offenen, den erfrischenden Seewinden stets zugänglichen Lage, zeigt klimatisch ziemlich günstige Verhältnisse und wäre einer der gesundesten Punkte der Küste, wenn sich die Regierung zu einigermaßen vernünftigen Sanitätsmaßregeln entschließen würde. Die Durchschnittstemperatur der heißen Jahreszeit ist 32 Grad; nur in den Tagen des „Qibli", des trockenheißen Windes der Wüste, steigt dieselbe auf 42 Grad. Die niedrigste Temperatur, auf die Monate Dezember und Januar fallend, zeigt 4 Grad. Auffallend ist der zeitweilig eintretende jähe Temperaturwechsel, der nach Beobachtungen des italienischen Reisenden Camperio einmal 15 Grad inner-

Digitized by Google

halb zweier Stunden betrug. Der Grund dieser Erscheinungen ist noch wenig aufgeklärt. Della Cella mutmaßt, daß „die von Norden kommenden Luftströmungen, welche bei ihrem Wege über das Mittelmeer starke Feuchtigkeit aufnehmen, diese der verdünnten Luft jener Gegenden in kürzester Zeit abgeben".[28]) Wir sind 1896, was meteorologische Beobachtungen betrifft, so weit wie 1869, wo Gerhard Rohlfs den Mangel einer Station zwischen Bône und Alexandria lebhaft beklagte. Es befinden sich leidlich gute Instrumente in den Händen eines italienischen Konsulatsbeamten, s. Z. von der „Società d'Esplorazione commerciale in Africa" aus Mailand gesandt, aber niemand bedient sich ihrer zu wissenschaftlichen Aufstellungen.

Wir stehen, der breitkieligen arabischen Barke entstiegen, noch unschlüssig, ob wir mit der Einführung, die wir besitzen, sogleich dem Hause des italienischen Konsuls zusteuern sollen, um eine menschenwürdige Unterkunft zu finden, da wird uns schon von mehreren jungen Leuten, den Agenten tripolinischer Handelshäuser, ein liebenswürdiges Willkommen und herzliche Gastfreundschaft geboten. Es ist ein zur Erntezeit hier weilender Jude, der uns zu seinem Junggesellenheim geleitet. Das Gebäude ist mehr Lehmhütte als Haus, es führt nur ein Erdgeschoß mit zwei schmalen Fenstern. Das Innere besteht aus einem einzigen langen Gemach, dessen gestampfte braune Erde zwischen einzelnen, den Boden deckenden Matten hindurch schimmert, aber gegenüber den Chans, wie sie in Benrhasi sich finden, bietet es immerhin nach den glaubwürdigen

Digitized by Google

Versicherungen unseres Gastfreundes dem Anspruchlosen eine behagliche Wohnstatt. Ein Ruhelager wird schnell bereitet. Dienstfertige Nachbarn erscheinen mit einigen Heusäcken; über eine Art hölzerner Bühne von etwa einem Meter Höhe, die eine Nische des Zimmers füllt, werden sie gebreitet. Auf unser leibliches Wohl sorgsam bedacht, weist unser Gastfreund auch den Weg zum Toilette- und Badegelaß des Hauses. Auch dieses ein echtes Idyll. Hoch über einer kreisförmig und tief der Erde eingeschnittenen Höhlung thront, an dickem Bast hängend, ein „Teneké", ein Zinkbehälter, der bereits vom fernen Kaukasien her, russisches Petroleum in seinem Inneren tragend, seine Wanderung getan hat. Sein Boden ist vielfach durchlöchert, und wenn der über diesem liegende zweite Boden durch eine höchst einfache Zugvorrichtung sich hebt, so rieselt der nasse Inhalt vergnüglich hernieder. Man sieht, wie die Bedürfnisse den Menschen in Nöten erfinderisch machen.

Meine Neugier nach den architektonischen Herrlichkeiten von Benrhasi war bald gelöscht.

Baulichkeiten besonderer Natur finden sich einige wenige, so das breite Riesenrechteck einer geräumigen Kaserne, verschiedene magere Befestigungsbatterien, an Punkten aufgestellt, die jeder strategischen Regel hohnsprechen, ein weitbauchiges, baufälliges Fort in der Mitte des Hafens, zu gleicher Zeit Gefängnis, Zollhaus, Offiziers- und Beamtenwohnung. Bemerkenswert sind die Basarstraßen, mit dünnem Holzwerk bedeckt, an denen sich spärliches Grün entlang rankt. Stellenweise sind dieselben, wie in Tunis oder Kairo, von breiten

Digitized by Google

Wölbungen übermauert. Hier sind alle Landesbedürfnisse aufgestapelt, die Artikel der Einfuhr wie die Erzeugnisse der Gegend: baumwollene und seidene Gewebe, die langen „Hóli", einfache wie prächtige, mit langen Fransen versehene; ferner Drogen, Heilkräuter, allerlei Zaumzeug, alte Feuersteinflinten und mit arabischen Gravierungen verzierte Pistolen, letztere, trotz des scharfen Verbots gegen Waffenhandel, öffentlich zum Verkauf ausgestellt, eine Übertretung, die hinsichtlich der Harmlosigkeit dieser Art von Waffen ohne Gefahr ist. Jedes Gewerbe hat seine Straße, jedes Untergewerbe seine Seitengasse; so gibt es einen Sûq der Weber, der Schmiede, der Sattler, der Barbiere u. s. w. Die Bewohner scheiden sich in Benrhasi meistens nicht nach Stämmen („ailets"), wie auf dem flachen Lande der Cyrenaïka, sondern analog den ägyptischen Städten nach Gewerben. Am Ostende der Stadt dehnt sich ein geräumiger Fondûq, in welchem täglich die arabischen Händler zusammenströmen. Hier gelangen wesentlich die aus der weiteren Umgegend und dem Gebirge herbeigeschafften Erzeugnisse zum Absatz: es sind dies zahlreiche Kamelladungen von Olivenhölzern, die in der Stadt zu Dachrinnen, Zeltstützen und Pflügen verarbeitet werden, ferner die Stämme einer Kiefernart („scha'ara", wörtlich Haar, von den Eingeborenen genannt), welche ob ihrer Härte beim Häuserbau zur Aufführung der Wände wie als Deckenlage zur Benutzung kommen. Die Nadeln desselben Baumes werden gepreßt und von den Eingeborenen dazu verwendet, um den Holzgefäßen des Hausrats einen grünlichen Ton zu geben. Weiterhin ge-

Digitized by Google

langen hier große Massen von Früchten einer Pistazienart, „Batûm" geheißen, zur Versteigerung, dienend zur Fütterung und Fettung der Tiere, und ferner die „Zappini", arabisch arq, arûq, d. h. Wurzeln.[29]) Dieselben werden fast ausschließlich nach Alexandria gebracht und dort bei der Fellgerberei und Mattenfabrikation als rotes Färbemittel in Anwendung genommen.[30])

Die Zahl der Stadtbevölkerung läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, da dieselbe bei dem jeweiligen Zuzug von Negern sowie Karawanenhändlern mit ihrem Gefolge, namentlich aus den Oasen Audjila und Djâlo stammend, stark wechselt. Der Engländer Blaquière schätzte sie 1811 auf 5000 (pag. 8 Neue Bibl. d. wissenschaftl. Reisebeschr. Weimar 1821) und sein Landsmann Beechy 1822 gar nur auf 2000, Barth nannte 10000 (1845), Hamilton einige Jahre später 12000, Rohlfs gibt sie im Jahre 1869 auf etwa 15000 an. Gegenwärtig, durch zwei Epidemien, die eine 1874 und eine abermalige 1894, erheblich geschwächt, beträgt sie um weniges mehr (etwa 17000). Eine gleichmäßige Zunahme haben die schon seit den Zeiten der Ptolemäer ansässigen Juden aufzuweisen. Sie sind auf 2500 bis 3000 zu beziffern. Sie befinden sich in ziemlich günstigen sozialen Verhältnissen, leben auch nicht in einem abgetrennten schmutzigen Viertel, wie dies gewöhnlich in den mohammedanischen Städten der Fall ist. Das Innere ihrer Häuser, verhältnismäßig reinlich gehalten, der saubere Hofraum, meist mit ein paar Zierbäumen bepflanzt, machte auf mich einen angenehmeren Eindruck als an vielen anderen Punkten der nordafrika-

Digitized by Google

nischen Küste. Männer wie Frauen sind körperlich ungemein ebenmäßig und schön gebildet, abgesehen von den korpulenten Matronen, die für nördlichen Geschmack nichts Verlockendes haben, für den Orientalen aber bei seiner Vorliebe für stark gerundete weibliche Körper der Reize nicht entbehren sollen.

Benrhasi steht auf einem von Norden nach Süden laufenden Felsterrain, das heute in einer kurz vorspringenden Landzunge endet. Möglich, daß die östlich sich zeigenden Lagunen, die in den heißen Monaten völlig austrocknen, in früherer Periode direkt einen Teil des demgemäß südlich stark einbuchtenden Mittelmeeres bildeten. Reclus nimmt dies als sicher an und will die Tatsache sogar in die historische Zeit setzen (L'Afrique septentrionale, Bd. II).

Darüber, daß Benrhasi — seinen gegenwärtigen Namen nach einem nördlich gelegenen Marâbu „benrhâsi" tragend — auf der Stätte des alten Eusperides (die Römer formten Hesperides, Hesperis) aufgebaut ist, kann kein Zweifel aufkommen. Mit Ausnahme des französischen Archäologen Bourville sind ältere und neue Gelehrte in diesem Punkte einig. Liest man die Straboschе Topographie, so findet man alle wesentlichen Stellen in und um das heutige Benrhasi wieder: das Vorgebirge Pseudopanias (die oben erwähnte sich ins Meer schiebende Landzunge), den Tritonsee (die breiten Lagunenlachen), das runde Inselchen mit einem Heiligtum der Venus, welches nach der Straboschen Beschreibung zuzeiten mit dem Lande in Verbindung steht (heute ein Hügel, von dem Marâbu Sfidi Hosên

Digitized by Google

gekrönt). Aus letzterer Zufügung des Strabo ersieht man, daß auch zu jener Zeit der jährliche Austrocknungsprozeß der niederen Seebecken erfolgte.

Der sichtbaren Überreste der Griechen- und Ptolemäerstadt sind wenige: einige Quaderbauten in der Nähe des Meeres, auf eine Hafenwehr oder Bastion zurückzuführen, und eingemauerte Säulen und Kapitäle. Vasen, Skulpturen, Statuen sind häufig gefunden worden, namentlich von Vattier de Bourville, der sie in die Louvresammlung überführte.[31]) Antike Münzen, unter ihnen solche mit erkennbaren griechischen Lettern, wurden mir von den Eingeborenen öfters zum Kauf angeboten. Nach den Aussagen der Finder stammten sie aus verschiedenen Steinbrüchen in der Nähe der Stadt, deren Höhlungen wahrscheinlich s. Z. als Grabkammern dienten; planmäßige Nachforschungen würden reiche Resultate geben.[32]) Das edle Türkenregime wehrt sich mit unverständlicher Hartnäckigkeit gegen jede wissenschaftliche Untersuchung. Der Engländer Blunter hatte vor einigen Jahren unbeschreibliche Mühen, um die bloße Besichtigung der Trümmerstätte Cyrenes zu erlangen. Erst nachdem der englische Gesandte in Konstantinopel ihm die Ernennung zum Inspektor des ottomanischen Altertumsmuseums in Stambul erhandelt hatte, wurde der nötige Firmân ausgehändigt. Als Blunter dem Boden Cyrenaïkas Valet sagte, ließ der fürsorgliche Pascha von Benrhasi sämtliches Hab und Gut des werten Briten nach antiken Wertsachen peinlich durchsuchen.

Wenn wir auf das Kapitel der Verwaltung

Digitized by Google

und der öffentlichen Einrichtungen zum Gemeinwohl übergehen, so kann das nur in der Aufzählung des Elends bestehen, an dem Stadt und Land Überfluß haben. Die Abtrennung Cyrenaïkas vom Wilajet Tripolis und die größere Selbständigkeit, die man dadurch seiner Entwickelung einräumen wollte, haben auf keinem Gebiete Früchte getragen. Der Mutessarif, der oberste Verwaltungsbeamte des Sandjaqs, ist ein nur vom Zentralgouvernement in Konstantinopel abhängiger großer Herr, der die schöne Summe von 50000 Francs jährlichen Gehalts bezieht und in seinen Untergebenen, den Kaimakâms (Bezirkspräfekten), den Mitgliedern des „Medjlîs Idara", des Provinzrats, den Qâdis, Muftis und sonstigen unzähligen Beamten lediglich fügsame Werkzeuge seines Paschawillens erblickt. Seine vornehmliche Aufgabe ist, mit der ziemlich 6000 Mann betragenden Landesgarnison die Provinz in leidlicher Botmäßigkeit zu halten und die Staatsabgaben — nicht zu vergessen seinen Gehalt! — auf beliebige Methode einzutreiben. Gelingt ihm dies — daß er um die Mittel zur Erreichung dieses Ziels nicht verlegen ist, darüber folgen weiter unten kleine Beispiele — so hat er vom Zentralgouvernement alles Wohlwollen zu erwarten. Für Klagen gegen seine Übergriffe ist der Weg nach der Sultânstadt weit genug, und unbequeme wie vielwissende Zeugen sind leicht in einem entlegenen Winkel des Landes stumm zu machen, wohin sie seine Machtbefugnis jederzeit verbannen kann.

Der gegenwärtige Gouverneur ist nicht schlechter noch besser denn seine Vorgänger; er ist eben der tür-

Digitized by Google

kische Paschatypus, wie er für jene Länder nichts Auffälliges hat. Als im Frühjahr letzten Jahres eine Razzia gegen verschiedene aufständische Stämme ausging, ließ derselbe von den Eingeborenen Hunderte von Kamelen „für unbestimmte Zeit" beschlagnahmen. Kein Para Entschädigung fiel ihnen zu, obwohl in die Rechnungsausweise Tausende von Piastern für solche eingestellt waren. Die Wohlhabenderen ließen ihre Tiere von eigenen Treibern begleiten, damit die edle Soldateska dieselben nicht mißhandele oder verhungern lasse. Die Armen haben von ihren Kamelen schwerlich kaum eines wiedergesehen.

Bei diesem Verwaltungssystem ist zu begreifen, daß die zu neuem Aufblühen so fähige Provinz gegenwärtig eher zu einer Einöde als zum Garten gestaltet wird. Die Verkehrswege entbehren jeder Pflege. Das Land ist wie von aller Welt abgeschlossen. Weder Telegraphenlinien noch regelmäßige Postverbindungen dienen der Handelsvermittelung mit dem Ausland. Als das Tripolis mit Alexandria verbindende Kabel brach, wurde die bis dahin privilegierte englische Gesellschaft (Eastern Telegraph Company) mit dem Ersuchen um einen Beitrag zu den Herstellungskosten kurzer Hand abgewiesen. Die den Schiffsdienst aufrecht erhaltende Kompanie (Gesellschaft Mahsussé in Stambul), welche von der türkischen Regierung zwecks regelmäßiger Verbindung Konstantinopel — Kreta — Benrhasi — Tripolis beträchtliche Subsidien bezieht, wird nicht im mindesten zur Vertragserfüllung angehalten. Dieselbe begnügt sich, Benrhasi etwa alle drei Monate, nicht wie bedungen,

Digitized by Google

alle drei Wochen, anzulaufen. So ereignete es sich zuzeiten, daß die Stadt monatelang ohne jede Nachricht von der Außenwelt blieb. Von seiner Weltabgeschiedenheit ist dieser Erdenfleck einigermaßen erlöst, seitdem im Jahre 1900 das Eingreifen der italienischen Regierung eine sichere Dampferverbindung schuf. In Ostasien diktieren die Großmächte Reformen, und 210 englische Seemeilen vom Südkap Europas besteht eine chinesische Mauer, wie sie im innersten China nicht hemmender wirken kann. Hält es das civilisierte Europa nicht für nötig, durch helfende Maßnahmen oder durch mittelbaren Druck einzugreifen, so wird türkische Unfähigkeit und Gleichgiltigkeit binnen kurzem das vernichten, was arabischen Zerstörungsfanatismus zu überleben vermochte.

So jämmerlich wie um die ganze Provinz ist es auch um die Hauptstadt Benrhasi bestellt. Es waltet kein Sanitätsdienst, besteht keine Wasserleitung, ebensowenig genügende Cisternenvorrichtungen, es finden sich weder Beleuchtungsanlagen, noch auf irgend welchem Gebiete ausreichende Wohlfahrtseinrichtungen. Eine vor zwei Jahren hausende Pest raffte in zwei Monaten ziemlich ein Viertel der eingeborenen Bevölkerung hinweg und verminderte die europäische Kolonie auf 450 Seelen.[33]) Wer keinen Privatbrunnen zur Verfügung hat, muß seinen Wasserbedarf gegen beträchtliche Ausgaben literweise erstehen (8 bis 10 Liter je nach der Jahreszeit 24 bis 60 Para = 12 bis 30 Cent.). Fühlt jemand das Bedürfnis, nach 9 Uhr abends die Straße zu betreten, so hat er eine Laterne bei sich zu

Digitized by Google

führen, wenn er nicht der Polizeimiliz als verdächtig in die Hände fallen will. Diese hat strengen Befehl, alle ohne einen derartigen Beleuchtungsapparat betroffenen Personen als staatsgefährlich der Hauptwache zu überliefern. Es sind keine Anekdoten, die ich hier auftische, sondern ungeschminkte Tatsachen. In der kurzen Spanne Zeit, die ich in Benrhasi verbrachte, schien ein Stück Mittelalter mit seinen primitiven Bedürfnissen, seinem harten persönlichen Zwang und seiner brutalen Sorglosigkeit vor mir aufzuerstehen.

Auf einigen Gebieten ist indessen eine unbedeutende Vorwärtsbewegung kenntlich, nämlich bezüglich Regulierung der Hafenverhältnisse. Ein Leuchtturm dritter Größe ist von einer französischen Gesellschaft gebaut worden, welcher zur Deckung ihrer Kosten das Recht zur Erhebung einer Abgabe von jedem anlegenden Fahrzeug zusteht. Ein europäischer Ingenieur, Elsässer von Geburt, ist mit der technischen Leitung dieses Leuchtturms betraut. Von demselben ist auch der Hafenbau in Aussicht genommen, eine Arbeit, deren Durchführung dringend not tut, wenn nicht der Hafen Benrhasis zu vollkommener Bedeutungslosigkeit herabsinken soll. — Gegenwärtig müssen die größeren Segler wie Dampfer in einer Entfernung von $1^1/_2$ km von der Stadt Anker werfen, da das Hafenbassin vollständig versandet ist und nur eine Tiefe von 2 bis 5 m aufweist. Bei starker Brise und ungünstigem Seegang wird es den ankommenden Schiffen zur Unmöglichkeit, die für den Ort bestimmte Ladung zu bergen.

An dem im Werke befindlichen, vom Kastell aus

Digitized by Google

nach Südwesten in das Meer hinausgreifenden Damme arbeitet man seit sechs Jahren, da des öfteren die Ebbe der Gouvernementskasse dem Bau für Monate Stillstand gebietet. Ist dieser eine Damm zu Ende geführt, so wartet ein zweiter (von der gegenüberliegenden Landzunge aus geplant,) seiner Erstehung. Ist dieser gediehen, so muß eine Durchfahrt von genügendem Tiefgang geschaffen werden. Und ist auch dies geschehen, — so steht die Hauptaufgabe: die Ausbaggerung des Bassins bevor. Freilich weiß man bis heute nicht, welcher Art der Grund ist, ob lediglich Sandbildung, ob steinig, ob unregelmäßige Klippenformationen zu überwinden sind. Nach Gegebenem darf man sich eine Vorstellung machen, wann der erste starktonnige Dampfer im Hafen von Benrhasi seine Einfahrt feiern wird.

Vom Bord unseres englischen Zweimasters sahen wir bei unserer Ankunft eine leibhaftige Lokomotive den Strand entlang keuchen. Welche freudige Überraschung beschlich uns, in diesem Teile Tripolitaniens den Fortschritt „mit Dampf" arbeiten zu sehen. Die besagte Lokomotive läuft jedoch nur „nach Bedarf" auf einem Schienenwege von etwa 6 km, um das Steinmaterial zum Hafendamme aus einem östlich der Stadt gelegenen Bruche heranzuschaffen.

Doch die Untätigkeit, die Gleichgiltigkeit, die auf jedem von der Regierung geleiteten Unternehmen lastet, will durchaus nicht als Charakterzug der Bewohner erscheinen. Die Bevölkerungstypen, eine Kreuzung von Arabern, Berbern und Negern, und zwar eine derartig

Digitized by Google

starke, daß es dem Ethnologen kaum gelingt, unterscheidende Blutmerkmale herauszufinden, sind lebhaft, nervig, elastisch und wohlgebauter als die Tripoliner (Bewohner der Stadt Tripolis). Dem Rohlfsschen Urteil,[34]) das ihnen Unförmlichkeit und abschreckende Häßlichkeit zuschreibt, vermag ich nicht beizustimmen. Und mir wurde Gelegenheit, Hunderte und Aberhunderte stundenlang halbnackt, meist nur mit einem ärmellosen, kaum über die Lenden reichenden sackartigen Hemd bekleidet, an mir vorüberziehen zu sehen und so ihre physische Erscheinung, Körperbildung, Haltung, Hautfarbe andauernd zu beobachten. Es war dies bei der Einbringung der Salzernte. Östlich der Stadt dehnt sich die schon geschilderte, etwa 3500 Meter im Geviert fassende, $1^1/_2$ bis 3 Fuß tiefe lagunenartige Einsenkung aus. Teils füllt sich solche zur Regenzeit, teils wird vom Meer aus in den stürmischen Monaten Seewasser in dieselbe geführt. Die Sonne saugt im Sommer den Feuchtigkeitsgehalt auf und läßt die Salzbestandteile sich auf dem Erdboden kryställisieren. — Vom Hügel des Marabu Sfidi Hosên nahm sich die weiße Kruste wie ein weites blitzendes Schneefeld aus, wie durch ein Wunder zwischen den glühenden gelben Sand und die hohen Palmenhäupter der Oasen eingefügt. Hat sich die Salzablagerung vollzogen — gewöhnlich Ende September — so wird die Ausbeutung in feierlicher Art in Gegenwart des Paschas an die Stämme von Stadt und Umgegend verteilt. Jeder Stamm erhält ein genau begrenztes Stück, dessen Salzmasse er gegen bestimmtes Entgelt zu bergen hat.

Digitized by Google

Mit dem Transport der Salzkrystalle, welche in der Nähe des Hafens zu kleinen Hügeln aufgeschichtet werden, hatte man gerade in den Tagen meiner Ankunft begonnen. Ein Hasten, ein tolles Drängen spielte sich auf der vom Strande zu den Salzfeldern führenden Straße ab, wie es die Moslemstädte selten beherrscht, es sei denn, daß Ramadantaumel den Beweggrund bildet. Die Treiber, den Kamelen ein fortwährendes stigmatisierendes „dsa, dsa" zurufend, schlugen sie mit ihren Stöcken unbarmherzig in die Weichen. Und war das Kamel den Salzberg hinaufgeklettert und die Ladung aus den Körben geschüttet, so entwickelte sich zurück nach der Salzstätte ein abermaliges Jagen. Bei einer Temperatur von 32 ° Celsius liefen die Eingeborenen, meist blutjunge Bengel, neben den wie blind dahin rennenden Tieren her, um mit jedem neuen Gang weitere 20 Para (10 Cts.) zu gewinnen. Einige Burschen erzählten mir des Abends, daß sie es auf einen Medjidié (4 Frcs. 30 Cts.) gebracht, was 43 Gänge, d. i. bei der Entfernung zwischen den Salztümpeln und der Bergestätte etwa 70 km pro Tag, ausmacht: ein Beweis, welcher Leistungen jene Körper fähig sind und welche Arbeiten zu vollbringen wären, wenn die Nervenenergie jener Bevölkerung von einer Kulturmacht für andere Ziele dienstbar gemacht würde. Nach den Mitteilungen des Agenziedirektors der „Società d'Esplorazione commerciale in Africa", dem ich eine Reihe wesentlicher Mitteilungen über Handel und Wandel in Cyrenaïka verdanke, geht dieses so gewonnene Salz in ungereinigter Gestalt mit griechischen und türkischen Seglern nach

Digitized by Google

Kleinasien und Konstantinopel und gibt mit dem Ertrage der Salinen von Caruca (70 km südlich von Benrhasi) der Regierung eine Jahreseinkommen von mindestens einer halben Million Francs.[35])

Neben der Salzausfuhr besteht der Export aus Gerste (im äußerst fruchtbaren Jahre 1895: 370 000 Quintal), aus Wolle, die zumeist roh nach den nordafrikanischen Küstenstädten zur Webung des arabischen Bernûs, sowie zur Herstellung der in ihren Farbennuancen lebhaften Teppiche namentlich nach Misrata geführt wird, sowie ferner aus Sudânwaren, meist aus Wadai kommend, nämlich Straußenfedern (1895: 2000 kg), Elfenbein (1895 nur 170 Quintal) und Fellen. Wichtig ist Benrhasi ferner als Versammlungspunkt der Schwammfischer, der Nationalität nach meist Griechen. Der Gesamthandelsumsatz Benrhasis darf, den Transit nach dem Sudân eingerechnet, aus Tee, Kaffee, Stoffen, Seidenresten („fils de bourrette"), Boxringen und ähnlichen Artikeln bestehend, auf ungefähr 10 Millionen Francs für das Jahr beziffert werden.[36]) Die Einfuhr ist keine sonderlich vielfältige. Deutschland ist mit Eisen- und Metallwaren, Lampen, Kerzen, Porzellan, Essenzen, Tee ziemlich lebhaft beteiligt.

Die Bodenkultur, namentlich der Ackerbau, zum Teil auch die Gartenpflege, liegt, wie ich bei meinen Streifereien in der Umgebung zu beobachten reichliche Gelegenheit hatte, vollkommen darnieder. Wenige Stunden von der Stadt traf ich ganze Haine verwilderter Oliven. Die Früchte wurden von den Zweigen gerissen und dem Vieh zum Futter vorgeworfen. An

Digitized by Google

Ölbereitung denkt kaum der Eingeborene. Ölmühlen oder Ölpressen, selbst einfachster Natur, wie man sie in Algerien vor jedem Zeltdorfe, am zahlreichsten in den Kabylenbergen sieht, sind nirgends zu finden.

Ein üppiges Bild gibt die Oasenkultur nördlich und nordöstlich der Stadt. Hier gedeihen alle Früchte der gemäßigten wie heißen Zone. Und zwischen den Palmen und Obststämmen saftige Äcker, bebaut mit „Meschma", „Sassa" (arabische Kleearten), Henna, Weizen, Gerste und allerlei Gemüsearten. Je weiter man sich den Hügeln des „Djebel achdar" nähert, desto reicher und wilder die Vegetation, desto jungfräulicher der Boden, desto spärlicher die Spuren regelmäßiger Bebauung. Wer über die fruchtbaren Schollen dieses Landstrichs schreitet, der bedauert von Herzen, daß hier nicht Pflug und Hacke deutscher Bauern walten. Der von Gerhard Rohlfs gegebene Plan, die in Südrußland der Russifizierung anheimfallenden deutschen Ackerbauer am Kap Ptolemais anzusiedeln, ist leider ohne Widerhall geblieben. Auch die von der schon mehrfach genannten „Società d'Esplorazione commerciale" seit zehn Jahren aufgewandten Bestrebungen zur Gründung einer italienischen Ackerbaukolonie sind bei dem Widerstreben der Regierung als gescheitert zu betrachten. Ein Gedanke drängt sich dem hier Wandernden von Schritt zu Schritt immer von neuem auf: welcher Gegensatz zu jener Zeit der alten Autoren, welche vom 300fachen Gewinn der Aussaat berichten, zu jenem paradiesischen Zustande, von dem Herodot erzählt (lib. IV, 199): „Man mäht und erntet zuerst an der Küste, und hat hier

Digitized by Google

das Einsammeln ein Ende, so stehen die Früchte auf den Abhängen und Hügeln zum Heimbringen reif. Kurz darauf geht es an die Ernte auf den Hochplateaus. — Kaum ist die erste Frucht verzehrt, so heißt es an das Bergen der letzten denken. So haben die Cyrener acht Monate des Jahres nichts zu tun, als zu ernten."

Digitized by Google

Ein Streifzug ins tripolitanische Innere.

Anderthalb Jahre weilte ich bereits in Tripolis, ohne daß es mir gelungen war, nach dem Süden, insbesondere nach einer der an hundert Kilometer entfernten Hauptketten des tripolitanischen Mittelgebirges vorzudringen. Wohl hatte ich als Begleiter eines Direktors der „Dette publique“ einige Punkte Cyrenaïkas besucht[37]) und mit Hülfe eines Beamten der ottomanischen Tabakregie das von Tripolis östlich gelegene Küstengebiet bis in die große Syrte hinein durchstreifen können. — Für eine Tour in den „Djebel“ und nach Misda, der ersten großen Karawanenstation auf dem Wege nach dem Sudân, war niemand zu haben, der mir ernstliche Unterstützung zusagen wollte. Private wie offizielle, vermittelst des Konsulats gemachte Vorstellungen waren vom Wali mit ernstem Kopfschütteln beantwortet worden. So gern der damalige Gouverneur Namuk Bey, persönlich ein großer Deutschenfreund, gerade einem Deutschen die Reiseerlaubnis und Reisebedeckung gegeben hätte, so fürchtete er außer seiner Verantwortlichkeit

Digitized by Google

die Eifersucht der fremden Konsuln, die dann für einen Angehörigen ihrer Nationen bei nächster Gelegenheit das gleiche Recht gefordert hätten. Und die Angst vor Spionage — wissenschaftliche Interessen sind selbst einem türkischen Paschahirn unbegreifliche Reisemotive — bedrückt seit einigen Jahren bedenklich die tripolitanischen Behörden. Tripolinische Kaufleute, welche an den verschiedenen Marktplätzen des Gebirges und des Oasenhinterlandes ihre Agenten haben, wollten durch Begünstigung meines heiklen Vorhabens sich am allerwenigsten irgendwelchen Unannehmlichkeiten aussetzen. Das liebenswürdige Entgegenkommen, von dem Barth, Rohlfs, Nachtigal, Maltzan und andere zu berichten wissen, ist in diesen Kreisen ganz und gar verschwunden. So blieb mir denn nichts anderes übrig, als im Vertrauen auf eine gewisse Kenntnis von Sprache und Landessitte verstohlenerweise mich einer zufällig sich zusammenschließenden Araberqáfla als Reisender beizugesellen. Der Wunsch, Bodenbeschaffenheit und Bewohner der hinter dem Sanddünengürtel von Tripolis gelegenen Steppe, wie des Gebirgslandes zur Beurteilung der so wenig bekannten natürlichen Hülfsquellen Tripolitaniens auf Grund genauen Augenscheins zu prüfen, überwog alle etwaigen Bedenken, umsomehr, als seit etwa zwanzig Jahren kein Europäer jene Distrikte besucht hat. Zuletzt wurden einige östliche Striche des Mittelgebirges von Erwin v. Bary 1875 durchwandert.[38]) Genaue Aufmerksamkeit schenkten demselben nur Barth und Overweg,[39]) die im Jahre 1850 die zentralen sowie östlichen Züge erforschten. Unsere

Digitized by Google

Kenntnisse des westlichen Teils beschränken sich auf die Mitteilungen Duveyriers[40]) (1860) und der französischen Mission nach Rhadâmes (1862), geleitet von Mircher, de Polignac und Vatonne.[41]) Die übrigen bekannten Reisenden, wie Vogel (1853), Gerhard Rohlfs[42]) und Nachtigal (1869), deren Hauptaugenmerk auf die Erforschung Zentralafrikas gerichtet war, berührten nur im schnellen Durchmarsch den tripolitanischen Mittelgebirgszug, geben uns darum über denselben auch nur wenige Einzelheiten.

Die Auffindung einer passenden Reisegesellschaft hatte Schwierigkeiten in Fülle. Das eine Mal weigerten sich zwei oder drei bedächtige Araber, einen „Rûmi", einen Christen, zur Gesellschaft zu haben — nicht etwa aus Religionsfanatismus, sondern aus Angst, bei einem etwaigen Unfall für Leben und Gut desselben von der türkischen Behörde verantwortlich gemacht zu werden. Ein zweites Mal wurde im Augenblick der Abreise für die gemieteten Kamele das Dreifache des vereinbarten Preises gefordert. Ein drittes Mal waren nach den Erkundigungen meines Dieners die erwählten Reisegenossen die berüchtigtsten Spitzbuben. Der unfruchtbaren Versuche müde, beschloß ich endlich ohne langes Zaudern und ohne weitschweifiges Einziehen von Erkundigungen, mich einem halben Dutzend an der Grenze des Rhariân-distrikts ansässiger Araber anzuschließen, die ich zufällig in einem Fondûq (Karawanserai) kennen gelernt hatte. Dieselben hatten Öl und Getreide nach Tripolis zum Verkauf gebracht und schienen erfreut, für den Rückweg eine Gelegenheit zum Erwerb von einigem „Flûs"

Digitized by Google

(Geld) durch Transport meiner Habe erspäht zu haben. So wurde der gemeinschaftliche Aufbruch auf Sonnabend, den 18. September, morgens 4 Uhr (1896) angesetzt. Nachdem die Ladung der Kamele, insbesondere die gleichmäßige Verteilung der Lasten eine gute Stunde in Anspruch genommen hatte und die gleiche Zeit die verschiedenen Tassen Kaffee, die jeder der Reisenden zur Stärkung für die Wanderung — natürlich auf meine Kosten — für nötig hielt, bewegte sich unsere kleine, zehn Araber zählende „Qáfla" langsam vorwärts. Ich ritt auf einem vorzüglichen Paßgänger mit meinem schwarzen Diener Brengali, der hoch zu Esel mir zur Seite trottete, ein Stück hinterher, als ob ich mit der kleinen Karawane nichts zu schaffen hätte. In der Meschiya, der die Stadt Tripolis in einer Breite von ziemlich drei Kilometern umschließenden Oase, begegneten uns ein paar mir bekannte türkische Kavallerie-Offiziere. Ihr mehr neugieriges als argwöhnisches Fragen beantwortete ich dadurch, daß ich eine Jagdstreife vorgab.

Ich atmete befriedigt auf, als wir die letzten Fruchtgärten hinter uns hatten und in SW.-Richtung über harten Kalkboden uns nach der Sanddünenregion zu bewegten. Bald waren wir inmitten von Sandhügeln, die sich bis zu ansehnlicher Höhe hoben. Dunkle Haufen kriechender blattloser Sträucher nisteten bald, einer großen grauen Zunge ähnlich, in der Tiefe der Dünen, bald säumten sie die Spitzen und Kuppen der in vielfachen Formen sich streckenden und türmenden Sandketten. Aus einer Bodensenkung hob sich hier und

Digitized by Google

da eine verkrüppelte Dattelpalme. Und dann wieder trafen wir auf magere rasenartige Flächen. Diese Sanddünenzone, welche die Stadt Tripolis und seine westlichen wie östlichen Oasenflecken Sanfûr und Tadjura in weitem Kranze umgibt, ist nichts als von den Nord- und Ostwinden zugewehter Meeressand.[43]) Nachgrabungen haben in einer Tiefe von einigen Metern bebauungsfähigen Boden und in einer solchen von acht Metern reichliches Wasser vorfinden lassen. Planmäßige Kultivierung dieses Striches, zu welcher allerdings die türkische Regierung schwerlich Anregung geben wird, könnte im Laufe einiger Jahrzehnte den Flugsand aufhalten und aus diesem Gebiete eine fruchttragende Ebene schaffen.

Angesichts der weißen Kuppel des „Marâbu" des Abd el Djelîl wandten wir uns um die neunte Stunde direkt südlich. Nach ungefähr einstündigem Marsch wurden die Sanddünen immer flacher. Die Straße, die wir nun einschlugen, die von Qâsr Assissîa, bisher von europäischen Reisenden noch nicht gewählt und auch auf den französischen Generalstabskarten fehlend, zog sich durch braune, von der Sonne gedörrte Steppe. Alle halbe Stunden durchschritten wir breite Lachen, die mit Binsen, Röhricht und Mimosen überzogen und umstellt waren. Ein Heer von Insekten schwirrte durch die niederen Büsche. Gelbe, stahlblaue und rote Punkte, die Flügel in der Sonne spielender Libellen, tanzten über den Tümpeln. Mehrmals passierten wir wieder schmale Sandflächen, die bei ihrer Richtung von Osten nach Westen deutlich zeigten, daß sie von bestimmten, vom Meere herkommenden Winden bewegt werden. Der Landstrich Chrumîa,

Digitized by Google

den wir seit 2½ Stunden durchzogen, trug wenig Spuren von Pflug oder Zeltpflock. Wahrscheinlich nur zur Frühjahrszeit, wenn der Boden von den Regengüssen gelockert ist, ziehen kleine Stammesabteilungen herbei, bauen ihre Zeltdörfer, bestellen ein Stück jungfräulichen Bodens und wandern wieder, wenn dieser nach einigen Monaten seine Ernte gegeben hat.

Um Mittag erschien am Horizont ein blaugrauer massiger Fleck. Es waren die Umrisse der ersten Terrasse des Mittelgebirgszuges von Rhariân, die Bergreihe des Bu Rhelân. Um 1 Uhr erreichten wir den ersten Brunnen, der etwas brackiges, aber doch erfrischendes Trinkwasser lieferte, den „Bir Samit Ben Yadem" mit angrenzender Dattel- und Gartenkultur. Etwas „Smît", rohe Körner gemahlenen Gerstenmehles, mit Öl angerichtet, von der ganzen Reisegesellschaft gemeinschaftlich aus einer gewaltigen Holzschüssel, der sogenannten „Qâsa", genommen, stillte während kurzer Rast unseren Hunger. Hinter dem „Bir Ben Yadem" begann die echte Steppe. Es zeigten sich zahlreiche Zelte und in deren Nähe sorgfältigere Getreidekulturen. Von Distelsträuchern umrahmt, lagen hier und da breite Melonenfelder und seitwärts der Straße, die jetzt bequem und genau kenntlich war, saßen unter mit einer Kamelhaut überdachten kleinen provisorischen Schutzzelten alle paar tausend Schritte einige Araber, die für die vorüberziehenden Karawanen Melonen feilhielten, ein Zeichen, wie belebt und stark begangen die Route von Qâssr Assissîa gelten darf! Leider ereignete sich ein Zwischenfall, der zu ernsten Unerquicklichkeiten hätte führen können. Ich

Digitized by Google

schicke meinen Neger und einen Mann der Qáfla, um Melonen zum Mundvorrat einzukaufen. Wir sind, einer Biegung der Straße folgend, kaum einige hundert Meter entfernt, als der Araber schreiend, seine langrohrige, rostige, mit Tuchflicken umwickelte Flinte („bindqîa") zitternd in den Armen haltend, mit der Meldung heranstürmt, daß man meinen Diener eben weidlich verprügelt und ihm meine Doppelflinte (im Gegensatz zum arabischen Langrohr „maqrûna" in Tripolitanien genannt) weggenommen hat. Ich reite eiligst zurück und finde meinen Neger in den Händen einer wild sich drängenden Schar. Bei meinem Herannahen lassen sie von dem Schwarzen ab, da sie mich mit Rücksicht auf die arabische landesgebräuchliche Kleidung und den „Tarbûsch", den türkischen Fes, für einen Regierungsbeamten halten. Alle schreien und gestikulieren durcheinander, und nur mit Mühe erfahre ich den Grund der Prügelei. Wie es auf dem Markt in der Stadt üblich, haben meine zum Einkauf ausgesandten Leute die Melonen angeschnitten, um ihre Güte zu prüfen, und sich geweigert, die nicht für gut befundenen zu bezahlen. Ich schlichte mit einem Piaster (22½ Centimes) den ganzen Streit. Wütend zerstampft mein Neger die angeschnittenen unreifen Melonen und tritt sie tief in den Sand, um sie für die Verkäufer, die dieselben ohne große Skrupel sicher nach unserem Weggang verzehrt hätten, auf jeden Fall ungenießbar zu machen.

Die Erde wird immer fetter und lehmiger und zeigt sich als reichlich von Wasser gespeist. Innerhalb zweier Stunden ziehen wir an nicht weniger als drei

Digitized by Google

Brunnen vorüber. Verschiedene Gebäudereihen, die sich an die schmalen, von den Brunnen gebildeten grünen Inseln anlehnen, sind mit dichten Distelhecken umgeben. Die Häuser sind aus gebranntem Lehm gefertigt, das glatte Dach mit Halfagras bedeckt, und wenig über Manneshöhe heben sie sich über den Boden.

Immer die Richtung von Nord nach Süd einhaltend, durchwandern wir weiter die Djefâra, das sich vom Rhariângebirge zum Meere dehnende Tiefland. Es ist bereits $4^1/_2$ Uhr nachmittags, und die Hitze, die in den Mittagsstunden auf 37 Grad Celsius gestiegen war, ist noch nicht merklich im Abnehmen. Wir treten nunmehr in die Region der „Sidr"-Büsche. Ich hatte den „Sidr", den zizyphus lotus, bereits in der Provinz Orân in Westalgerien genugsam gesehen, aber lange nicht in derartiger Menge wie hier. Die dichten Dornenstauden waren zu kreisrunden, in der Mitte kronenartig aufstrebenden Hecken geschart, so daß die Ebene von weitem wie von hohen, unzähligen Maulwurfshügeln bedeckt erschien.

Ich fange an, mich nach einem erhöhten Punkt umzusehen, auf dem sich mein Zelt aufschlagen läßt; die Leute der Qâsla wollen jedoch bis zur Abenddämmerung marschieren. Leichte Hügelbildungen zeigen sich zur Rechten. Auf einer Erhöhung von etwa hundert Metern über der Ebene erhebt sich der Kuppelbau eines Marâbu, Sidi Rumdân geheißen, und ein Stück westlich von demselben das Qâsr Assissia oder Kidwa, der Sitz eines Kaimakâms. Wir wandern an den Trümmern eines alten, verfallenen Walles vorbei, der nach ähnlich

Digitized by Google

westlich und östlich auf fast gleicher Höhe gefundenen Bauten[44]) römischen Ursprungs sein dürfte.

Aus diesen Querwällen, welche die Wasserfluten aus den Bergen in der Regenzeit aufzuhalten und über die Ebene zu verteilen hatten, ergibt sich, daß zu römischer Zeit, wahrscheinlich auch noch nach der ersten arabischen Invasion, die Djefâra von der Landwirtschaft systematisch für den Cerealienbau ausgebeutet wurde. Die Frage, ob das Klima in früheren Perioden der Bodenbewirtschaftung günstiger, also der atmosphärische Niederschlag reicher und stetiger war, ist heute bei bisher mangelndem wissenschaftlichen Studium der Flora Tripolitaniens noch nicht spruchreif. Mir will es erscheinen, daß gerade die Deichbauten darauf deuten, daß ebenso wie heute zur Römerzeit die Regenfälle plötzlich und heftig waren und die Ebene zur heißen Jahreszeit nicht weniger der dörrenden Sonne ausgesetzt blieb. Mehr also auf vollkommene Unterlassung der Bewässerung, als auf klimatische Verschiebungen dürfte die Verödung Tripolitaniens zurückzuführen sein.[45])

Wenige hundert Schritt hinter dem erwähnten Wall treffen wir auf einen mit Steinblöcken umfriedeten Garten, in dem Mandelbäume und Weinreben stehen, gleichsam die Vorboten der nahen Gebirgsvegetation. Die Sonne ist untergegangen, und bläuliche Schatten ziehen sich über die Ebene. Ich fordere, daß die Karawane nunmehr Halt macht. Jetzt rücken meine Begleiter mit der Absicht heraus, die ganze Nacht hindurch zu marschieren. Sie sind mit der Ausrede bei der Hand, die Gegend sei zu unsicher, um eine nächt-

Digitized by Google

liche Rast zu gestatten. Abgesehen davon, daß ich mich nach vierzehnstündigem Sitzen im Sattel nicht gerade gekräftigt fühle, habe ich keine Lust, bei Nacht das Land zu durchwandern und auf die Gelegenheit zu schärferer Beobachtung auf diese Weise von vornherein zu verzichten. Die Vorstellungen meines Dieners, daß ich zur Weiterreise zu müde sei, werden mit Spott beantwortet — meine Forderung, Halt zu machen, fruchtete ebensowenig. Ich steige also kaltblütig vom Pferde, knüpfe den Zügel an einen Sidr-Busch und setze mich auf die zur Erde gebreitete Satteldecke. Zugleich kündige ich den Arabern an, daß ich morgen in der Frühe durch die Saptiehs, die Polizeisoldaten des nahen Kaimakâm, der gemieteten Kamele sowie meines Eigentums schon habhaft werden würde. Sie ziehen schimpfend und fluchend ab, kehren aber nach zehn Minuten wieder. Sie bitten mich jetzt inständig und höflich, das Zelt nicht aufzuschlagen, sondern nur bis Mondesaufgang Rast zu halten.

Kurz vor Mitternacht marschieren wir weiter. Wir nähern uns langsam dem Flußbett des Héra. Eine Art Busch- oder Galeriewald, der im Mondlicht seine breiten, schwarzen Schatten wirft, kennzeichnet seinen Lauf. Ein paarmal durchschneidet die Straße denselben, und wir stolpern durch das steinige, vollkommen ausgetrocknete, fünf bis sechs Meter breite Flußbett. Hohe Tamarisken umrahmen es. Der Boden zu beiden Seiten des Wadi Héra ist ungemein weich und elastisch und beweist, welche Wassermengen er mit sich führt, wenn er nach den Regengüssen im Gebirge aus seinem Stein-

Digitized by Google

Ein Streifzug ins tripolitanische Innere.

Anderthalb Jahre weilte ich bereits in Tripolis, ohne daß es mir gelungen war, nach dem Süden, insbesondere nach einer der an hundert Kilometer entfernten Hauptketten des tripolitanischen Mittelgebirges vorzudringen. Wohl hatte ich als Begleiter eines Direktors der „Dette publique“ einige Punkte Cyrenaïkas besucht[31]) und mit Hülfe eines Beamten der ottomanischen Tabakregie das von Tripolis östlich gelegene Küstengebiet bis in die große Syrte hinein durchstreifen können. — Für eine Tour in den „Djebel“ und nach Misda, der ersten großen Karawanenstation auf dem Wege nach dem Sudân, war niemand zu haben, der mir ernstliche Unterstützung zusagen wollte. Private wie offizielle, vermittelst des Konsulats gemachte Vorstellungen waren vom Wali mit ernstem Kopfschütteln beantwortet worden. So gern der damalige Gouverneur Namuk Bey, persönlich ein großer Deutschenfreund, gerade einem Deutschen die Reiseerlaubnis und Reisebedeckung gegeben hätte, so fürchtete er außer seiner Verantwortlichkeit

Digitized by Google

die Eifersucht der fremden Konsuln, die dann für einen Angehörigen ihrer Nationen bei nächster Gelegenheit das gleiche Recht gefordert hätten. Und die Angst vor Spionage — wissenschaftliche Interessen sind selbst einem türkischen Paschahirn unbegreifliche Reisemotive — bedrückt seit einigen Jahren bedenklich die tripolitanischen Behörden. Tripolinische Kaufleute, welche an den verschiedenen Marktplätzen des Gebirges und des Oasenhinterlandes ihre Agenten haben, wollten durch Begünstigung meines heiklen Vorhabens sich am allerwenigsten irgendwelchen Unannehmlichkeiten aussetzen. Das liebenswürdige Entgegenkommen, von dem Barth, Rohlfs, Nachtigal, Maltzan und andere zu berichten wissen, ist in diesen Kreisen ganz und gar verschwunden. So blieb mir denn nichts anderes übrig, als im Vertrauen auf eine gewisse Kenntnis von Sprache und Landessitte verstohlenerweise mich einer zufällig sich zusammenschließenden Araberqâfla als Reisender beizugesellen. Der Wunsch, Bodenbeschaffenheit und Bewohner der hinter dem Sanddünengürtel von Tripolis gelegenen Steppe, wie des Gebirgslandes zur Beurteilung der so wenig bekannten natürlichen Hülfsquellen Tripolitaniens auf Grund genauen Augenscheins zu prüfen, überwog alle etwaigen Bedenken, umsomehr, als seit etwa zwanzig Jahren kein Europäer jene Distrikte besucht hat. Zuletzt wurden einige östliche Striche des Mittelgebirges von Erwin v. Bary 1875 durchwandert.[38]) Genaue Aufmerksamkeit schenkten demselben nur Barth und Overweg,[39]) die im Jahre 1850 die zentralen sowie östlichen Züge erforschten. Unsere

Kenntnisse des westlichen Teils beschränken sich auf die Mitteilungen Duveyriers[40]) (1860) und der französischen Mission nach Rhadâmes (1862), geleitet von Mircher, de Polignac und Vatonne.[41]) Die übrigen bekannten Reisenden, wie Vogel (1853), Gerhard Rohlfs[42]) und Nachtigal (1869), deren Hauptaugenmerk auf die Erforschung Zentralafrikas gerichtet war, berührten nur im schnellen Durchmarsch den tripolitanischen Mittelgebirgszug, geben uns darum über denselben auch nur wenige Einzelheiten.

Die Auffindung einer passenden Reisegesellschaft hatte Schwierigkeiten in Fülle. Das eine Mal weigerten sich zwei oder drei bedächtige Araber, einen „Rûmi", einen Christen, zur Gesellschaft zu haben — nicht etwa aus Religionsfanatismus, sondern aus Angst, bei einem etwaigen Unfall für Leben und Gut desselben von der türkischen Behörde verantwortlich gemacht zu werden. Ein zweites Mal wurde im Augenblick der Abreise für die gemieteten Kamele das Dreifache des vereinbarten Preises gefordert. Ein drittes Mal waren nach den Erkundigungen meines Dieners die erwählten Reisegenossen die berüchtigtsten Spitzbuben. Der unfruchtbaren Versuche müde, beschloß ich endlich ohne langes Zaudern und ohne weitschweifiges Einziehen von Erkundigungen, mich einem halben Dutzend an der Grenze des Rhariân-distrikts ansässiger Araber anzuschließen, die ich zufällig in einem Fondûq (Karawanserai) kennen gelernt hatte. Dieselben hatten Öl und Getreide nach Tripolis zum Verkauf gebracht und schienen erfreut, für den Rückweg eine Gelegenheit zum Erwerb von einigem „Flûs"

Digitized by Google

(Geld) durch Transport meiner Habe erspäht zu haben. So wurde der gemeinschaftliche Aufbruch auf Sonnabend, den 18. September, morgens 4 Uhr (1896) angesetzt. Nachdem die Ladung der Kamele, insbesondere die gleichmäßige Verteilung der Lasten eine gute Stunde in Anspruch genommen hatte und die gleiche Zeit die verschiedenen Tassen Kaffee, die jeder der Reisenden zur Stärkung für die Wanderung — natürlich auf meine Kosten — für nötig hielt, bewegte sich unsere kleine, zehn Araber zählende „Qáfla" langsam vorwärts. Ich ritt auf einem vorzüglichen Paßgänger mit meinem schwarzen Diener Brengali, der hoch zu Esel mir zur Seite trottete, ein Stück hinterher, als ob ich mit der kleinen Karawane nichts zu schaffen hätte. In der Meschiya, der die Stadt Tripolis in einer Breite von ziemlich drei Kilometern umschließenden Oase, begegneten uns ein paar mir bekannte türkische Kavallerie-Offiziere. Ihr mehr neugieriges als argwöhnisches Fragen beantwortete ich dadurch, daß ich eine Jagdstreife vorgab.

Ich atmete befriedigt auf, als wir die letzten Fruchtgärten hinter uns hatten und in SW.-Richtung über harten Kalkboden uns nach der Sanddünenregion zu bewegten. Bald waren wir inmitten von Sandhügeln, die sich bis zu ansehnlicher Höhe hoben. Dunkle Haufen kriechender blattloser Sträucher nisteten bald, einer großen grauen Zunge ähnlich, in der Tiefe der Dünen, bald säumten sie die Spitzen und Kuppen der in vielfachen Formen sich streckenden und türmenden Sandketten. Aus einer Bodensenkung hob sich hier und

Digitized by Google

da eine verkrüppelte Dattelpalme. Und dann wieder trafen wir auf magere rasenartige Flächen. Diese Sanddünenzone, welche die Stadt Tripolis und seine westlichen wie östlichen Oasenflecken Sanfûr und Tadjura in weitem Kranze umgibt, ist nichts als von den Nord- und Ostwinden zugewehter Meeressand.[43]) Nachgrabungen haben in einer Tiefe von einigen Metern bebauungsfähigen Boden und in einer solchen von acht Metern reichliches Wasser vorfinden lassen. Planmäßige Kultivierung dieses Striches, zu welcher allerdings die türkische Regierung schwerlich Anregung geben wird, könnte im Laufe einiger Jahrzehnte den Flugsand aufhalten und aus diesem Gebiete eine fruchttragende Ebene schaffen.

Angesichts der weißen Kuppel des „Marâbu" des Abd el Djelîl wandten wir uns um die neunte Stunde direkt südlich. Nach ungefähr einstündigem Marsch wurden die Sanddünen immer flacher. Die Straße, die wir nun einschlugen, die von Qâsr Assissîa, bisher von europäischen Reisenden noch nicht gewählt und auch auf den französischen Generalstabskarten fehlend, zog sich durch braune, von der Sonne gedörrte Steppe. Alle halbe Stunden durchschritten wir breite Lachen, die mit Binsen, Röhricht und Mimosen überzogen und umstellt waren. Ein Heer von Insekten schwirrte durch die niederen Büsche. Gelbe, stahlblaue und rote Punkte, die Flügel in der Sonne spielender Libellen, tanzten über den Tümpeln. Mehrmals passierten wir wieder schmale Sandflächen, die bei ihrer Richtung von Osten nach Westen deutlich zeigten, daß sie von bestimmten, vom Meere herkommenden Winden bewegt werden. Der Landstrich Chrumîa,

Digitized by Google

den wir seit $2^1/_2$ Stunden durchzogen, trug wenig Spuren von Pflug oder Zeltpflock. Wahrscheinlich nur zur Frühjahrszeit, wenn der Boden von den Regengüssen gelockert ist, ziehen kleine Stammesabteilungen herbei, bauen ihre Zeltdörfer, bestellen ein Stück jungfräulichen Bodens und wandern wieder, wenn dieser nach einigen Monaten seine Ernte gegeben hat.

Um Mittag erschien am Horizont ein blaugrauer massiger Fleck. Es waren die Umrisse der ersten Terrasse des Mittelgebirgszuges von Rhariân, die Bergreihe des Bu Rhelân. Um 1 Uhr erreichten wir den ersten Brunnen, der etwas brackiges, aber doch erfrischendes Trinkwasser lieferte, den „Bir Samit Ben Yadem" mit angrenzender Dattel- und Gartenkultur. Etwas „Smît", rohe Körner gemahlenen Gerstenmehles, mit Öl angerichtet, von der ganzen Reisegesellschaft gemeinschaftlich aus einer gewaltigen Holzschüssel, der sogenannten „Qâsa", genommen, stillte während kurzer Rast unseren Hunger. Hinter dem „Bir Ben Yadem" begann die echte Steppe. Es zeigten sich zahlreiche Zelte und in deren Nähe sorgfältigere Getreidekulturen. Von Distelsträuchern umrahmt, lagen hier und da breite Melonenfelder und seitwärts der Straße, die jetzt bequem und genau kenntlich war, saßen unter mit einer Kamelhaut überdachten kleinen provisorischen Schutzzelten alle paar tausend Schritte einige Araber, die für die vorüberziehenden Karawanen Melonen feilhielten, ein Zeichen, wie belebt und stark begangen die Route von Qâssr Assissia gelten darf! Leider ereignete sich ein Zwischenfall, der zu ernsten Unerquicklichkeiten hätte führen können. Ich

Digitized by Google

schicke meinen Neger und einen Mann der Qâfla, um Melonen zum Mundvorrat einzukaufen. Wir sind, einer Biegung der Straße folgend, kaum einige hundert Meter entfernt, als der Araber schreiend, seine langrohrige, rostige, mit Tuchflicken umwickelte Flinte („bindqîa") zitternd in den Armen haltend, mit der Meldung heranstürmt, daß man meinen Diener eben weidlich verprügelt und ihm meine Doppelflinte (im Gegensatz zum arabischen Langrohr „maqrûna" in Tripolitanien genannt) weggenommen hat. Ich reite eiligst zurück und finde meinen Neger in den Händen einer wild sich drängenden Schar. Bei meinem Herannahen lassen sie von dem Schwarzen ab, da sie mich mit Rücksicht auf die arabische landesgebräuchliche Kleidung und den „Tarbûsch", den türkischen Fes, für einen Regierungsbeamten halten. Alle schreien und gestikulieren durcheinander, und nur mit Mühe erfahre ich den Grund der Prügelei. Wie es auf dem Markt in der Stadt üblich, haben meine zum Einkauf ausgesandten Leute die Melonen angeschnitten, um ihre Güte zu prüfen, und sich geweigert, die nicht für gut befundenen zu bezahlen. Ich schlichte mit einem Piaster (22½ Centimes) den ganzen Streit. Wütend zerstampft mein Neger die angeschnittenen unreifen Melonen und tritt sie tief in den Sand, um sie für die Verkäufer, die dieselben ohne große Skrupel sicher nach unserem Weggang verzehrt hätten, auf jeden Fall ungenießbar zu machen.

Die Erde wird immer fetter und lehmiger und zeigt sich als reichlich von Wasser gespeist. Innerhalb zweier Stunden ziehen wir an nicht weniger als drei

Digitized by Google

Brunnen vorüber. Verschiedene Gebäudereihen, die sich an die schmalen, von den Brunnen gebildeten grünen Inseln anlehnen, sind mit dichten Distelhecken umgeben. Die Häuser sind aus gebranntem Lehm gefertigt, das glatte Dach mit Halfagras bedeckt, und wenig über Manneshöhe heben sie sich über den Boden.

Immer die Richtung von Nord nach Süd einhaltend, durchwandern wir weiter die Djefâra, das sich vom Rhariângebirge zum Meere dehnende Tiefland. Es ist bereits $4^1/_2$ Uhr nachmittags, und die Hitze, die in den Mittagsstunden auf 37 Grad Celsius gestiegen war, ist noch nicht merklich im Abnehmen. Wir treten nunmehr in die Region der „Sidr"-Büsche. Ich hatte den „Sidr", den zizyphus lotus, bereits in der Provinz Orân in Westalgerien genugsam gesehen, aber lange nicht in derartiger Menge wie hier. Die dichten Dornenstauden waren zu kreisrunden, in der Mitte kronenartig aufstrebenden Hecken geschart, so daß die Ebene von weitem wie von hohen, unzähligen Maulwurfshügeln bedeckt erschien.

Ich fange an, mich nach einem erhöhten Punkt umzusehen, auf dem sich mein Zelt aufschlagen läßt; die Leute der Qâfla wollen jedoch bis zur Abenddämmerung marschieren. Leichte Hügelbildungen zeigen sich zur Rechten. Auf einer Erhöhung von etwa hundert Metern über der Ebene erhebt sich der Kuppelbau eines Marâbu, Sidi Rumdân geheißen, und ein Stück westlich von demselben das Qâssr Assissia oder Kîdwa, der Sitz eines Kaimakâms. Wir wandern an den Trümmern eines alten, verfallenen Walles vorbei, der nach ähnlich

Digitized by Google

westlich und östlich auf fast gleicher Höhe gefundenen Bauten[44]) römischen Ursprungs sein dürfte.

Aus diesen Querwällen, welche die Wasserfluten aus den Bergen in der Regenzeit aufzuhalten und über die Ebene zu verteilen hatten, ergibt sich, daß zu römischer Zeit, wahrscheinlich auch noch nach der ersten arabischen Invasion, die Djefâra von der Landwirtschaft systematisch für den Cerealienbau ausgebeutet wurde. Die Frage, ob das Klima in früheren Perioden der Bodenbewirtschaftung günstiger, also der atmosphärische Niederschlag reicher und stetiger war, ist heute bei bisher mangelndem wissenschaftlichen Studium der Flora Tripolitaniens noch nicht spruchreif. Mir will es erscheinen, daß gerade die Deichbauten darauf deuten, daß ebenso wie heute zur Römerzeit die Regenfälle plötzlich und heftig waren und die Ebene zur heißen Jahreszeit nicht weniger der dörrenden Sonne ausgesetzt blieb. Mehr also auf vollkommene Unterlassung der Bewässerung, als auf klimatische Verschiebungen dürfte die Verödung Tripolitaniens zurückzuführen sein.[45])

Wenige hundert Schritt hinter dem erwähnten Wall treffen wir auf einen mit Steinblöcken umfriedeten Garten, in dem Mandelbäume und Weinreben stehen, gleichsam die Vorboten der nahen Gebirgsvegetation. Die Sonne ist untergegangen, und bläuliche Schatten ziehen sich über die Ebene. Ich fordere, daß die Karawane nunmehr Halt macht. Jetzt rücken meine Begleiter mit der Absicht heraus, die ganze Nacht hindurch zu marschieren. Sie sind mit der Ausrede bei der Hand, die Gegend sei zu unsicher, um eine nächt-

Digitized by Google

liche Rast zu gestatten. Abgesehen davon, daß ich mich nach vierzehnstündigem Sitzen im Sattel nicht gerade gekräftigt fühle, habe ich keine Lust, bei Nacht das Land zu durchwandern und auf die Gelegenheit zu schärferer Beobachtung auf diese Weise von vornherein zu verzichten. Die Vorstellungen meines Dieners, daß ich zur Weiterreise zu müde sei, werden mit Spott beantwortet — meine Forderung, Halt zu machen, fruchtete ebensowenig. Ich steige also kaltblütig vom Pferde, knüpfe den Zügel an einen Sidr-Busch und setze mich auf die zur Erde gebreitete Satteldecke. Zugleich kündige ich den Arabern an, daß ich morgen in der Frühe durch die Saptiehs, die Polizeisoldaten des nahen Kaimakâm, der gemieteten Kamele sowie meines Eigentums schon habhaft werden würde. Sie ziehen schimpfend und fluchend ab, kehren aber nach zehn Minuten wieder. Sie bitten mich jetzt inständig und höflich, das Zelt nicht aufzuschlagen, sondern nur bis Mondesaufgang Rast zu halten.

Kurz vor Mitternacht marschieren wir weiter. Wir nähern uns langsam dem Flußbett des Héra. Eine Art Busch- oder Galeriewald, der im Mondlicht seine breiten, schwarzen Schatten wirft, kennzeichnet seinen Lauf. Ein paarmal durchschneidet die Straße denselben, und wir stolpern durch das steinige, vollkommen ausgetrocknete, fünf bis sechs Meter breite Flußbett. Hohe Tamarisken umrahmen es. Der Boden zu beiden Seiten des Wadi Héra ist ungemein weich und elastisch und beweist, welche Wassermengen er mit sich führt, wenn er nach den Regengüssen im Gebirge aus seinem Stein-

Digitized by Google

bett tritt. Um zwei Uhr nachts passieren wir einen Brunnen, um den herum breite, tief ausgehöhlte Tränksteine für die Tiere sich gruppieren. In unsere weißen „Hólis“ gehüllt, reitet einer hinter dem anderen gleich einer Gespensterkarawane. Von Zeit zu Zeit verschwindet der Vordermann im scharfen Schatten des Buschwerks, und nur die dumpfen Tritte der Kamele, Pferde und Maultiere sind hörbar, für das feinere Ohr jedes einzelne an seinem Gang erkenntlich. Ein Araber versucht den Schlaf zu scheuchen, indem er ein paar langgezogene Töne auf seiner Rohrflöte bläst. Aber keiner will einstimmen. Ein schneidendes Kältegefühl weckt mich aus meinem Halbschlummer, den ich gehalten habe, trotzdem ich jede fünf Minuten Gefahr lief, bei einem plötzlichen, zu tiefen Nicken aus dem Sattel zu fallen.

Im ersten grauen Frühdämmern heben sich gegen Osten am Himmel einige nicht unbeträchtliche Höhen ab. Und vor uns tritt aus dem Morgennebel eine starre, dichte Masse, die Kalkwände des „Bu Rhelân“, die wir ersteigen müssen. Wir treten gegen $5^1/_4$ Uhr morgens in ein schluchtartiges Tal, das durch etwa 800 Fuß hohe, sich in die Ebene weit hinausreckende, kahle Felsen gebildet wird. Das Terrain ist unglaublich unwegsam und schotterig. Steinige Rinnen ziehen sich von Süd nach Nord, von Ost nach West, durch welche im Winter die Gebirgswasser niederschießen.

Es wird vollends hell. Der Himmel ist eine einzige gelb leuchtende Fläche, nur da, wo die Felsen sich gegen ihn abgrenzen, zittern violette Töne. Ein blendendes

Digitized by Google

Bild geben die in verschiedenen Höhen stehenden Palmengruppen, welche an einzelnen erdigen Stellen Wurzeln haben und sich eng an die Felsen anlehnen. Gegen sechs Uhr steht die zerklüftete Wand, an der sich der Bergpfad hinaufwindet, gerade vor uns. Was von weitem wie eine zusammenhängende Gebirgskette sich ausnimmt, erscheint jetzt bei der urplötzlichen jähen Wandbildung wie ein steiles Meeresufer.

Die Sonne ist noch nicht über den Gebirgskamm gestiegen. Ein Emporglimmen in glutender Sonne an den erhitzten Steinwänden entlang mag keine angenehme Erinnerung hinterlassen. Langsam klettern die Kamele aufwärts. Jeden Augenblick muß einer der Leute die schiefgerückte Last ins Gleichgewicht bringen. Der Maulesel, den ich anstatt meines vor Müdigkeit zitternden Pferdes bestiegen, macht die hastigsten und waghalsigsten Sprünge über die großen Felsstücke, so daß ich auf dem leichten, hin- und herschwebenden Heusattel die kunstvollste Balance halten muß.

Endlich, nach fünfviertelstündigem Anstieg, können wir unter den ersten Olivenbäumen des Hochplateaus für einen Augenblick lagern. Zu beiden Seiten der Straße steht auf der Höhe ein Marâbu, links Sfidi Sfâmes, rechts Sfidi Ben Abbás. Hier oben tut sich dem Auge eine andere Welt auf. Die Gehänge sind mit Pfirsich- und Mandelbäumen bestanden. Haine von Oliven schlängeln sich die Täler entlang. Kleine Terrassenbauten werden sichtbar, auf denen Weinstock an Weinstock sich reiht. Trotz der vorgerückten Jahreszeit überall eine gewisse satte Färbung, die gegen das dürre

Digitized by Google

Grau und Braun der eben durchzogenen Ebene ungemein wohltuend absticht.

Die Reibereien mit den Gliedern der Qáfla verschärfen sich. Mein schwarzer Diener Brengali, der in allen Stücken getreu zu mir hält und namentlich die Proviantsäcke peinlich bewacht, wird mit den denkbarsten Schmähworten, von denen „Hallûf" (Schwein), „Asker fusa" („Lump", wörtlich „Jammersoldat") noch die zartfühlendsten sind, von der ganzen Schar bedacht, aus keinem anderen Grund, als weil er einem „Rûmi", einem Christen diene. Ich hielt es darum für das geratenste, bei einem Karawanenhändler, an den ich einen Empfehlungsbrief in der Tasche trug, vorläufig Halt zu machen und die Kameleigentümer zu verabschieden. Derselbe sollte in der Ortschaft Dresâat, östlich vom Qáfr Rhariân, seine Besitzungen haben.

Gegen 9 Uhr haben wir den an 1000 Meter hohen Tkut, die bedeutendste Erhebung des Djebel, zu unserer Rechten. Sein östlicher Abhang ist vollständig kahl und mit steinigem Geröll bedeckt. Ein Einheimischer, der sich uns angeschlossen hat, in der Hoffnung, daß ein paar Speisebrocken für ihn abfallen, ein Alter von sechzig Jahren, erzählt mir, daß von den Spitzen dieses Berges die Feuersignale zum Aufstand gegen die Türken in den Jahren 1853—58 geflammt hätten und bis zur Stadt Tripolis sichtbar gewesen seien. Wir folgen einem Wadi, der sich südöstlich wendet, und marschieren zwischen niederen Höhenzügen vorbei an wohlgepflegten und sorgsam abgegrenzten Pflanzungen. Die Höhen, auf denen ich wie im marokkanischen und algerischen

Digitized by Google

Atlas Koniferen und Korkeichen oder wenigstens verkümmertes Eichengestrüpp vorzufinden glaubte, sind fast jedes Baumwuchses entblößt. Nur Halfagras und hier und da ein paar Lentisken, sowie ein niederes, üppig wucherndes, der Artemisia ähnelndes Kraut, „Gantûl" von den Arabern genannt, haftet auf dem Rücken der Kämme.

Zwischen den Oliven, die sich stellenweise die Abhänge hinaufziehen, werden regelmäßig gebaute Steinhäuser sichtbar, die von einer gewissen Wohlhabenheit zeugen. Nach den Aussagen der Bewohner befinden sich die unterirdischen Wohnungen, wie sie dem Gebirgszug von Rhariân eigentümlich sind, unmittelbar am südöstlichen Fuße des Berges Tkut, sowie auf dem zweiten Plateau, zu welchem wir bald aufsteigen werden.

Die Sonnenhitze wird bereits stark fühlbar. Ich sitze nunmehr, mit Ausnahme einer vierstündigen zweifelhaften Ruhepause, ungefähr dreißig Stunden im Sattel und werde immer stumpfer gegen meine Umgebung. Gegen 11 Uhr stoßen wir auf einen Brunnen (Bir el Binqa). Eine große, von Misda kommende Karawane hat sich an demselben gelagert. Meine Qáflagenossen, die den Tag vorher noch, um einen Hammel in einem Zeltdorfe zu erpressen, mich als „Mufátisch mta Melh", d. h. für einen Beamten der Salzregie, ausgegeben haben, teilen jetzt jedermann mit, daß ich trotz der Kleidung und des Fes ein „Rûmi" bin. Eine kleine Folge meiner bekannt werdenden „Ungläubigkeit" ist, daß mir ein Araber das geschöpfte Wasser wohl aus seinem Ziegenfellbeutel zum Trunke reicht, den Rest aber mit nicht mißzuverstehender Gebärde auf die Erde schüttet.

Digitized by Google

Die Berge des zweiten Plateaus treten hier hart an die Talmulde heran und bilden mit den von Nordwest nach Südost laufenden niederen Zügen eine scharfe Enge. Kurz vor derselben nehmen wir südwestliche Richtung und erreichen nach halbstündigem mühevollen Anstieg $11^3/_4$ Uhr die Ortschaft Dresât. Ich habe meinen Diener mit dem Empfehlungsschreiben, von einem befreundeten tripolinischen Araber ausgestellt, an den Karawanenhändler Neffâti vorausgesandt. Er erwartet mich an der Tür seines Gehöftes, bedauert aber unter vielfachen Händedrücken, mich nicht aufnehmen zu können. Seitdem vor kurzem der „Fransis" der Franzose bei Rhadâmes umgebracht worden sei — es war der Marquis Morès auf seinem geplanten tollkühnen Zuge zum Mahdi, — wäre vom Wali angeordnet worden, keinem Europäer ohne Genehmigung des Kaimakâm Gastrecht zu geben. Dazu sei sein eigener Bruder Schreiber des Kaimakâm und dazu auch Finanzverwalter des Kreises, ein allerdings sehr wichtiger Grund, um mit demselben auf gutem Fuße bleiben zu müssen. Ich solle mich also zum Kaimakâm bemühen und mich demselben vorstellen. Mir blieb keine andere Wahl. Auf die Araber der Qâsla und ihre Kamele konnte ich nicht mehr zählen. Auf freiem Feld das Zelt aufzuschlagen, sowie um die Tiere, wie den Proviant zu beaufsichtigen, dazu hätte es selbst für wenige Stunden mehr Hände bedurft, als der meinigen und der meines Schwarzen. Zudem hätte der Kaimakâm sofort meinen Lagerort erfahren und entweder mich holen lassen, oder, wenn er ein höflicher Mann war,

Digitized by Google

wäre er selbst gekommen, um sich den Fremden näher anzusehen. Und bei der schweren Entschlußfähigkeit der Araber wäre es undenkbar, sich am Orte neue Transporttiere sofort zu verschaffen und dem Bereich des Qáṣr zu entgehen. Ich machte mich also auf zum Besuch der Löwenhöhle.

Das Plateau von Rhariân war noch reicher bepflanzt, als das vorher beschrittene. Namentlich üppige Weingärten und Safranfelder zogen sich über die Hänge. Überall Szenen behaglichen Lebens. Gruppen saßen im Schatten der Häusermauern oder unter den breitästigen Oliven. Nachdem wir durch mehrere sich aneinanderreihende Ortschaften eine knappe halbe Stunde von Osten nach Westen geritten, standen wir vor dem Qáṣr. Das Kastell liegt auf der Westseite eines Plateaus, welches die Ebene zwischen diesem und den Nordbergen, sowie die Hügelgruppen im Westen und Südosten beherrscht. Steile Wände fallen nach Norden und Westen ab. Rechts neben uns (wir kommen von Osten) dehnt sich das Dreijoch des Bu Rhanûsch und hinter ihm stehen die zwei konischen Gipfel des schon erwähnten Tkut. Die Bergfeste selbst ist ein unregelmäßiges Steinviereck mit baufälligen Türmen an den vier Ecken. Zwei Soldaten „standen" oder vielmehr „saßen" Schildwache vor dem engen, nach Osten sich öffnenden Steintor. Der Bruder des genannten Neffâti kam mir entgegen und führte mich durch den breiten Hof nach dem ersten Stockwerk in den viereckigen großen Saal des Qáṣr, wo der Kaimakâm, der Qâdi und andere Fürnehme des Distriktes mit hochgeschlagenen Beinen auf

Digitized by Google

den die Wände sich entlangziehenden Divans zum Empfange bereit saßen. Die erste Frage galt dem „Teskeré", dem türkischen Reisepaß. Da ich den Besitz eines solchen verneinte, erklärte er mir, daß er sofort in Tripolis über meine Person Auskunft holen und ich bis zum Empfang eines Bescheides im Qáſſr verweilen müsse. Als ich ihm jedoch versicherte, daß ich weder „Inglîs", noch „Franſſîs", noch „Italiân" sei, sondern aus Deutschland stamme, wurde er bedeutend liebenswürdiger und gestattete mir, das Gastrecht Hadj Neſſâtis in Anspruch zu nehmen. Die Unterhaltung lief nunmehr in eine große politische Kannegießerei aus. Der Mehrzahl schien es ein unumstößliches Faktum zu sein, daß der Sultân „mta Prúſſia" mit dem ihrigen befreundet sei. Der Qâdi wußte sich sogar zu erinnern, daß mein Sultân vor einigen Jahren dem seinigen in Stambul einen Besuch abgestattet habe und von demselben mit vier Frauen beschenkt worden sei. Daß den Leuten des tripolitanischen Djebel, die ihre politische Wissenschaft nicht aus Leitartikeln schöpfen, eine deutsch-türkische Freundschaft bekannt war, ist jedenfalls charakteristisch.

Das Verweilen bei meinem Gastfreund Neſſâti war recht ergötzlich. Er tat mir mit würdevollen Komplimenten und den arabischen Leckerbissen seiner Küche alle nur denkliche Ehre an. Das Gehöft des Neſſâti bot einen Blick über die Lebensweise des begüterten Anwohners der Berge. Dasselbe hatte einen geräumigen Vorhof in Rechteckform. Der Mauer, welche das Gehöft nach der Straße, wie nach dem

Digitized by Google

rechten Nachbargrundstücke zu abschloß, waren die Stallungen für Kamele, Pferde und Maultiere angefügt. Dieselben waren mit Sparrenwerk und aufgeworfenem Mörtel bedacht, nach vorn zu aber vollkommen offen. Ein gefälliger, fensterloser Bau zur linken Seite des Vorhofs, in dem auch mir die Unterkunft zugewiesen war, faßte die Empfangs- und Gasträume. Steinbänke, mit Matten und Teppichen belegt, waren der Wand desselben ringsum angemauert. Allerlei Gerümpel, alte venetianische Vasen, bunte böhmische Gläser zierten die Nischen. Ein Brunnen[46]) mit breiter, fester Ummauerung, der reichliches und herrlich kühles Trinkwasser gab, war ebenfalls im Vorhof angebracht. Der Mauer, welche die der Straße abgelegene Seite des Rechtecks begrenzte, schlossen sich die Räumlichkeiten des „Haremlik", der Frauengemächer, an. Zwei Gänge, deren schräge Windung jede Neugier vereitelten, führten in dasselbe. Von den Frauen des Neffâti bekam ich keine einzige, nicht einmal, wenn diese zum Ausgang verschleiert waren, während meiner Anwesenheit zu Gesicht. Als dieselben eines Abends in Begleitung einiger Negerinnen, deren jede eine Laterne trug, sich zum Ausgange behufs einer in der Nähe zu feiernden Hochzeit rüsteten, trat eine Negerin aus dem Haremlik und kündete deren Kommen durch ein lautes Händeklatschen an. Sämtliche Gäste, die wir gerade beim Abendmahl kauerten, wandten darauf ihr Gesicht der Wand zu, bis die Tritte der Frauen nicht mehr hörbar waren. Sobald bei Tage ein weibliches Wesen des Harems das Haus verlassen wollte und so den Vorhof

Digitized by Google

durchqueren mußte, wurde ich regelmäßig von Neffâti mit dem kurzen Bemerken „el nessawîn“ („die Frauen“) bedeutet, den Gastraum für einige Augenblicke aufzusuchen.

Neffâti war ein weitgereister Kaufmann, der mehrere Male in Kairo gewesen war, auch in Mursuk die Bekanntschaft „Mustafa Beys“ (es ist dies der Name, unter dem Rohlfs reiste,) gemacht hatte. Erstaunt war ich, ihn im Besitz eines Negersklaven zu finden, den er einige Jahre vorher gekauft hatte. Es war ein elfjähriger Knabe, dessen Fußgelenke mit eisernen Ringen umspannt und so zusammengehalten waren, daß er sich nur durch Schritte von drei bis vier Centimeter Länge fortbewegen konnte. Der arme Bengel schlich geradezu einher und hatte dabei die persönliche Bedienung Neffâtis auf sich. Wenn er uns die Kußkussu- und Fleischschüsseln, oder den „Kanûn“ (eine Art von rundem, etwa 50 cm hohem Kohlenofen) zum Theekochen brachte, schleiften die Ringe klirrend über den Boden, ein Geräusch, das meinen Appetit wenig erhöhte. Als ich Neffâti scheinbar harmlos fragte, warum der Junge gekettet herumlaufe, antwortete er mit bitterbösem Blicke, das sei so Sitte. Und eine Weile später setzte er hinzu, wenn man ihm die Eisen abnehme, würde der „Abd“ (arabisch wörtlich „Leibeigner, Sklave“, aber gegenwärtig noch den Neger im allgemeinen bezeichnend) sich sofort aus dem Staube machen und nach Tripolis laufen . . . unterwegs aber müsse er gewiß verhungern, da er den Weg nicht kenne . . . so sei es zu seinem eigenen Nutzen besser, wenn die Füße immer gekettet blieben. . . . Für den Nichtkenner arabi-

Digitized by Google

schen Charakters mochte das als eine eigentümliche Begründung erscheinen. Aber der Araber liebt derartige dumm-naive Verhüllungen irgend einer unerlaubten Handlung oder Absicht. Er weiß genau, daß der Zuhörer nicht im mindesten seinen Worten glaubt, trotzdem tischt er ihm vergnügten Herzens die albernsten Erklärungen auf. Ich wollte dem Neffâti die Gastfreundschaft nicht dadurch vergelten, daß ich die Angelegenheit beim Wali anhängig machte und gemäß türkischem Gesetz die sofortige Freilassung des Negers verfügen ließ. Durch meinen Schwarzen jedoch ließ ich dem Burschen sagen, daß, wenn er bei meiner Rückkehr unbemerkt zu mir stoßen könnte, ich ihn nach Tripolis bringen wolle.

Besonderes Studium verwandte ich auf die unterirdischen Wohnungen der Rhariângegend. Man spricht gewöhnlich von den Höhlenbewohnern des Djebel. Diese Bezeichnung erweckt die Vorstellung, daß von der Natur gegebene Öffnungen des Gesteins zu Behausungszwecken willkürlich benutzt werden. Dies ist, wenn es auch nach der Rohlfsschen Beschreibung[47]) für die westlich gelegenen Sintânberge gelten mag, nach von mir angestellten Beobachtungen in der Rhariângegend keineswegs der Fall. Es handelt sich um systematische Anlagen und Bauten, bei welchen die Naturart des Gesteins zu nutze gezogen wird. Nach den verschiedenen Stadien des Baues, die ich zu mustern Gelegenheit hatte, wird auf folgende Art verfahren. Es wird in Rechteck- oder Viereckform ein Stück der Erdoberfläche abgesteckt und dann die Eingrabung in das Erdreich ins Werk gesetzt;

Digitized by Google

das soweit, als der Humus reicht, je nach der Örtlichkeit, bis zu einer Tiefe von fünf, sechs, ja auch zehn Metern. Hat man die Gesteinsschicht erreicht, so löst man dieselbe auf der Fläche des Rechtecks auf $1^1/_2$ bis 2 Meter und sucht dann nach den Seiten hinaus Kammern in den Fels hineinzubrechen. Es kommt die natürliche Formation des Gesteins — in Rharian meist Kalkstein — dem Erbauer oft dermaßen zu Hülfe, daß eine Aushöhlung überhaupt nicht erst nötig wird. Ein unterirdisches Haus, das ich besichtigte, verfügte über ein Dutzend solcher Kammern, die teils als Wohn- und Schlafräume, teils als Speicher dienten, deren Ausbau, wie mir der Eigentümer, eine hochgewachsene, langbärtige Berbererscheinung, versicherte, bei der Gunst des Gesteins wenig künstlicher Nachhülfe bedurft hatte.

Sind die Kammern in den Fels eingearbeitet, so wird der Boden des unter freiem Himmel liegenden Mittelrechtecks sorgfältig geebnet, manchmal sogar mit bunten Steinchen gepflastert und dient tagsüber der Familie zum Aufenthalt. Ich fand verschiedentlich in diesen Lichthöfen die nötigen Wirtschaftsmaschinen aufgestellt und hergerichtet, so eine Pfefferreibmaschine, eine Olivenquetsche, ja auch einen Backofen in einer der vier Ecken. Derartige Bauten sind nicht nur einen, sondern mitunter auch zwei Stock tief. Es wird nach Anlage der ersten Kammerfront einige Meter tiefer gegraben, und dann in schon geschilderter Weise die Aushöhlung weiterer Räume unternommen. Rings um die erste Front führt dann eine ca. einen Meter breite Erdgallerie,

Digitized by Google

um den bequemen Zugang zu den einzelnen Kammern, resp. Höhlungen, zu ermöglichen. Die Kammern sind meist durch rohgezimmerte Holztüren oder auch durch Reisiggeflecht verschließbar. Der Zugang zu diesen unterirdischen Behausungen geschieht auf folgende Weise. Von der Erdoberfläche wird in schräger Richtung ein Gang gegraben, der in der Tiefe des Baues ausmündet. Hat das Haus zwei Stockwerke, so führt in geeigneter Höhe ein gerader Seitenstollen auf die obengenannte Erdgalerie. Bei Wohlhabenderen ist anschließend an den Ausgang (den „fumm" wörtlich „Mund") aus der unterirdischen Wohnung ein mit einem Zaun oder einer Steinwand umfriedeter oberer Hof eingerichtet, in welchem das Vieh gewöhnlich nachts seinen Standort hat. In Augenblicken der Gefahr kann es schnell und leicht in den Stallkammern des unteren Hofes untergebracht werden. Auf der Erdoberfläche werden rings um die Ränder des Rechtecks Erdhaufen aufgeführt, so daß niemand in das Gebäude hineinblicken kann, der nicht diesen Erdwall erklettert. Querbalken an den vier Ecken verhindern das Abrutschen der Erdschollen. Oft wachsen aus diesem Erdreich Büsche und gar Bäume auf, eine grüne Umrahmung, die von der Tiefe aus einen ungemein fesselnden Anblick bietet. So kühl und erfrischend der Aufenthalt in diesen unterirdischen Behausungen in der heißen Jahreszeit ist, so feucht und ungesund wird er in den drei Regenmonaten sein, d. i. von Dezember bis Februar.

Ich möchte hier der Ansicht Barths gegenübertreten, daß die oben geschilderten Bauten hauptsächlich von den

Digitized by Google

Juden herzuleiten seien.[48]) Warum, begründet er nicht näher. Daß in den Rhariândörfern Juden vorgefunden werden, hat seinen Grund darin, daß sie einesteils die Mittelsleute für den Verkauf von Cerealien und Früchten (namentlich Oliven) nach der Küste abgeben, andererseits vorgeschobene Handels- wie Handwerkerkolonieen für den Karawanenverkehr bilden. In Rhariân treffen die Straßen von Rhadâmes und Mursuk zusammen, die wichtigsten Routen Tripolitaniens.[49]) Wenn nun die Judenkolonieen gerade wie die Landeseinwohner in unterirdischen Behausungen leben, so kann daraus nicht ohne andere vollgültige Beweise gefolgert werden, daß sie die Erfinder dieses Bausystems waren. Logisch ist, daß sie gleichen Motiven folgend, wie die vor ihnen im Lande sitzenden Autochthonen, ihre Wohnungen einrichteten. Und der Beweggrund zu der geschilderten Bauart dürfte in der Natur der Gegend zu suchen und aus dem Bestreben herzuleiten sein, auf wenig kostspielige und zugleich vollkommene Weise Schutz gegen Angriffe von Menschen, wie gegen hohe, drückende Wärmetemperatur zu haben.

Auch der Name des Gebirgstheils hat meinem Dafürhalten nach in der Eigentümlichkeit der Wohnweise der Bevölkerung seinen Ursprung. „rhâr" heißt im Arabischen „Öffnung, Kluft, Höhle" — „rhariân" (Barth schreibt „ghuriân")[50]) ist eine dem Marhrebdialekt übliche Lautverschiebung des regelmäßigen Plurals „rhirân". Ein Historiograph aus dem 14. Jahrhundert, der Schech e' Tidjani,[51]) nennt diesen Distrikt direkt unter dem Namen „Rhirân". Wenn ein anderer arabischer Geschicht-

Digitized by Google

schreiber, nämlich Ibn Chaldûn,[52]) „Rhariân" als einen Stammnamen anführt, so ist damit noch nicht, wie Barth meint, der Beweis gegen die Möglichkeit einer dialektischen Entstellung von „rhirân" in „rhariân" erbracht. Die Rohlfssche Vermutung,[53]) die Namensbezeichnung sei auf das Wort „ariân",[54]) d. h. „nackter", unbewachsener Berg, zurückzuführen, ist äußerst gewagt und gänzlich zurückzuweisen. Araber wie Berber sprechen deutlich den Buchstaben „rhaïn". Gewöhnlich transkribiert man den Laut mit „gh", also „ghaïn"; für dieses dem Arabischen eigentümliche „r" des Gaumensegels scheint uns jedoch das „rh" die deutlichere und richtigere Transkription.

Inzwischen war vom Wali aus Tripolis die Nachricht eingetroffen, man solle mich durch zwei Saptiehs nach der Hauptstadt zurückbegleiten. Ich nahm diese mir fatale Neuigkeit mit scheinbar freundlicher Miene auf und erklärte, wenn ich Lust zur Heimreise hätte, würde ich mir die beiden Polizeisoldaten schon von ihm erbitten. Hadj Neffâti, der aus meinem lebhaften Verkehr mit den Eingeborenen argwöhnte, ich suche nach einer Gelegenheit, verstohlenerweise weiterzuziehen, bat mich sehr de- und wehmütig, meine Sachen im Qâssr unterzubringen, „wo sie sicherer seien". Wenn mein fahrendes Eigentum einmal im Qâssr, glaubte er, auch meiner Person bald ledig zu werden, zum mindesten aber von jeder Verantwortlichkeit frei zu sein, sofern mir eine Weiterreise nach Süden gelänge. Ich zog also mit Sack und Pack vor das Kastell und begann, in dessen Nähe mein Zelt aufbauen zu lassen. Der

Digitized by Google

Kaimakâm suchte mich jedoch alsbald auf und bat mich, so lange mir beliebte, seine Räume als die meinigen zu betrachten.

Während des Aufenthalts im Qáṣr hatte ich Muße, die türkische Soldateska, sowie die Art und Weise, wie das türkische Regiment über die einheimische Bevölkerung geübt wird, recht deutlich vor mir zu sehen. Die Soldaten, ungefähr 60 an der Zahl, in der Mehrzahl Albanesen, meist kräftige, pfiffig aussehende Burschen, führten ein sehr bequemes Leben, indem sie keine Gelegenheit sich entgehen ließen, bei ihrem Dienst als Steuereintreiber — dies ist bei allen auf dem flachen Lande wie im Gebirge befindlichen Garnisonsorten die Hauptbeschäftigung der türkischen Miliz — von den Schuldnern Fleisch, Mehl und Früchte für ihr eigenes Wohlsein zu erpressen. Ihren „Binbaschi", einen alten, weißhaarigen Knaben, der wegen kranker Augen den ganzen Tag in einer dunklen Kammer hockte, bekamen sie selten zu Gesicht. Der Kaimakâm gestand mir eines Tages selbst, daß man diesen Binbaschi ins Gebirge geschickt habe, weil er nirgends anders zu gebrauchen sei.

Die Justiz, die vom Kaimakâm im Verein mit dem Qâdi geübt wurde, war eine sehr ursprüngliche. Meist handelte es sich um Steuerschulden. Der einzige Spruch für dieses Vergehen waren Prügel, wenn nicht sofort gezahlt wurde. Und fast regelmäßig schwor der Vorgeforderte unter „rass buk", „rass ummak" (beim Kopfe deines Vaters, deiner Mutter), keinen Piaster zu besitzen. Aber der Kaimakâm schien seine Leute zu kennen. Nach den ersten fünfundzwanzig Hieben brachte

Digitized by Google

der Geprügelte aus der Falte seines „Hóli" einen Medjidié (ca. Fr. 4,30, ein türkisches Silberstück, etwas größer als ein Taler) zum Vorschein und unter Jammer und Wehklagen einen zweiten, wenn die Prozedur ihren Fortgang nehmen sollte. Durchaus logisch in seiner kategorischen Art war folgendes Urteil. Eines Morgens drängte sich eine Araberin in den Saal, in dem der Kaimakâm seine Amtsgeschäfte erledigte, und erhob schreiend und gestikulierend Anklage gegen einen, der ihr auf offenem Felde gewaltsame Zärtlichkeiten erwiesen. Zwei Saptiehs hatten denselben schon in Gewahrsam genommen. Der Spruch lautete: „Entweder führst du die Vergewaltigte in dein Haremlik und zahlst innerhalb dreier Tage dem Vater des Mädchens den Preis derselben, oder du kommst sofort ins „Habs" (Gefängnis) und erhältst jeden Tag fünfundzwanzig Stockschläge und dies so lange, bis du dich besinnst, die Beschimpfte zu deiner Frau zu machen." Unter solchen Aussichten stand der Missetäter nicht lange an, das kleinere Übel zu wählen.

In Begleitung des Sohnes des Kaimakâms, eines lebhaften und geweckten Burschen im Alter von vierzehn Jahren, machte ich manche Streifen über die nackten Berge, die sich westlich und südlich des Qâssr türmten, nach Rebhühnern und Hasen pirschend, oder ich stieg die fruchtbaren Talspalten zur Ebene hinunter. Breite wohlgebaute Terrassen, von den geschickt geleiteten Rinnsalen laut sprudelnder Quellen gespeist, füllten viele dieser Talspalten, und oft verlor ich mich im dichten Gewirr blühender Granaten.

Digitized by Google

Meine Sammlung in den Alkoholgefäßen an allerlei kriechendem und springendem kleinen Getier wollte sich nicht recht mehren. Obwohl ich 10 Para (8 Pf.) jedem Überbringer irgend eines Tieres versprach oder durch meinen Schwarzen versprechen ließ, wurden mir nur wenige eingebracht; ein Zeichen, daß es der Bergbevölkerung besser ergeht als den Oasenbewohnern von Tripolis, welche für 10 Para sich den Weg einer Stunde nicht verdrießen lassen. Meinen Sammeleifer vermochte ich den Eingeborenen nur dadurch verständlich zu machen, daß ich die Tiere zur Bereitung von „Duá" (Arznei) nötig zu haben versicherte.

Nachdem ich alle mir möglichen Streifen in der Umgebung des Qáṣr ausgeführt, entschloß ich mich am 27. September zur Heimreise. Gute Worte, gute Kost und gute klingende Münzen überzeugten die mich begleitenden Saptiehs, zur Rücktour mehrere Tage zu verwenden und so in Zickzacklinien langsam nach Tripolis heimwärts zu wandern. Ich schied von den Rharianern mit der Erfahrung, eine umgängliche und wenig fanatische Bevölkerung gefunden zu haben, ganz im Gegensatz zu derjenigen der Küstenstrecken von Sliten und Misrata. Wenn man mich argwöhnisch oder feindselig, wie es manchmal vorkam, betrachtete und mir möglichst aus dem Wege ging, so geschah es nur, weil man in mir einen türkischen Beamten und so durch mich eine neue Art Drangsalierung vermutete. Die überwiegende Anzahl der Bewohner sind entschieden autochthonen Ursprungs und wenig von der arabischen Einwanderung berührt worden. Sie sind heller an Hautfarbe als die

Digitized by Google

Küstenaraber, auch bedeutend muskulöser und von höherer Statur. Vermöge des regen Karawanenverkehrs haben sich an den Hauptplätzen des Gebirgslandes Händler arabischen Blutes unter ihnen niedergelassen. Die eigentlichen Eingeborenen sprechen untereinander durchaus berberisch. Ich entdeckte eine Reihe Worte, die mir vom Verkehr mit den Kabylen Algeriens bekannt waren. Der Dialekt des Arabischen, den sie pflegen, enthält manche Ausdrücke des marokkanischen Idioms (so „el ma" statt „moîa", wie der Tripolitaner sagt), was eben hier wie in Marokko auf den starken Einfluß des Berberischen zurückzuführen ist.

Die Tage im Qâssr gehörten zu den fesselndsten meiner Reise. Ich hatte hier alle Züge orientalischen Lebens, die anheimelnden, wie die unser Gefühl abstoßenden, in Ungeschminktheit vor mir: das Wohlleben des von allen Gewissensskrupeln freien Statthalters, die sklavische, hülflose Demut der Unterdrückten, die patriarchalische Macht des Vaters und Herrn seiner Familie wie seinen Bediensteten gegenüber und schließlich das religiöse Moment, die mosleminische feierliche Gottesunterwürfigkeit inmitten der blendenden Landschaft. Sie werden mir lange im Gedächtnis haften, die roten Dämmerstunden, wenn die Sonne am Gebirgskamm stand und den letzten Strahlenregen in die Täler warf und alle Gläubigen im Verein das Antlitz nach Mekka gerichtet, mit nackten Füßen auf den Gebetsteppich tretend, ernst und würdig ihr „Assr" (die abendliche Andachtsübung bei Untergang der Sonne) verrichteten; die weißen Abende, wenn wir auf den im Mondlicht

Digitized by Google

erglänzenden breiten Plattdächern des Kastells plaudernd und die Nargileh, (die türkische Wasserpfeife) rauchend, bei einander saßen, bis ein Erzähler nach dem anderen verstummte und sich zum Schlafe unter freiem Himmel in Bernus und Decke hüllte.

Digitized by Google

Von Konstantinopel ins Herz Kleinasiens.

Eine Fahrt auf deutscher Eisenbahn.

Wer von Westen her, Konstantinopel sich nähernd, die mageren thrakischen Steppen mit ihren elenden dünngesäeten Dörfern durchquert oder seine Wanderung von Adrianopel aus über den öden Rücken des breiten Landarmes genommen hat, der sich gegen Kleinasien vorschiebt, dessen Herz öffnet sich in lebhafter Freude, wenn er die von Natur und Kunst so reichlich bedachte Hohlstraße des Bosporus vor Augen hat. Begreiflicherweise liegt also Konstantinopel nach dem Glauben aller jener Besucher, die nur die Sultânsstadt und die nächsten Meeresgestade berührt haben, am Rande von Wüsteneien.

Wer jedoch seinen Weg hinüber nach Kleinasien lenkt, wer die mannigfaltigen Farben, in die sich das kleinasiatische Innere kleidet, auf Auge und Seele wirken läßt, die meergrünen, fruchtgesegneten Ufer der Flüsse im Tieflande, die in blauen Tönen sich wiegenden Häupter der Berge, die finsteren Schluchten, die

Digitized by Google

Schäferidyllen der Abhänge, die melancholischen, graugrünen Heiden und Sümpfe, die sonnenverbrannten, in geisterhafter Öde zitternden nackten Steppen des Hochlandes, die Felsennester der Städte mit den hellen Gürteln ihres Baum- und Pflanzenwuchses, wer alle diese durch ihre Gegensätzlichkeit so berückenden, so unauslöschlich in der Erinnerung haftenden Gemälde an sich vorüberziehen läßt, der gelangt schnell zu der Erkenntnis, daß Konstantinopel keine Oase in der Wüste darstellt, sondern das Eingangstor zu einer eigenartigen und noch wenig bekannten Welt.

Während es noch vor wenigen Jahren einer Reise von zwanzig und mehr Tagen bedurfte, um von der Küste in das eigentliche Innere Kleinasiens zu gelangen, einer beschwerlichen Reise auf dem Rücken des Kamels, des Pferdes, des Maultiers, vermag uns heute nach Angora oder Konia, diesen beiden im Herzen der Halbinsel nistenden alten Kultur- und Wirtschaftszentren, in nur zwei Tagen eine Eisenbahn zu führen. Es ist die gegenwärtig ein Netz von 1033 km beherrschende Anatolische Eisenbahn, „Chemin de fer ottoman d'Anatolie", wie sie offiziell heißt, durch deutschen Unternehmungsgeist ins Leben gerufen, durch deutsches Kapital und das Meistertum deutscher Ingenieure in den Jahren 1891 bis 1896 zur Vollendung gebracht.

Von der Konstantinopel gegenüberliegenden Küste nach dem kleinasiatischen Hochland strebt die Bahn. Eine Linie, die ältere, bereits seit dem 1. Januar 1893 in Betrieb, läuft in der Hauptrichtung von Westen nach Osten, von Haidar-Pascha nach Eskischehr, und von

Digitized by Google

da weiter nach Angora (579 km); eine zweite jüngere Route, Mitte 1896 beendet, zweigt von Eskischehr (313 km von Haidar-Pascha) in südöstlicher Neigung nach Konia ab (444 km).

Die Freunde jedweden Sports und die Liebhaber aller Wissenschaften dürfen der Bahnspur folgen und reiche Beute heimtragen: der Naturwissenschafter, der Volkswirt, der Ethnologe, der Archäologe, der Historiker. An keinem Orte bestürmen den Reisenden so viele geschichtliche Erinnerungen wie in Kleinasien; eine Fahrt durch das Land, das von jeher die Völkerbrücke zwischen Mittelasien und Europa abgab, ist wie ein Weg durch die Geschichte der Menschheit. Lydier, Phrygier, Griechen, Römer, Byzantiner, Seldjuken, Türken haben hier die Bausteine zu Hunderten von Denkmälern geliefert, zu Wasserleitungen, Brücken, Heerstraßen, Burgen, Palästen, Städten, Kultushallen, Felsskulpturen, Sarkophagen. Hier verschollen, vom Schutt überlagert, dort verstümmelt, in ärmlichen Resten, an drittem Orte wieder in stolzen, stattlichen Überbleibseln sichtbar, bedecken diese Denkmäler die kleinasiatische Erde. Ein Wunderbares zeichnet jene Lande aus: die nie versiegende Kraft der Verjüngung. Immer wieder, wenn die Zerstörung über Menschen, Städte und Felder einhergeschritten war, schlossen sich neue Menschengruppen zusammen, gab das Land neue Frucht, hoben Kunst und Gesittung aufs neue ihr Haupt. So scheint auch gegenwärtig wieder dem Zustand der Erstarrung und Verödung eine Zeit des Erwachens zu folgen. Mit der neuen Bahn zieht europäische Civilisation ins Land,

Digitized by Google

eröffnen sich neue Wege und Hilfsquellen. Der Occident zahlt hier einen Teil dessen zurück, was er dereinst vom Orient entnommen.

Wir begeben uns auf den türkischen Mahsussé-dampfer, der uns von der Pontonbrücke übers Goldene Horn in fünfundzwanzig Minuten nach Haidar-Pascha hinüberführt. Der wenig elegante, schwerfällig schnaubende Kasten gemahnt uns an den Widerstreit, den Halbmond und neue Zeit noch für lange Jahre auszufechten haben werden. Bei Tagesanbruch müssen wir unseren Dampfer besteigen, da bald nach Sonnenaufgang der Zug die kleinasiatische Abfahrtsstation verläßt.

Ein grauer Schleier liegt noch über der Stadt ... nur verschwommen zeigen sich ihre Umrisse. Da plötzlich löst die auftauchende Sonne die kurze orientalische Dämmerung, und goldene Strahlenkegel breiten sich ringshin aus. Weiß leuchten nun die Moscheen und Minarehs, bunt erglänzen all die verschiedenen Muster des breiten Häuserteppichs, deutlich wird der dichte Wald der Schiffsmasten im Hafen. Auf den Quais gärt und brodelt es. Der Morgen hat Leben und Bewegung wachgerufen. „Umma ed dünja", „Mutter der Welt", heißt Konstantinopel im Munde orientalischer Dichter. Und ihre Phantasie hat recht gesehen. Menschen aller Rassen, Trachten und Sitten beherbergt sie, wie uns eine Musterung ihres Völkergewoges am Hafen am lebhaftesten überzeugen kann.

An Bord des Dampfers, der im Hinaussteuern die Grenze des Bosporus und des Marmarameeres schneidet, genießen wir die Bilder der Landschaft, die diese beiden

Digitized by Google

Meeresarme bieten. Vor uns stehen kokette Landsitze, graue Ruinen, sammetgrüne Cypressenhaine und mannigfaltig gestaltete braunschimmernde Klippen und Bergkuppen. Wie wehrhafte Wachen des asiatischen Erdteils türmen sich die Bergzüge am Ufer auf, dem wir uns nähern, im Vordergrunde der Tochamlidja, „Fichtenberg", auch Bismarcksberg von den Türken genannt wegen der drei vereinzelten Baumkerzen, die seinen kahlen Scheitel zieren. Die rotgelben Lichter der Morgensonne, in welche die Hügellinien getaucht sind, geben den nackten Rippen eine prunkende phantastische Vegetation.

Besonders steil abfallend und scharf gegen das Gestade vordringend, gruppieren sich die Berge südlich von Skutari und trennen sein ansehnliches Häuserfeld von dem idyllischen Haidar-Pascha und dem dahinter sich dehnenden Karaköi, dem alten Chalcedon. Die grünen Ringe, die um die weißen Häusermauern dieser Orte sich legen, je weiter nach Süden, desto breiter und üppiger, bekunden, daß hier die vornehme Welt Konstantinopels in Landhäusern und Gärten ihre Sommerresidenz aufgeschlagen hat. Der verhältnismäßig kleine Flecken Haidar-Pascha mußte Kopfstation der Anatolischen Bahn werden, nicht das bevölkerte, der europäischen Centrale gegenüberliegende Skutari. Nur durch kostspielige Tunnelbohrungen und durch Rampenbauten am jähen Absturz der Berge hätte die Bahn von dort in die kleinasiatische Landschaft hinausgeführt werden können.

Nähern wir uns dem Stationsbereich, so sehen wir auf den Molen lange Reihen von Güterwagen, von

Digitized by Google

denen mittelst Rinnen das in loser Schüttung verladene Getreide in die Mahónes, die flachen länglichen türkischen Boote, hineinfließt. Große Körbe von Cylinderform, gefüllt mit verschiedensten Gemüsearten, der Ernte der Gefilde des Golfes von Ismid und des Sabandjasees türmen sich in den Fahrzeugen. Mächtige Ahornkronen beschatten die Bahnhofsanlagen.

Der Name Haidar-Pascha wurde unlängst infolge der Quaikonzession geläufig, welche der Anatolischen Bahn trotz französischer und englischer Gegenminen zufiel. Bisher gibt Haidar-Pascha einen Hafen mit recht störenden Mängeln ab. Gegen die Südwinde sind die Fahrzeuge in Ermangelung größerer, den Hafen umspannender Molen nur ungenügend geschützt, selbst die Passagierdampfer vermögen bei heftigem Seegang des öfteren nicht an der Landungsbrücke in Haidar-Pascha anzulegen. Bisher behilft sich die Anatolische Bahn mit dem Hafen von Dérindjé, in der Tiefe des Golfes von Ismid gelegen und durch das gegenüber lagernde Küstengelände gedeckt, um einen direkten Übergang der Frachten, namentlich die Verladung des zu exportierenden anatolischen Getreides, auf Seeschiffe größeren Tiefganges zu ermöglichen. Gewaltige, mit hohem Kostenaufwand sinnreich erbaute Speicher dienen dort der Entnahme des Getreides aus den Waggons, der Reinigung, der automatischen Verwiegung und der unmittelbaren, durch besondere Ausladeröhren vor sich gehenden Einlegung in die Schiffe. Nunmehr, da größere Terrains von der türkischen Regierung der Disposition der Anatolischen Bahngesellschaft unterstellt

Digitized by Google

sind, hat diese den Schlüssel zum kleinasiatischen Eisenbahnnetz in eigenen Händen. Im Frühjahr 1903 werden im Hafen von Haidar-Pascha große Quaibauten entstanden sein. Ein Verbindungsglied zwischen deutschen Häfen und Kleinasien ist dann geschaffen, und baldige Maßnahmen werden nötig, um den im Verhältnis zur englischen, französischen und österreichischen Schiffszahl noch schwachen, heute hauptsächlich durch die „Deutsche Levantelinie" vertretenen Seeverkehr zwischen Deutschland und dem Orient anzuspornen. Verwirklichen sich einigermaßen die Hoffnungen, die man nach Ausbau des Hafens auf Haidar-Pascha setzt, so wird es sich als Stapelplatz des asiatischen Handels zu einer neuen kleinasiatischen Hauptstadt aufschwingen können.

Der Wagen, den wir zu unserer Fahrt ins Innere besteigen, fällt uns durch seine Höhe sowie die leuchtende weiße Oberfläche in die Augen. Ein Doppeldach krönt ihn. Die zwischen dem oberen Eisendach und dem unteren Holzdach frei durchstreichende Luft, die Reflexionskraft, welche die weiße Fläche des Plattdaches gegenüber den Sonnenstrahlen besitzt, hat die wohltuende Wirkung, daß wir unter der schon ansehnlichen Maihitze wenig zu leiden haben. Von der Hundstagsschwüle, die im Inneren unserer deutschen, von der Sonne durchglühten Waggons zur Sommerzeit erstickend waltet, ist auf der Anatolischen Bahn glücklicherweise nichts zu spüren. In dem geräumigen und bequemen Wagen fühlen wir uns bald heimisch. Die breiten Fenster und die angefügte Plattform versprechen uns freiesten Ausblick in die Landschaft.

Digitized by Google

Ein paar hohe türkische Würdenträger mit großem männlichen wie weiblichen Gefolge stellen sich als Passagiere ein. Ein wohlwollender Minister hat ihnen einen Bezirk in der Provinz zur liebenswürdigen Ausnutzung in amtlicher Eigenschaft für einige Jährchen überlassen. Wir werfen einen Blick in die Waggons erster Klasse, welche die Anatolische Bahn für ihr vornehmes mohammedanisches Publikum führt: buntgemusterte Tapeten an den Wänden, üppige Diwans an den Längsseiten, auf denen sich mit untergeschlagenen Beinen mit der rechten Muße sitzen läßt.

Den Sitten des Orients hat sich mit Recht die Anatolische Bahn in ihren Einrichtungen soweit als möglich angeschmiegt und durch diese Rücksichtnahme das Wohlwollen aller Mohammedaner — Grundbedingung für Gedeihen des Unternehmens — in kürzester Zeit erworben. Ihre civilisatorische Aufgabe sollte eben nicht darin bestehen, europäische, Klima und Bevölkerung fremde Gewohnheiten dem Lande aufzuzwingen. Für die Abfahrtszeit der Züge gilt also die türkische Zeitberechnung, nach der Sonnenuntergang stets auf zwölf Uhr fällt; von diesem Augenblick an beginnt die Zählung von zweimal zwölf Stunden. Nach der Sonne regelt der Orientale sein Leben, den Zeitpunkt seiner Gebete, seiner Mahlzeiten. Da er den größten Teil des Tages im Freien zubringt, die Herrschaft der Sonne nicht wie wir zumeist nur hinter Wolkenschleiern zu ahnen hat, fühlt er diese Norm als mit seinen Bedürfnissen einzig harmonierend. Für den nach europäischer Uhr lebenden Reisenden hat diese Zeiteinteilung freilich einen

Digitized by Google

Mißstand. Da der Sonnenuntergang von Tag zu Tag differiert, verschiebt sich täglich die Stundenberechnung, und so muß er seinen Chronometer jeden Abend neu stellen.

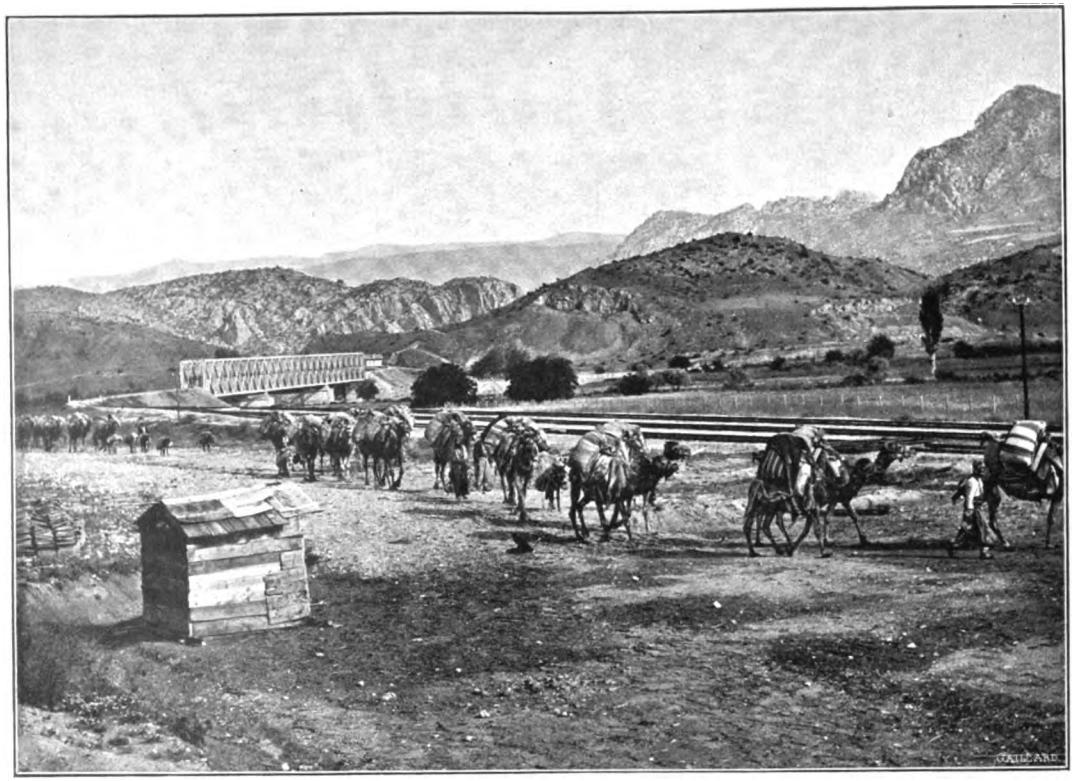
Ebenso ist einer anderen mohammedanischen Gepflogenheit im Betriebe der Anatolischen Bahn Rechnung getragen worden: der Geschlechtertrennung. Wenn in der Öffentlichkeit eine Vertreterin des schönen Geschlechtes auftaucht, so heißt die Anstandspflicht des Mohammedaners: „Geh' aus dem Wege", vermag er dies nicht, so lautet das Gesetz: „Blick nicht hin". Wo sich die Absonderung der Geschlechter im öffentlichen Verkehrsleben irgend durchführen ließ, da hat sie in der Türkei auch Platz gewonnen. So befinden sich besondere, scharf getrennte Abteile für Frauen in den Pferdebahnen, auf den Dampfern, im Bereiche der Anatolischen Bahn also auch in den Waggons. Selbst die Bahnhöfe haben ein Haremlik, ein eigenes Damenwartezimmer. Auf den kleineren Stationen, wo die Gebäude nicht von ausreichender Größe waren, hat man von der Wartehalle durch Gitterwerk einen schmalen Raum abgeschnitten. Wie aufgescheuchte Hühner drängen sich, um dem männlichen Blicke zu entgehen, die vermummten weiblichen Gestalten hinter diesen buchtartigen Verschlägen zusammen. Soll doch die züchtige Türkin sogar vor dem Hahn im Hühnerhof ihr Gesicht mit dem Jaschmak bedecken! Eigentümlich, wie die Sitte, sich nicht in die Männermenge zu mischen, selbst die verwittertste Alte, die keiner Männerseele mehr gefährlich werden dürfte, auf Schritt und Tritt beherrscht. Ich

Digitized by Google

habe beobachten können, wie vor dem Bahnhofe eines Landstädtchens zwei „Schöne" von methusalemischem Alter nur schweren Herzens und nach langem Hin- und Herberaten sich zu entschließen vermochten, an den Billetschalter heranzutreten und sich bei Hinterlegung des Fahrgeldes der Gefahr auszusetzen, von einem männlichen Auge oder Gewandzipfel gestreift zu werden.

Gleich einer Fahrt längs einem Alpensee oder an der Riviera gestaltet sich die Küstentour von Haidar-Pascha bis zur Gartenstadt Ismid. Zur Rechten die blauen Wasser des gleichnamigen Golfes, hinter ihnen die Umrisse der bithynischen Berge, über denen das noch schneegekrönte Haupt des Olympos — eines der achtzehn Olympe, welche die antike Welt kannte — majestätisch hervorschimmert. Aus dem Farbenton der Wogen heben sich die Prinzen-Inseln ab, teils graue Felsenkegel, in deren Falten sich weiße Häuserreihen hineinpressen, teils dunkelgrüne, waldreiche Eilande. Zur Linken niedrige, gering bewaldete Bergrücken, die zumeist Weidetriften abgeben, wie die hier und da sichtbar werdenden Schäfereien, die niederen Sennhütten und die runden, mit dichtem Strauchwerk umfriedeten Viehhürden beweisen. Zwischen diesen Hügeln und dem Meere dehnt sich ein Gartenland von üppigster Fülle. Bald hart am Meer, bald mehr an das Heideland der Abhänge heranrückend, laufen die Schienen der Bahn. Ein Gewirr von fruchttragenden Zweigen und Büschen, soweit wir ausschauen: Oliven, Feigen, Weinreben, Weichselkirschen, Nußbäume, Quitten, Mandelbäume. Stellenweise streifen wir die Gärten so

Digitized by Google



Zu Seite 253. **Eine Karawane auf dem Marsche.**

Digitized by Google

Digitized by Google

nahe, daß wir aus den Wagenfenstern mit den Händen nach den Früchten greifen können.

Hinter der Station Gebseh, dem byzantinischen Dakibyza, tauchen zwei uralte dickästige Cypressen auf kahlem Hügel auf. Sie halten Totenwacht über dem Tumulus eines Mannes, um dessen Heldenfigur sich ein Stück Kriegsgeschichte gruppiert: Hannibal, nachdem er, um römischer Gefangenschaft zu entgehen, Gift genommen, soll hier seine Grabstätte gefunden haben. „Iki sservi", die zwei Cypressen, heißt der Ort im Munde der Landleute jener Gegend. Gegenüber der feierlichen Majestät der Orientcypresse muß sich die sonst so bewunderte italienische Schwester verstecken. Wie die Cypressenhaine den türkischen Friedhöfen eine ungemein malerische düstere Andacht aufprägen, so geben auch diese beiden mächtigen, starren, wie aus Stein gemeißelten Bäume dem Ort eine eigene ernste und hehre Stimmung.

Das Grabmal unter jenen Cypressen zeigt die Art aller orientalischen Gräber: einen rechteckigen Fleck Erde, von Feldsteinen eingefaßt und an einem Ende mit einem inschriftlosen behauenen Block geziert. Ob Hannibals irdische Reste hier gebettet wurden oder die eines berühmten hochweisen Schechs, wie die Muselmänner behaupten, wer vermag dies heute zu entscheiden? Hannibals Grab war allerdings eine Sehenswürdigkeit in jener Gegend, wie aus den Berichten eines Plinius hervorgeht. Da das alte Libussa, wo der vereinsamte, vom Glück verlassene Kriegsheros durch die Gnade des bithynischen Königs Prusias ein Heim fand und, von

Digitized by Google

römischen Schergen in seinem Hause umzingelt, den Giftbecher leerte, nicht unweit von Dakibyza stand, so mag die Fama Wahres überliefert haben.

Bei Überschreiten des Viaduktes, der hinter Gebseh eine tiefe Schlucht überbrückt, taucht hart am Meere die romantische Ruine der Byzantinerburg Filokrini auf. Mit ihrem von Efeu und allerlei Schlinggewächs überwucherten Gemäuer mutet sie uns heimatlich an. Sie zeigt ganz das Gepräge einer rheinischen Ritterburg.

In ein kleines Paradies tauchen wir ein, wenn wir in Hérekê einfahren. Im Schatten hochästigen Baumschlages, gespeist von wasserreichen Quellen, bietet der Ort ein Gemälde zauberischer Anmut. Auch gewerbliches Leben pulsiert in dem Städtchen. Sultân Abdul Hamid betrieb hier die Errichtung einer Seidenspinnerei nach Lyoner Muster, die in der Tat rühmliche, durch Duft und Farbenkomposition fesselnde Gewebe erzeugt. Gelegentlich der Anwesenheit der kaiserlichen Majestäten in Konstantinopel im Herbst 1898 widmete das hohe Paar dem Werke der Anatolischen Bahngesellschaft die lebhafteste Aufmerksamkeit, indem es die Strecke längs des Golfes von Ismid bis Hérekê in Augenschein nahm.

Auf den über den Pflanzungen Hérekês sich erhebenden Hügeln erscheinen abermals die Reste einer ehemaligen Feste. Es ist Ancyron, in dessen Mauern Konstantin der Große, der Schöpfer der Weltstellung von Byzanz, sein tatenreiches Leben beschloß. Sonderbar ist die Fügung des Schicksals, das unweit Ancyrons,

Digitized by Google

auf den Feldern von Hunkiar-Tschairi, auch den Überwinder von Byzanz, denjenigen, der den Halbmond auf seine Mauern pflanzte, den Sultân Mohammed den Eroberer, sterben ließ (1481).

Nicht weniger als fünfzehn Stationen zählt die nur 91 km lange Route von Haidar-Pascha nach Ismid, ein Zeichen von dem Volksreichtum dieses Striches. Das Villenidyll charakterisiert die meisten dieser Orte. Wie schon die byzantinischen Großen an den Gestaden des Golfes ihre Landsitze wählten, bauen auch gegenwärtig die Reichen der Hauptstadt hier mit Vorliebe ihre Sommerhäuschen.

Bei Ankunft unseres Zuges entwickelte sich an den Haltenstellen ein Bahnhofsleben, das an Hast dem Treiben auf unseren europäischen Stationen um nichts nachsteht, an Bilderfülle es hundertfach übertrifft. Früchtehändler mit ihren Körben, Wasserverkäufer mit dem Rufe im Diskant „buspeki“ „kalt wie Eis“, schwingen sich auf die Trittbretter; Reisende drängen sich in dichter Zahl heran, anatolische Türken mit ihren Schalwars, den weiten Pluderhosen, der kurzen dickwattierten Jacke (Entari), dem leichten kaftanartigen Überwurf, dem hohen, aus buntfarbigem Shawl gewundenen Turban; nomadisierende Kurden mit hellroten Mänteln, Stiefeln und Beinkleidern; Tscherkessen mit ihren Pelzmützen, den langen faltigen dunklen Röcken und den fest anliegenden Beinkleidern. Die weißen Jaschmaks, die schleierartigen Kopftücher der Frauen, leuchten in der Sonne. Die weiten, bis zu den Knöcheln reichenden Hosen und der lange mantelartige

Digitized by Google

Féredjé der Türkinnen ist mattgetönt, namentlich von grauer Farbe, während die Kostüme der Armenierinnen und Grusierinnen mehr in grellen Nuancen, in gelben und rosenroten Tönen spielen.

Ein Teppich und ein Säckchen mit Lebensmitteln, Reis, Gerste, Brotkuchen, ist alles, was die Mehrzahl der Reisenden mit sich führt. Große Vorbereitungen, hohe Barschaft hat der Orientale nicht von nöten. Mit bewundernswert leichtem Sinn geht er dem Ungewissen entgegen. Ein alter Freund oder ein neugewonnener mag ihm am Reiseziel Gastfreundschaft bieten, Allah wird ihm schon Glück und Verdienst schenken. Dieser Glaube zieht als unerschütterlich mit ihm. So ist er zum Wandern schnell schlüssig und geneigt wie nur einer. Sagt doch auch ein orientalisches Sprichwort: „Nicht langes Leben macht klug, wohl aber langes Reisen."

Weiter geht es längs des Gestades. Aus den mit dichtem Baumwerk überdachten Cisternen schütten hohe Schöpfräder (Dulal) das Wasser in die langen Holzrinnen. Mit Pfählen umrahmte quadratische Flächen zu Seiten der Geleise, die als Früchtelager zur Verwendung kommen, zeigen, welcher Reichtum sich zur Erntezeit hier aufstapelt. Die Güterzüge fahren auf der Küstenstrecke dann des Nachts und halten zur Verladung nach Bedarf auf offenem Felde. Drei, ja manchmal vier Ernten vermag der Bauer bei guter Bewässerung dank dem milden Klima der Tieflandstriche zu erzielen.

Die Gartenlandschaft läuft bis zum grotesken Stadtbild von Ismid, dem alten Nicomedia. Seine Häuserreihen füllen die Ebene vom Rande des Golfes

Digitized by Google

bis zum Fuße des Rundhügels, der das Flachland abgrenzt, und steigen amphitheatralisch an dieser Höhe empor. Schon als Metropole Bithyniens gedieh die Stadt; zu noch höherer Blüte schwang sie sich auf, als der letzte bithynische König sie mitsamt seinem Reiche den Römern als Angebinde überließ. Thermen, Tempel, Lustsitze erstanden, heute nur an ärmlichen Mauerresten erkennbar. Römische Imperatoren wählten die Stadt zur Residenz. Trajan lebte jahrelang in ihren Mauern, Hadrian und sein Liebling Antinous genossen die friedliche Anmut ihrer Landschaft. Auch der Name Diocletians, des großen Christenhassers, ist mit Ismid verknüpft. Des Herrschens überdrüssig, legte er, nachdem er hier lange Jahre mit orientalischem Prunk Hof gehalten, die Krone nieder und ergab sich zu Salonae in Dalmatien mit königlicher Behaglichkeit der Gärtnerei. Die weitgespannten Unterkellerungen seines Palastes, die heute noch stehen, geben einen Begriff, welchen Umfang die römischen Prachtbauten in Nicomedia gehabt haben.

Mitten durch den am Fuße des Hügels sich ausdehnenden Stadtteil, den belebten eleganten Boulevard Hamidié entlang, fährt die Bahn. Den mit Bäumen bepflanzten Mittelweg nimmt der Schienenstrang ein. Einer Kamelreihe, die unter Schellengeläute dahinzieht und die Karawanenstraße von Angora her schreitet, begegnen wir. Die alte und die neue Zeit ziehen aneinander vorüber!

Seitdem die Eisenbahn die Stadt mit Konstantinopel in Verbindung gebracht hat und ihr ermöglicht,

Digitized by Google

den Ertrag der Obst- und Gemüsegärten in kürzester Zeit auf den Markt der Hauptstadt zu bringen, hebt sie sich von Jahr zu Jahr. Wohlhabenheit und Stattlichkeit verraten Gebäude und Bewohner.

Einige neue Häuser, die im Entstehen begriffen sind, vermögen wir von der Plattform des Wagens zu mustern. Mit seinem luftigen Gebälk nimmt sich das Hausgerüste wie ein großer Vogelkäfig aus. Besonders solid ist weder die Bauart des türkischen Luftziegelhauses noch das dazu verwandte Material. Ein leichtes Balkenskelett stützt die üblichen zwei Stockwerke; biegsame Stämme und Ruten, wie sie die Wälder geben, tragen den Bodenraum. Das Baugerüst ist also weiter nichts als eine Art Geflecht. Dieses dünne Fachwerk wird mit Ziegeln ausgefüllt, die wie bei den alten Babyloniern und Ägyptern unter einer Beimischung von geschnittenem Stroh aus lehmigem Schlamm oder Ton geknetet und an der Sonne getrocknet werden. Noch eine Lehmübertünchung, und das Gebäude ist fertig. In den größeren Städten glänzen die Häuser in einem weißen oder bunten Kalkanstrich; in den Dörfern jedoch behalten sie die nüchterne braune Erdtönung. Hell abgeputzt, machen diese so primitiv zusammengestellten Häuschen mit ihren Veranden zu ebener Erde, ihren vorspringenden Balkonen im Obergeschoß und mit ihren von roten Ziegeln gedeckten Satteldächern einen recht sauberen und gefälligen Eindruck.

Ein Längstal, im tieferen westlichen Teil durch den Golf von Ismid ausgefüllt, benutzt die Bahn bei ihrem Gang ins Innere Anatoliens. Es ist eine geographische

Digitized by Google

Merkwürdigkeit Kleinasiens, daß, während von Norden nach Süden und umgekehrt der Zutritt nur durch scharf eingeschnittene Schluchten und über bedeutende Paßhöhen gegeben wird, sich von Westen nach Osten der Einmarsch spielend gestaltet. So laufen von Smyrna aus längs der Täler des Hermos, des Kayſtros und Mäander die Hauptverkehrsadern nach dem Hochland und heben diesen Platz zur Handelsmetropole der Westküste. Französisches und englisches Kapital hatte schon seit Jahrzehnten hier einige Bahnlinien in Angriff genommen, ersteres die Route Smyrna-Magnesia-Akkissar-Uschak und Smyrna-Alaschehr (mit Nebenlinien etwa 520 km), letzteres die Strecke Smyrna-Aïdin-Dinér (mit Nebenrouten 515,6 km), ohne das weitere Hinterland wirtschaftlich in Gewalt zu bekommen. Erst die Erfolge der Anatolischen Bahn trieben zum fieberhaften Weiterbau. So berührt seit 1899 die französische Route Smyrna-Alaschehr-Afiûn-Karahissár das Wilajet Konia und sucht den Bemühungen der Anatolischen Bahn, die Absatzwege dieser Provinz über Afiûn-Karahissár und Eskischehr nach Konstantinopel zu leiten, nach Möglichkeit entgegenzuarbeiten, während die englische Bahngesellschaft mit ihrem Bestreben, die Strecke Smyrna-Dinér bis zu einem Punkt der Anatolischen Eisenbahn, bis Akschehr oder Ilgün zu leiten, in Konstantinopel noch keine Gegenliebe gefunden hat.

Hinter Ismid wandelt sich der Charakter der Gegend. Statt brauner und baumkarger Hänge saftgrüne Waldberge. Der an 5000 Fuß hohe Gökdagh steigt zur Rechten finster empor. Wilder, trotziger wird

Digitized by Google

die Szenerie und nimmt fast den Charakter jungfräulichen Urwaldlandes an. Ahorn und Platanen in der Tiefe, weiter in der Höhe Kastanien, Hainbuchen, Linden. Wie ein deutscher Waldesgruß weht es aus den Wipfeln. Rhododendronsträucher geben das Unterholz, und Sarsaparilla, an die Lianen der Tropen erinnernd, verschlingen Stämme und Äste. Diese stattliche, einer romantischen Sage würdige Waldlandschaft ist eine der wenigen, die noch in Kleinasien geboten wird. Fast überall hat die Verwüstung des Waldbestandes durch Niederbrennen, wahnwitziges Abholzen, Zerstörung der Schößlinge durch die weidenden Nagetiere, namentlich die Ziegen, dem früheren herrlichen Baumbestand ein Ende bereitet.

Aus dem grünen Laubdach schimmern an den Abhängen häufig Dächer und Mauern hervor. Es sind die Dörfer der Tscherkessen, die in Kleinasien einen bemerkenswerten Volkszuwachs bilden, nachdem russische Überwachungsmaßregeln ihnen den Kaukasus ungemütlich gemacht haben und der Sultân sie mit offenen Armen hier aufnahm.

Von weitem schon erkennbar sind ihre Typen an Haltung und Tracht inmitten der übrigen, ziemlich gleichförmig gekleideten männlichen mohammedanischen Bevölkerung. Die schwere Mütze aus Lammfell oder Pelz, der dunkle, faltige Rock, oft mit roten Schnüren besetzt, wie sie bei der Uniform der russischen Tscherkessenregimenter bekannt ist, die eng anliegenden Beinkleider geben ihnen etwas Kühnes, Straffes, sozusagen Militärisches. Wie verwachsen scheinen sie mit ihren

Digitized by Google

geschmeidigen Pferdchen, auf denen sie tolle Reiterstücke aller Art auszuführen stets geneigt sind. Mehr als einmal sahen wir auf der am Bahngelände sich hinziehenden Straße einen Tscherkessen sein Pferd anfeuern und dann aus hellem Vergnügen an aufregender Hetze mit dem Eisenbahnzuge ein Stück um die Wette jagen. Selbst den ärmsten Tscherkessen kennzeichnet eine Art adeligen Anstandes in Wesen und Gesichtsausdruck. Freiherr von der Goltz vergleicht sie gelegentlich der trefflichen Charakterisierung, die er in seinen „Anatolischen Ausflügen" entwirft, mit dem niederen polnischen Adel, dem verarmten Slachta.

Ihr Selbstbewußtsein schlägt jedoch gar zu leicht in frischfröhliche Gewalttätigkeit um. Ihrem Gefühl gemäß ist eben der Raub ein Handwerk und ein recht ritterliches, eine Anschauung, die unserem Mittelalter ja auch zu eigen war. Zur Beruhigung der Landstriche, wo sie hausen, haben die Tscherkessen darum wenig beigetragen, wenn ihre Ansiedelungen auch den ökonomischen Wert der Erdscholle nicht unbeträchtlich heben.

Die meisten ihrer Dörfer tragen die Namen tscherkessischer Beys. Es sind, wie die Gruppierung verrät, auch eher Herrenhöfe als Gebäudereihen, die an Ackerparzellen sich anschließen. Das Haus, das den Bey beherbergt, bekundet den aristokratischen Charakter durch das doppelte Stockwerk, die angebaute geräumige Veranda, die Sorgfalt des Kalkputzes. Die niedrigen schindelgedeckten Lehmhütten seiner Schutzbefohlenen, nicht ansehnlicher als die anliegenden Ställe, umgeben

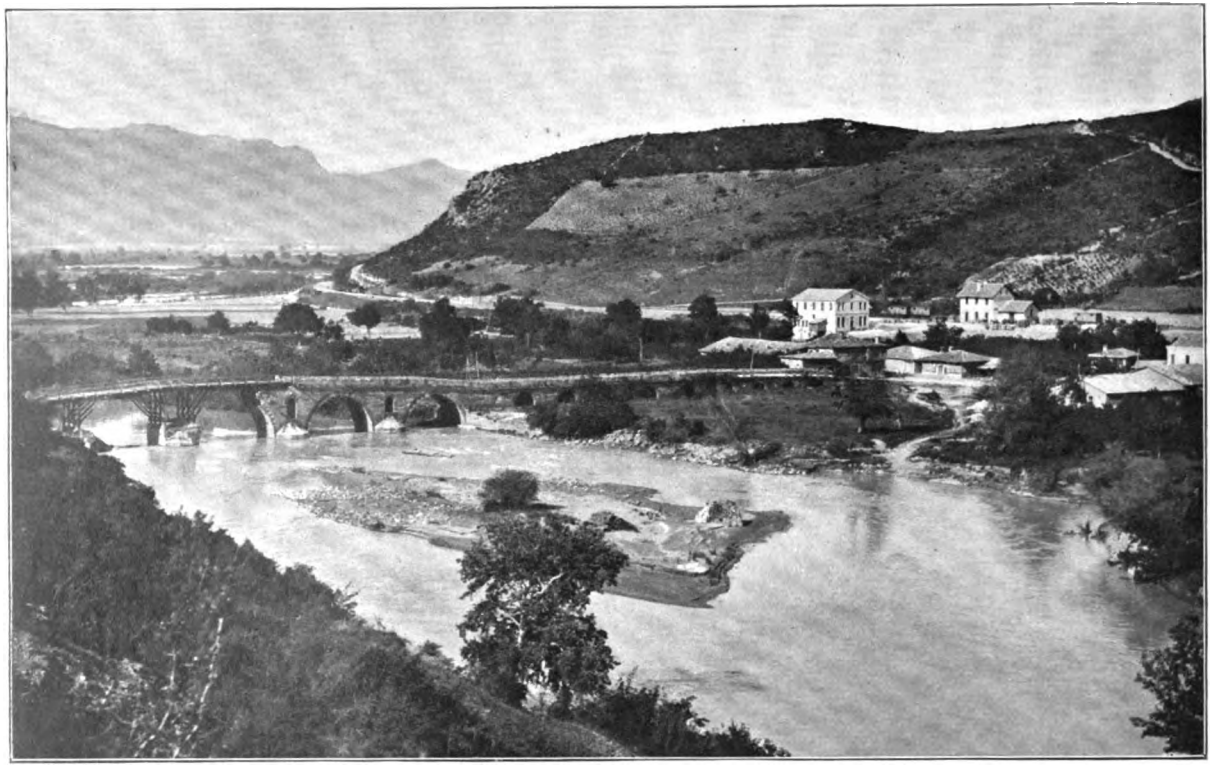
Digitized by Google

in weitem Bogen dieses Herrenhaus. Sauber gepflegt sind die Gärten und Äcker dieser Gutshöfe, stattlich die Büffelherden, die in der Nähe weiden.

Die romantische Waldszenerie wird von sorgsamen breiten Ackerländereien, von Gerste-, Mais- und Tabakfeldern, von Obstpflanzungen, Melonengärten abgelöst, sobald wir den Sabanja-See zur Seite haben, dessen Spiegel schon seit langem, von der grellen Mittagssonne bestrahlt, von Zeit zu Zeit glitzernd auftauchte. In hohes Baumwerk versteckt sich der Ort Sabandja, am südöstlichen Ufer des Sees gelegen, so daß wir nur einzelne Häuser inmitten ihrer Gärten hervortreten sehen. Ein Idyll der Ruhe, der einschmeichelnden Behaglichkeit, bietet die weiße Seefläche, die grünen buschigen Lauben. Sähe man die dunklen Umrisse des Gebirges nicht im Hintergrunde, so könnte man sich in ein liebliches Spreewald-Dorf versetzt glauben.

Das Landstädtchen Adabasar nordöstlich lassend — dasselbe wurde erst kürzlich durch einen Seitenstrang von 9 km mit der Hauptlinie verbunden —, wendet sich die Bahn vom Südufer des Sabandja geradeswegs nach Süden und tritt in die Talschwelle des Saccaria ein. „Jeschîl Denís", „grünes Meer", nennt der Eingeborene das Schwemmland des Saccaria, des Sangarius der Alten, und will damit das Saftige, Fruchtspendende dieser Talmulde bezeichnen. Hier waldbedeckte Abhänge, dort zackige nackte Felsspalten; bald kommen sie dem Fluß näher, bald treten sie zurück. Schwellende Wasser schießen in den Saccaria ein. Eine Landschaft entfaltet sich, wie man sie wohl in den

Digitized by Google



Zu Seite 250. **Im Tulland des Sakkaria**

Digitized by Google

Digitized by Google

Schweizer Voralpen, aber nimmermehr hier zu finden glaubt. Wenige tote Farben tauchen auf, nur die braunen Lehmhütten der Lasen- und Tatarendörfer, die mit aufgeworfenen Erdhaufen verzweifelte Ähnlichkeit haben, tragen starre Punkte in die lichte Tönung der Bilder hinein.

Was uns besonders in die Augen fällt, sind die Neurodungen und frischen Felderanlagen in der Nähe der Haltepunkte Gewé, Akkissar, Mékedjé. Sie schaffen den Beweis, welche ermutigende Wirkung die Sicherung und Erleichterung der Absatzstraßen auf den Landmann ausgeübt hat. Die Anatolische Bahngesellschaft selbst tut alles Erdenkenswerte, um zur Neupflanzung und zur richtigen Pflege der Scholle anzuregen. Eine eigens eingerichtete Kulturabteilung befaßt sich damit, den Eingeborenen Musterplantagen vorzuführen. So sind europäische Obst- und Gemüsearten, Erbsen, Spargel, Erdbeeren, ferner Flachs, Hopfen, Zuckerrüben, Kartoffeln im Fruchtland von Sabandja und Adabasar wie in der Talsohle des Saccaria auf Parzellen nahe den Bahnstationen wie inmitten der Besitztümer der Bauern angelegt worden. Auch die Anweisungen über nötige Verbesserungen des Wirtschaftsbetriebes durch Anschaffung moderner Ackergeräte, durch sorgsame Wahl und Reinigung der Aussaat wie der Ernte werden von besonderen Kulturingenieuren in die Hand genommen. Und alle Belehrungen finden weder Geringschätzung noch Mißtrauen, wie es dem üblichen hohen mohammedanischen Selbstbewußtsein entspräche, sondern eifrige Berücksichtigung.

Digitized by Google

Die Bodenbearbeitung des anatolischen Bauern ist an den meisten Stellen noch erbarmenswert mangelhaft, sie bewegt sich heute noch in derselben Form wie vor Jahrhunderten. Der Landmann verwendet fast nur den hölzernen Hakenpflug, wie ihn ebenfalls der Araber und Berber der afrikanischen Oasen in Gebrauch hat, ein Werkzeug, mit dem er die Ackerkrume gerade nur etwas aufzukratzen vermag. Mit dem Stabe lenkt er den Ochsen am Pfluge. Ein ärmliches Instrument ist die Sürgü, ein eigentümliches Balkengefüge, das die Wirkung von Egge und Walze verbinden will. Düngung ist etwas Außergewöhnliches. Wirft er einmal Düngstoff, so geschieht es in recht homöopathischen Dosen. Ein primitives Gerät, der Dreschschlitten, ebenso altertümlich wie der Holzpflug, eine Tafel, auf der unteren Fläche mit spitzen Steinen gespickt, besorgt die Zerkleinerung des Getreides. Der Feldboden selbst gibt die Tenne ab. Über das ausgestreute Getreide fährt der Schlitten, der mit dem Lenker beschwert ist.

So sehr nun naturgemäß auf den Orientalen die neue Entwickelung der Verkehrsadern einwirken und ihn zur Rührigkeit anspornen wird, so bedarf es doch für ihn einer systematischen, zur Nacheiferung lockenden Anregung. Es ist ein Beispiel nötig, das in vollkommenster Form die Folgen wohlüberlegter Bodenpflege vor Augen führt. Die Nachahmung der Musterterrains der Anatolischen Bahn bleibt vereinzelt. Das Schulartige hat nicht die anregende Kraft wie weithin sichtbare Tatsachen. Als beste Anfeuerung vermag eben nur die Kolonisation durch befähigte Ackerbauer aufzu-

Digitized by Google

Zu Seite 253. **Bauernkarren im anatolischen Hochland.**

Digitized by Google

Digitized by Google

treten. Der Zuzug mohammedanischer Elemente, namentlich von der Donau her, die einigermaßen die urväterliche Felderwirtschaft in ihren europäischer Einwirkung unterworfenen Sitzen abgelegt hatten, zeigt bei dem mustergültigen Eifer dieser Einwanderer schon wohltätige Wirkung. Einige Dutzend deutsche Dörfer mit ihren Feldern und Gärten würden noch ganz anderen Trieb bei der dortigen Bevölkerung erwecken, namentlich bei den Bauern türkischen Blutes, die nicht nach der üblichen Vorstellung sträflich faul, sondern strebsam, ausdauernd und praktischen Dingen wohl zugänglich sind.

Leben und Bewegung erblicken wir auf den Straßen, die längs der Bahngeleise sich hinziehen. Es erscheinen mit Ochsen oder Büffeln bespannte schmale Gefährte, sogenannte Arabas, bunt bemalt, mit gelben Rädern, überzogen mit einem ein niedriges Verdeck bildenden Plane, daneben mit Waren beladene schwerfällige Karren, die sich auf einer einzigen drehbaren Achse und zwei runden, die Stelle der Räder einnehmenden Holzscheiben unter Knarren und Keuchen fortbewegen. Lange Kamelkarawanen streben langsam den Bahngebäuden zu. Vor kurzem noch waren alle diese saumseligen Verkehrsmittel die einzigen Beförderungsarten.

Eigentümlich und fesselnd ist das Bild einer Karawane in Kleinasien. An der Spitze marschiert ein Eselchen. Unermüdlich, in gleichem Tempo trippelt es seines Weges. Auf seinem Rücken hat der Katyrdji, der Karawanenführer, seinen Sitz. Die herunterhängenden Beine berühren fast den Boden. Der dickgewundene

Digitized by Google

Turban, der langhaarige Ziegenfellmantel, die tief eingegrabenen Gesichtszüge, die muskulösen Glieder geben diesen Gestalten etwas ungemein Barbarisches, zugleich aber etwas Zähes und Wetterhartes. Dem Esel folgen die Kamele mit ihren Lasten, eines hinter dem anderen. Das letzte Kamel trägt einige Schellen am Hals und zeigt dem Führer durch sein gleichmäßiges Geläute an, daß alle Tiere unverdrossen, in ungestörter Reihe dahinschreiten. Vier, manchmal fünf Zentner lasten auf dem Rücken des Tieres, und acht bis zehn Wegstunden legt es täglich in langsamen, aber weit ausgreifenden Schritten, ohne zu rasten, zurück.

Noch farbiger wird das Bild, wenn der Karawane sich Reisende zu Maultier oder Pferd beigesellen: auf einem Jorga, einem Paßgänger, ein vornehmer Türke, von zahlreicher nebenher trottender Dienerschaft begleitet, in den mit weichen Polstern tapezierten Sattel zurückgelehnt wie in die Kissen des Diwans, ein ehrwürdiger Molla, ein Gelehrter, mit weißem Turban auf einem Maultier von besonders frommem Gang und andächtig gesenktem Haupte, ein wandernder Derwisch mit rundgeformtem Kulah, einer cylinderförmigen Pelzmütze und einem langen, aus bunten Lappen zusammengeflickten Mantel, griechische und armenische Kaufleute, betreffs ihrer Waren und Preise in steter Sorge und Debatte. Von Zeit zu Zeit beginnt ein Kameltreiber mit näselnder Stimme eine Volksweise, und in kaum endenden Strophen wird sie von den Gliedern der Karawane wiederholt. Die wunderliche orientalische Gestalten- und Farbenfülle solcher Karawanenszenen wird

Digitized by Google

im Gebiet der Anatolischen Bahnen, deren Routen sich meist mit den alten berühmten Karawanenstraßen decken, immer mehr verschwinden, immer mehr auf die Seitenpfade zurückgedrängt werden. Wie das Schießpulver, Flinten und Kanonen das Ritterwesen vernichteten, so werden die Eisenbahnen hier allmählich dem Karawanenleben ein Ende bereiten.

Wir verlassen in Lefké den Zug, um einen Tag einer der historisch denkwürdigsten Stätten des Ostens zu widmen, dem etwa 30 km westlich entfernten Ruinenfeld von Nicäa. Eine Talsenke, ganz ähnlich wie sie weiter im Norden durch die Wasser des Sabandja-Sees ausgefüllt wird, zieht sich zwischen Mékedjé und Lefké nach Westen. Ein Seebecken faßt die Talmulde in ihrer Tiefe. Am östlichen Rande dieses Sees liegt Isnik, das alte Nicäa, die Hauptstadt des ehemaligen Bithyniens, die Stadt der Konzile, abwechselnd Sitz von ökumenischen Patriarchen, Sultânen und oströmischen Kaisern.

Ein weicher duftiger Morgen empfängt uns. Wir sitzen leidlich behaglich in einem Landauer, einem der wenigen Exemplare, welche die europäische Zivilisation auch nach Lefké hatte hinuntergelangen lassen. Ein paar Saptiehs, türkische Gendarmen, mit ihren dunkelblauen, goldbordierten Husarenröcken, in denen die gedrungenen Körper stecken, malerische kecke Kerle, sprengen unserem Wagen voran. Sie sollen uns etwa lüsternes Raubgesindel, das in jenen Gegenden recht heimisch, vom Leibe halten. Eine Paßhöhe erklimmen wir. Da liegt schon der See, zum Greifen nahe, von der Sonne

Digitized by Google

übergossen. Blendende Reflexe zucken von ihm auf, daß sich die grellen Lichtwellen fast wie eine Fata Morgana verwirren. Über dem weißen Dunstkreis ein langer, blauschwarzer Faden: die Berge, die den See im Westen umsäumen. Über Felsgerölle geht es abwärts. Unser Arabadji, der edle Rosselenker, fährt in schnellstem Tempo darauf los, unbekümmert darum, daß unser Gefährt wackelt und stöhnt und jeden Augenblick an einer Felskante zu zerschellen droht. Ein paar weidende Ziegen blicken verwundert über einen Abhang hinweg. Schäferhunde kläffen, und ihr Herr, der sich am Boden sonnt, reckt sich etwas empor und stützt sich auf den Ellbogen, um unserem Zug wie einer Erscheinung nachzustarren. Endlich gelangen wir auf glattere Fläche. Immer den weißen Spiegel des Sees vor Augen, geht es an niederem Buschwerk vorbei über steinige Heide. Ein paar Wildbäche rinnen quer über die Straße. Zum Glück sind sie schon wieder zur Maienzeit sanft und niedrig.

Jetzt taucht eine lange weiße Linie auf, in gewissen Abständen von runden Punkten durchbrochen und überragt von schlanken Cypressen. Es ist die gewaltige Mauerumrahmung Nicäas. Deutlicher werden die Teile des Bollwerkes. Zu Dutzenden erkennen wir bald ihre Zinnen und Türme. Wahrhaft imposant ist der Anblick des weiten trotzigen Mauergürtels. Heere über Heere haben dereinst vor den Mauern Nicäas gelegen: Seldjuken, Kreuzfahrer, Byzantiner, Osmanen. Am berühmtesten ist die Belagerung durch Gottfried von Beulen (in undeutscher Weise stets Gottfried von

Digitized by Google

„Bouillon" genannt) während des ersten Kreuzzuges im Jahre 1097. Welches eigene Bild mag da in der Ebene vor der Stadt die lagernde Menge, einer Heuschreckenschar ähnlich, abgegeben haben! Ziemlich fünfhunderttausend Menschen drängten sich damals hier zusammen, zusammengewürfelt aus Rittern, Troßknechten, Mönchen, Weibern, Kindern.

Wir gelangen zur Hauptpforte Nicäas, zum Lefkétor. Die Baufügung des Tores selbst erzählt die Geschichte der Mauerschöpfung, indem es uns einige eingemauerte antike Friesstücke zeigt. Die Reste der von den Skythen 259 v. Chr. zerstörten Stadt wurden zum Schutz gegen neue Angriffe zur Befestigung benutzt und so Tempelsäulen, Piedestale in buntester Reihe eingefügt. Durchschreiten wir das Lefkétor, so suchen wir vergeblich die Stadt, die hinter diesen Mauerfronten verborgen liegen möchte. Vom alten Nicäa steht eben heute nur noch der stattlich hohe und breite Mauergürtel, dessen Innenraum von Trümmerhaufen, Hecken, Gartenanlagen und durch das an zweitausend Bewohner zählende Städtchen Isnik eingenommen wird. Zu einer Moschee ist die Kathedrale geworden, in der im Jahre 325 der Streit der Kirchenlehrer Athanasius und Arius in den wichtigen Konzilstagen zu Nicäa unter Beisein von 318 Patriarchen tobte und unter Beeinflussung des Kaisers Konstantin die Athanasianische Dreieinigkeitslehre den Sieg errang. Wo wir auch wandern, wüste Trümmerhaufen. Nirgends zeigen sich dem Auge zusammenhängende Reste der einstigen Baulichkeiten, in die Höhe ragende Tempel- oder Theaterruinen —

Digitized by Google

der jüngere Plinius, in Nicäa als Statthalter residierend, wird z. B. als Erbauer eines prächtigen Theaters genannt —, sondern ringsum Quaderblöcke, Reliefs, Marmorplatten, wirr durcheinander liegend, den Eingeborenen ein kaum zu erschöpfender Steinbruch, überschattet von breitästigen Platanen und Nußbäumen.

Wir kehren nach Lefké zurück. Ein triefender Mairegen durchweicht die Straße. Dichte Nebelwolken hängen an den Bergen und hüllen die Landschaft ein, die tags zuvor in so offenen reichen Tinten vor uns stand.

In Lefké beeilen wir uns, unter Dach und Fach zu gelangen. Ein Chan, ein einheimisches Gasthaus, nimmt uns auf. Zweistöckig, im Schweizerstil gebaut, mit überstehendem Dach und vorspringenden Erkern, hat es gar kein so übles Gesicht. Durch ein breites, hochgewölbtes Portal treten wir ins Innere. Der „Chandji", der Gasthofsbesitzer, ein bejahrter Türke, empfängt uns mit würdevoller Herzlichkeit, die nichts mit der kriecherischen Untertänigkeit der armenischen Wirte gemein hat und sich gewöhnlich nicht wie bei jenen durch allerlei Prellereien bezahlt macht. Er geleitet uns, nachdem wir die Einladung, in seinem Privatzimmer Platz zu nehmen, mit dem Wunsche, es uns schnellstens bequem zu machen, unter Dank abgeschlagen haben, nach dem oberen Stockwerk in unser Logierzimmer. Wir klettern eine etwas halsbrecherische Stiege empor und schreiten eine auf den Mittelhof hinausgehende Veranda entlang, von der wir in unsere Kammer treten. Auch diese, sauber getüncht, mit

Digitized by Google

Strohmatten belegt, ist nicht ungefällig. Das Mobiliar, Diwan, Tisch, Stuhl, eisernes Bett, darf dem Anspruchslosen sogar komfortabel erscheinen. Für ein kleines Städtchen im mittleren Kleinasien ist unser Quartier jedenfalls recht annehmbar. In wohlbevölkerten galizischen oder serbischen Orten kann man sich eine ähnliche Behaglichkeit und Reinlichkeit oft vergeblich wünschen. Welche unsichtbaren Bewohner das Zimmerchen noch beherbergt, wird erst die Nacht lehren. Die Risse und Fugen des orientalischen leichten Fachwerkhauses bieten eben aller Art von Ungeziefer die gemütlichste Stätte. Der Morgenländer ist solchen Plagen gegenüber recht dickfellig und hat auch gar keinen Abscheu vor den verschiedentlichen kleinen Tieren. Hat doch z. B. der Türke für ein höchst unappetitliches Insekt den Kosenamen „Tachta-kusu", d. i. „Holzlämmchen"!

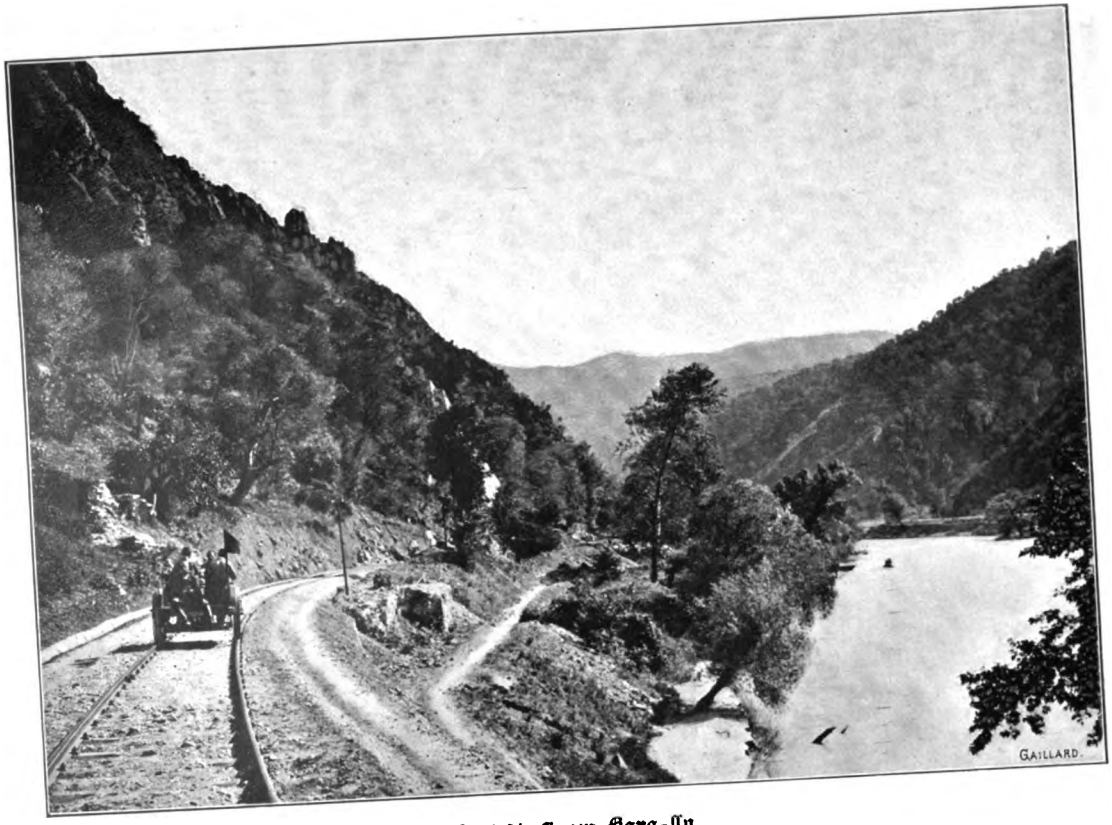
Von dem überdachten, mit rohem Holzgeländer versehenen verandaähnlichen Rundgang vermögen wir den geräumigen rechteckigen Hof zu überblicken, den der Chan umschließt. Ein geschäftiges Treiben, ein fast unentwirrbares Durcheinander herrscht in dem Raume. Kamele kauern am Boden. Mit Getreide beladene Ochsenkarren stehen hart aneinander. Als wir uns zum Schlaf niederlegen, läßt uns der Lärm im Hofe lange nicht zur Ruhe kommen. Die Kamele, denen die Lasten zum Nachtmarsch aufgelegt werden, brüllen widerwillig. Pferde wiehern. Ein „Katyrdji", ein Maultiertreiber, zetert dazwischen. Endlich beim Schellengeläute der abziehenden Karawane fassen wir Trost.

Digitized by Google

Nur zwei Personenzüge — immer einer nach jeder Richtung — verkehren täglich auf den Strecken Ismid-Eskischehr, Eskischehr-Konia, Eskischehr-Angora. Da wir unsere Weiterfahrt nach Eskischehr erst am Nachmittag fortsetzen können, haben wir Muße, Lefké zu durchwandern. Lefké gibt ganz den Typus für eine gemütliche Landstadt: freundliche Häuser, von Platanen beschattet, mäßig breite Gassen, von Rebenzweigen überspannt, die auf Drahtnetzen von jedem Haus zu seinem Gegenüber geführt werden, bunte Warenauslagen vor den Türen. Zwei-, auch dreistöckige, mit breiten Bogenfenstern gezierte Gebäude blinken uns im oberen Viertel, das hart an die Berge sich lehnt, zahlreich entgegen. Es scheinen die Villen begüterter Anwohner. In diesen luftigen, stattlichen Behausungen hat jedoch ein hier hochgeschätztes Wesen: die Seidenraupe, ihr Heim aufgeschlagen.

Es lohnt sich, einen Blick in das Innere eines solchen Hauses zu werfen. Ein armenischer Kaufmann, der das Rohprodukt hier aufkauft und in Konstantinopel absetzt, erbietet sich uns zum wohlunterrichteten Führer. Hohe, vertikal stehende Holzgerüste nehmen das Innere ein. Auf dünnen Querstangen liegende Maulbeerzweige bilden eine dichte Reihe von grünen Etagen. Auf dem Gezweige liegen die Seidenwürmer, denen täglich Haufen über Haufen von Maulbeerblättern zur Nahrung aufgeschüttet werden. Und dies so lange, bis die arg gefräßigen Tiere sich zu verpuppen beginnen. In hellen, die ganze Querflucht des Gebäudes durchlaufenden Sälen sitzen die Frauen und Mädchen,

Digitized by Google



Landſchaft am Kara-ſſu.

Zu Seite 261.

Digitized by Google

Digitized by Google

die sich der Abhaspelung der im heißen Wasser liegenden Cocons widmen. Die Arbeiterinnen, die um recht mäßige Löhne sich mühen, sind zumeist Armenierinnen. Der Ausdruck einer gewissen Intelligenz und stiller Ausdauer lagert auf den regelmäßigen, kaum schön zu nennenden Gesichtern. Einzelne Türkinnen sind unter der Schar tätig. Sobald wir uns nähern, ziehen sie den bei der Arbeit zur Seite geschobenen Schleier fester über das Antlitz.

Das ganze Trachten einer Familie geht oft dahin, es zu einem derartigen, der Seidenraupenzucht dienenden Häuschen zu bringen. In die Ecken und Gänge, die Dachböden und Keller kriecht dann alt und jung, die gesamte Behausung dem Seidenwurm überlassend, der ihnen Allahs Segen, das Geld, in den Schoß legt.

Auch hinter Lefké hält sich die Bahn noch ein gutes Stück im Fruchttal des Saccaria. Durch Baumwollen- und Maulbeerpflanzungen, durch sorgfältig bewässerte Mais- und Mohnfelder schlängelt sie sich hindurch, bis sie zum Kara-ssu, wörtlich „Schwarzwasser", einem kleinen Nebenfluß des Saccaria, abschwenkt. Ganz unmerklich entfernt man sich vom Saccaria. Aus einer hinter hohem Laubdach versteckten engen Schlucht bricht dieser zur Linken schäumend und wirbelnd hervor. Das Flußtal aber, in dem der Schienenstrang sich weiter bewegt, hat ganz den gleichen Landschaftscharakter wie dasjenige, das wir eben durchzogen haben. Man glaubt also, noch das Gewässer des Saccaria zur Seite zu sehen.

Mehr und mehr rücken die Berge an den Kara-ssu heran. Die hohen Gebirgszacken des Dohan-kaja (Falken-

Digitized by Google

stein), wie in Reih und Glied sich nebeneinander ordnend, stehen im Süden quer vor uns. Bald melancholisch grau, bald lebhaft rot gefärbt glänzen die Kalksteinwände zur Rechten und Linken. Starre Felsen scheinen jetzt das Tal zu verbarrikadieren, aber der Zug windet sich doch durch eine enge Schlucht nach der anderen hindurch, hart am Flußbett des Kara-ssu, den er mehrmals durch kühne Überbrückungen schneidet. Eine Breite von nur 37 Metern hat die engste Spalte, von Fels zu Fels gemessen, durch welche der Bahnstrang sich hindurchzwängt.

Allmählich erweitert sich wieder die Talsohle. Wie langgestreckte thüringische Bergdörfer nehmen sich die Ortschaften aus, die sich in die Schluchten pressen oder terrassenartig die Höhen hinaufsteigen. Kahl sind die Berge im Schluchtenterrain des Kara-ssu. Doch Spuren der Bebauung treten an jeder Stelle hervor, wo nur Humus von den Flußwassern hingeschwemmt wird, wo nur menschliche Anstrengung Erde aufzuschichten und ihr künstlich Halt zu geben vermag. Selten erscheinen Getreidefelder, wohl aber hier und da ein Mohnfeld und am häufigsten Maulbeerbaumplantagen. Die Pflanzungen, denen jedes Gartenfleckchen geopfert, jeder gelinde Abhang gewidmet wird, beweisen zur Genüge, wie wertvoll jener Gegend dieser Baum, wie Pflege der Seidenraupe Lebensnerv der Bevölkerung ist. Und die schroffen Abhänge hinauf ziehen sich Rebenpflanzungen. Mit unsäglicher Mühe ist hier die Rebenzucht für die Winzer verknüpft. Die Kulturen, welche wir rings auf dem so schwierigen Terrain erblicken, sind ein sichtbarer Be-

Digitized by Google

weis gegen die Fama von der Stumpfheit des anatolischen Bauern.

Fesselnd ist die Lage des Städtchens Biledjik, das plötzlich vor uns auftaucht. Aus einer Felsenöffnung quellen die Häuser hervor, im Kessel zwischen den Bergen drängen sie sich, klimmen zu beiden Seiten die Abstürze empor und thronen auch hoch oben auf dem Plateaustreifen, den die Hügel tragen. Schlanke weiße Minarehs und grüne Baumkronen schieben sich dazwischen. Ein hohes breitfrontiges Bauwerk hebt sich aus den schmalen Häusern heraus. Es ist der Konak, der Sitz des Muteffarifs (Regierungs-Präsidenten) des Sfandjaqs von Ertogrul.

Der Name Ertogrul ruft die Erinnerung an die ruhmreiche Geschichte des Osmanentums wach. So hieß der tolle Hordenführer, der mit kaum tausend wilden Reitern vom Euphrat her einen Abenteurerzug ins Herz Kleinasiens unternahm. Das Glück hängte sich an seine Fersen. Der Seldjukensultân Ala-eddin lag gerade mit den Tataren im Kampf. Ertogrul warf sich auf seine Seite und zersprengte die siegreichen Tatarenscharen. Zum Dank für den erwiesenen Dienst gab ihm Ala-eddin ein Stück Land am Kara-ssu zum Lehen. Ertogruls Sohn war Osman, derselbe, der aus dem winzigen Lehnsland die Ansätze zu einem Weltreich schuf und die heute herrschende Dynastie begründete.

Eine Gebirgsbahn, kühn und romantisch wie wenige, eröffnet sich hinter Biledjik. Wahre Kunstschöpfungen der Technik sind ihre Tunnels und Viadukte. Während die Höhenrücken vor Biledjik in den Taleinschnitten der

Digitized by Google

Wasserläufe erstiegen werden, beginnt von hier an das eigentliche, durch kunstvolle Brücken, Rampen und Felssprengungen erzwungene Erklimmen der anatolischen Hochebene. Bei Biledjik, Kilometer 235, fahren wir in einer Höhe von 295 Metern, und bei Kilometer 247,3 befinden wir uns bereits 587 Meter über dem Meeresspiegel, haben also in 12,3 Kilometern eine Steigung von 293 Metern überwunden.

Beim Tunnel von Pekdemîr, gleich hinter dem gleichnamigen Dorfe, setzt der Aufstieg ein. Das Häuserbild des Ortes zeigt uns Gebäude von einer Bauart, der wir auf unserer Fahrt bisher noch nicht begegnet sind. Nicht mehr wie in den Küstenstrichen und in denen des Tieflandes der Luftziegelbau, sondern das Blockhaus gelangt zur Herrschaft. Rohes, mit Erde vermauertes Balkenwerk, auf einer Steinunterlage ruhend, bildet die niedere, mit lukenartigen Fenstern versehene Hütte, die mit einem stumpfwinkeligen Dach gekrönt ist. Mit dem Rücken lehnt sie sich an die Bergsteigung an, sitzt also ohne Unterbau unmittelbar auf dem Felsen auf.

Wechselvolle Gemälde sind es, die wir jetzt vor Augen haben. Bald schmiegen wir uns hart an die Berghänge an, bald schweben wir auf den eisernen Fäden eines Viaduktes frei in der Luft. Bald sind wir in Halbdunkel gehüllt, bald schießen die Sonnenstrahlen heiß und blendend auf die kahlen Felsen. Dünne Wasseradern sprudeln aus den Spalten. Dichte Wacholderbüsche klettern die Abhänge empor. Von Zeit zu Zeit wird der ungestüm vorwärts drängende

Digitized by Google

Kara-ssu sichtbar, und das Dröhnen seiner Wasser hallt zu uns herauf. Neben ihm erscheint ein grauer schmaler Strich. Es ist die alte Heerstraße, die aus dem Stufenland nach dem Hochplateau hinaufführt.

Unsere aufrichtige Bewunderung erregt namentlich der kühne Viadukt von Basch-köi. Die breite, tiefe Talmulde wird von einem Bogen überbrückt, der eine Spannung von 72 Metern aufweist. Auf beiden Seiten stehen je drei gewaltige eiserne Pfeiler, deren höchster 46 Meter mißt. Ein recht erhebender Gedanke bei Anblick der großartigen Bauten, daß deutsche Ingenieure diese Wege über die Schluchten und durch die Berge geschaffen haben!

Die Paßhöhe ist schließlich erstiegen. Während noch vor kurzem tief unten der Kara-ssu rauschte, liegt er jetzt hart neben uns, und schmale, niedrige Brücken vermögen ihn zu überschreiten. Die malerischen Bilder von starren Schluchten und drohenden Bergzacken, die wie in einem Stereoskop wechselten, sind vorüber. Sanft sind die Täler, flach die Berge.

Bei Bos-üjük (wörtlich „grauer Hügel") sind wir auf dem Hochplateau angelangt. Eine Moschee mit spitzem Minareh und breiter Rundkuppel überragt das Häuserfeld. In ihm erscheinen einzelne Plattdächer, die den Bauten des Hochlandes eigentümlich. Wie in den syrischen Städten pflegt man auf den platten Dächern die schwülen Sommerabende, oft auch die ganze Sommernacht — letzteres oft zum Schaden der Gesundheit — zu verweilen.

Digitized by Google

Ein kalter schneidender Wind weht zum Wagenfenster herein. Wir fühlen deutlich, daß wir mit dem Anstieg in den Bereich eines anderen Klimas eingetreten sind. Auch die Vegetation verrät es. Während im Tiefland zu Ende April herrlicher, fruchtstrotzender Sommer waltete, begrüßen uns hier oben in den weiten, von niederen Höhenzügen umsäumten Talfurchen noch grüne Saatfelder. Gärten und einzeln gelegene Gutshöfe sucht unser Auge jetzt vergeblich. Wo ein Tataren- oder Tscherkessendorf auftaucht, da schiebt sich ein Haus eng an das andere. Und diese sind niedriger, ärmlicher als im Tieflande. Die ganze Landschaft nimmt eine graue Tönung an. Sie wäre wohl noch erdfarbener, wenn die Abendsonne nicht bläuliche Lichter würfe.

Eine breite, schroffe Felswand hebt sich nochmals aus dem welligen Gelände. Eigentümliche dunkle Flecke erscheinen auf der Wandfläche. Beim Näherkommen entpuppen sie sich als Höhlen, die sich wie von Menschenhand in den Stein gehauen ausnehmen. Der ganze Berg soll ehedem eine trotzige Feste geborgen haben. Die Eingangshöhlen waren durch Mauerwerk geschützt, und von ihnen führten Schachte auf das Bergplateau. Vor der Felswand zeigen sich dichte Häuserreihen. Den Namen Inönü, wörtlich „vor den Höhlen", trägt der Ort von der Merkwürdigkeit, die jene Felswand auszeichnet. Als wir die Station verlassen hatten, schimmerten von den kranzartigen Galerien der Minarehs von Inönü schon einzelne Lichter.

In langen und geraden Gefällen lenkt die Bahn hinunter nach Eskischehr, der Stadt der Meerschaum-

Digitized by Google

gruben. Wir treffen ein, als die Nacht schon die Gelände umhüllt hat. Eine reiche, zauberisch helle Sternenwelt zieht sich über den Himmel. Doppelt näher erscheinen im Orient die silbern blitzenden Sterne als in unserer Zone, wo sie zumeist matt und klein im Dunkelblau des Nachthimmels verschwimmen.

Durch das Dunkel der Straßen, an ruhenden Kamelen und Eseln vorüber, vorbei an lustig sprühenden Feuern, in deren rotem Lichte die Gestalten der Katyrdjis noch wilder und spukhafter aussehen, als sie in Wirklichkeit schon sind, werden wir zum Gasthof der Frau Dádia geführt. Diese, eine muntere Deutschböhmin, hat in Eskischehr ein Gasthaus eröffnet, so schmuck, wie man es sich nur wünschen kann. Ein Bahningenieur, der mit uns die letzte Strecke der Fahrt zurücklegte, hat uns vor den verschiedentlichen Hotels europäischer Übertünchung gewarnt, die am Orte entstanden sind, seitdem die Eisenbahn Eskischehr zum Mittelpunkt des Geschäfts- und Güterverkehrs zwischen Angora, Konia und Konstantinopel gemacht hat.

Der Humor der „Eisenbahner" hat diesen Unterkunftsstätten klingenden Namens wie Impérial, Metropole 2c. die ihren wahren Eigenschaften entsprechenden Titulaturen verliehen, wie „Zum schmutzigen Löffel", „Zur unermüdlichen Wanze", „Zur spitzbübischen Herberge". Sogar eine „Lokanda cum lecten Grosen" — so lautet die verstümmelte deutsche Namensinschrift für „zum letzten Groschen" quer über dem Eingang — hat ihre Entstehung gefunden.

Lammbraten, treffliches Brot, Eier und kalte

Digitized by Google

Schüssel, dazu herzhafter türkischer Landwein, erquicken uns. Ein Levantiner, der sich uns angeschlossen hat, zieht ein Gläschen Mastika vor. Ein Schluck davon lehrt uns, daß dieser Traubenschnaps, der einen Zusatz des Harzes vom Mastixbaum trägt, gar nicht so übel mundet. Ehe wir uns dessen versehen, hat sich eine lebhafte Tafelrunde gebildet. Das deutsche Element hat die führende Rolle. Ingenieure erzählen von ihren Abenteuern im Lande, von Bärenjagden, von Räuberstücken der waghalsigen Tscherkessen. Ein Beamter der Anatolischen Bahn weiß nicht genug die Zukunft der Ländereien zu preisen, die hier im Hochland für Hacke und Spaten bereit liegen, erzählt von der Ehrlichkeit des türkischen Bauern, dem bei Abwickelung seiner Verkäufe jede Übervorteilung fern liegt, von der Hungermisere, der bei der mangelnden Hilfsbereitschaft der türkischen Beamten ganze Dörfer im Pursak-Tale bei Mißernten ausgesetzt wären, wenn die Anatolische Bahngesellschaft ihnen nicht nach Möglichkeit durch Entleihung von Getreide zur Saat beispringen würde. Als das Gesprächsthema sich immer mehr zu ernsten sozialen und politischen Fragen zuspitzt, gibt unser Levantiner ein Lied nach dem anderen zum besten, der Reihe nach französische, türkische, griechische Gesänge. Am häufigsten kehrt der Walzer mit dem Refrain „Mastika, Mastika" wieder. Der Muessin hat schon lange zum zweiten Nachtgebet gerufen, als wir uns zur Ruhe begeben.

Ein frischer, kühler Morgen begrüßt uns. Man spürt, daß man Hochlandsluft atmet. Ein Spazier-

Digitized by Google

gang durch die Stadt soll uns ihren Charakter offenbaren.

Von einer Berglehne zieht sich Eskischehr in die Ebene, überschreitet den Pursak und dehnt sich auch jenseits desselben in unregelmäßigen Kreisen und Rechtecken aus. Wir wandern von der oberen, der älteren Stadt, die namentlich türkische Volksbestandteile birgt, eine breite Straße hinunter. Die Häuser haben zumeist vorspringende Erker und Balkone und prangen, sauber verputzt, in grauen und grünen Farben. Nirgends zeigt sich der Einfluß der Eisenbahn so offenkundig wie in Eskischehr. Hier eine Kneipe mit der stolzen Aufschrift „Dépôt de vins“, dort ein Magazin, an dessen Holzläden fertige Hosen europäischer Mache, Arbeiterblusen, Gürtel, wollene Hemden hangen. Muselmännische Handwerker sitzen mit ihren Arbeitsgerätschaften vor den Häusern. Ein Trupp Frauen — man trifft sie fast immer rudelweise — im dunklen Mantel und weißen Jaschmak schlendert an uns vorüber. Was uns bei unseren Betrachtungen so überaus anmutet, ist der krasse Gegensatz europäischer und orientalischer Lebensweise. Nicht wie in Konstantinopel oder Smyrna weisen sie Übergänge und Mischungen in der äußeren Erscheinung der Stadt und ihrer Bevölkerung auf, sondern unvermittelt gehen sie nebeneinander her. Von muselmännischem Fanatismus ist nirgends eine Spur zu bemerken. Wir werden wohl neugierig, aber durchaus ehrerbietig, manchmal gleichgültig, niemals aber feindselig angeblickt. Die Mehrzahl weiß, welche Vorteile ihnen die Franken durch den Eisenbahnbau in

Digitized by Google

die Hand gespielt haben. Vor Eröffnung derselben wurde das Kilé (= 22½ Kilo) Gerste mit 7 Piaster (= 1,25 Mk.) bezahlt, heute trägt es 13 Piaster (= 2,25 Mk.) und mehr, also schon das Doppelte.

Ein großer freier Platz trennt das ältere Viertel vom neuen, das an den Pursak sich lehnt. Planwagen, Büffelkarren, Pferde, Esel füllen die Fläche. Dunkle Zelte lugen aus dem Wirrwarr hervor, ausgespannt von den Reisenden, die im Freien kampieren. Es ist gerade Viehmarkt. Die Kühe, die zum Verkauf stehen, sind braungelb, schwarz, rötlich, aber selten gescheckt, einzelne auch grau, eine Farbe, wie man sie schwerlich an anderen Orten findet. Jämmerlich klein sind die Tiere und mager ihre Euter. Durch Inzucht scheint die Rasse stark degeneriert.

Eine Schar Kinder tummelt sich zwischen den Tieren. Sie liegen einer höchst seltsamen Beschäftigung ob. Sie bemühen sich, den frisch fallenden Mist eilig zusammenzukratzen und in die bereit gehaltenen Säcke zu schieben. Da das Hochland des Holzes ermangelt, ist der Mist im getrockneten Zustand ein recht begehrtes Brennmaterial. Zu einer Art Kuchen geformt, wird er der Sonne ausgesetzt. Und geknetet werden die sonderbaren Briketts mit den Händen!

Wir überschreiten die breite Brücke, die in zwei stolzen Bogen über den Pursak setzt. Eine dichtgedrängte Menge kommt unter eintönigem Geplärr uns entgegengehastet. Als sie sich nähert, erkennen wir eine Bahre, die von einem Dutzend Männer im Laufschritt getragen wird. Träger und Gefolge rezitieren

Digitized by Google

in endloser Folge ihr Tekbîr, das Glaubensbekenntnis. Das Kopfende der Bahre ist mit einem Rundholz geziert und dieses mit einem grünen Turban umwunden. Der Verstorbene war also ein „Hadj", er hatte dereinst eine Mekkafahrt verrichtet. Darum auch die große Anzahl der Gläubigen, die seiner letzten Wanderung das Geleite geben. Das eilfertige Gespringe der Leichenträger und der Leidtragenden will unseren Augen, die an die im langsamen Trauerschritt sich abspielenden Begängnisse gewohnt sind, als der ernsten Handlung wenig würdig vorkommen. Bei dem Mohammedaner herrscht die entgegengesetzte Empfindung.

In der Neustadt jenseits des Pursak befindet sich die große Basargasse. Dünnes Sparrenwerk oder aufgespannte Tücher, die vornehmlich gegen die auch im Hochlande stark sich geltend machende Sonnenglut des Sommers schützen sollen, mindern das Tageslicht. In kleinen, nach vorn offen stehenden Gelassen häufen sich die Waren, Erzeugnisse einheimischer Industrie, Stickereien, Seidengewänder, Mäntel aus Ziegenhaar, Teppiche, Töpfereien, wie europäische Manufakturen, billige Stoffe aus Kattun und Baumwolle, Sägen, Äxte und allerlei Eisenartikel. Wie überall im Orient hat jede Warenart ihr besonderes Basarfeld.

In weiten Kreisen dehnt sich hinter den Basarstraßen ein vollkommen neugeborenes Viertel, das durch die Ansiedelungen der letzten zehn Jahre wie aus dem Boden gewachsen ist. Die Tataren und Muhadjirs — Muhadjir heißt wörtlich „Flüchtling", bedeutet dem Sinne nach aber, da es den Begriff des freiwilligen

Digitized by Google

Verlassens des Landes in der Türkei nicht gibt, „Auswanderer" — haben sich dort niedergelassen. Namentlich die Häuser der letzteren tragen mit ihren strohgedeckten Giebeldächern mehr europäischen Typus. Sie haben die rumänische, bulgarische und bosnische Erdscholle verlassen, nicht etwa aus Not oder Arbeitsscheu, sondern einfach deshalb, weil die Macht des Halbmonds nicht mehr über ihnen stand und sie weiter leben wollten unter der Herrschaft ihres angestammten Sultâns.

Diese Entwickelung nationalen Gefühls ist für die Türken bemerkenswert. Anatolien scheint der Sammelplatz für diesen neuen, engeren Zusammenschluß des Osmanentums zu werden. Und hier vermag vielleicht unter deutscher Kulturbeeinflussung das Türkenvolk sich zu neuer geistiger und wirtschaftlicher Kraft emporzuarbeiten. Ein gesunder Kern ist beim anatolischen Bauern durchaus vorhanden. Vorwiegend die kleinasiatischen Bauern und Hirten, die am wenigsten verfälschten Typen des Osmanentums, haben als zuverlässigster Teil des türkischen Heeres die jüngsten Siege gegen die Griechen erfochten. An 140 000 Soldaten beförderte in den Kriegsmonaten die Anatolische Bahn aus dem Innern Kleinasiens nach Konstantinopel.

In Kleinasien trägt die türkische Bevölkerung entschieden noch einen starken Rest des Blutes, den die unter Ertogrul im dreizehnten Jahrhundert eingewanderten Turkmanenhorden ins Land gebracht haben. In der physischen Erscheinung ist infolge der Mischung mit den Ureinwohnern, den Kappadoziern, Phrygiern, Lydiern, der turanische Typus verwischt — erinnern

Digitized by Google

doch die stattlichen Männergestalten, die großäugigen Frauen eher an Indogermanen, an Griechen und Tscherkessen denn an Mongolen wie Chinesen und Japaner —, nicht geschwunden aber ist die geistige Eigenheit dieser Rasse, die starke Zähigkeit, die maßvolle Männlichkeit und das Genügsame des Hirtenvolkes. Nicht die gewissenlose Beamtenklasse, die nach dem Grundsatz lebt: „Der Staatsschatz ist ein unerschöpfliches Meer, und wer nicht daraus säuft, ist ein Schwein", nicht die eitle, genußsüchtige Efendiwelt Konstantinopels muß man zur Charakterisierung des Osmanentums heranziehen, sondern den türkischen Landmann, insbesondere den in Anatolien ansässigen.

Ein altasiatisches Sprichwort besagt: „Der Araber ist edel, der Perser zart, der Türke plump." Sicher aber birgt diese Schwerfälligkeit viel Redlichkeit und Biederart. Leutnant Kannenberg in seinem Buche „Die Naturschätze Kleinasiens" nennt die Türken geradezu die Deutschen des Orients. Es zieht diese Charakterparallele auch hinsichtlich des letzten griechisch-türkischen Kampfes. „Gegenüber den Angriffen des beweglichen und erregten Gegners, gegenüber der theatralischen Fechterpose und der Ruhmredigkeit der Griechen, des gallischen Elements im östlichen Mittelmeer, auf seiten der Türken Langmut und Ruhe bis zum äußersten — dann das Erwachen des Löwen, ein Dreinschlagen wie das des deutschen Michels, wenn er in Zorn gerät." Wenn diese Zeichnung auch zu optimistisch gefärbt ist, so hat sie doch einen wahren Untergrund. Alle Deutschen, welche länger im Orient ge-

Digitized by Google

lebt haben, entwerfen ein durchaus günstiges Bild vom türkischen Volkstum. Körte in seinen „Anatolischen Skizzen" spricht sich folgendermaßen aus: „Fast jeder, der in den Provinzen mit dem Kern des Volkes in Berührung kommt, lernt den Türken achten und lieben, den Griechen geringschätzen, den Armenier hassen und verachten." Fußend auf mehrjährigen Erfahrungen in den östlichen Mittelmeerländern, kann ich diesen Worten nur zustimmen.

Ein Vorwurf, den man üblicherweise dem Türken macht, ist sicher unberechtigt: wirtschaftliche Trägheit und Indolenz. Getreulich bebaut er seinen Acker, allerdings mit derselben unermüdlichen Unbeholfenheit wie seine Vorfahren. Wer die schmalen Kulturstrecken an den abschüssigen Hängen gesehen, die zu beiden Seiten des Kara-ssu mit unsäglicher Mühe mit Ackererde bedeckt und oft, wenn der Regen Gesteinsmassen auf die Felder hinabschwemmt, unverdrossen neu geschaffen werden, der wird aufrichtige Achtung vor der Strebsamkeit und Beharrlichkeit des anatolischen Landmanns empfinden.

Etwas fehlt ihm natürlich infolge der Beschaulichkeit des orientalischen Naturells, der Freude am behaglichen Lebensgenuß: das ruhelose Hasten und ränkehafte Trachten nach Reichtümern, welches vornehmlich den Armenier kennzeichnet. Dieser gleich dem Griechen tritt niemals als Ackerbauer auf, er ist lediglich Mittelsmann des Handels, Verschleißer der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, Zuträger der eingeführten Waren, ein Geschäft, bei dem der phlegmatische Türke erbar-

Digitized by Google

mungslos übervorteilt wird. „Ein Grieche betrügt zwei Juden, ein Armenier zwei Griechen", heißt es im Orient. Bei den armenischen Bluttaten hat man das soziale Moment außerhalb Europas nicht zu verstehen vermocht und bei Beurteilung der Greuelszenen zu wenig zu Gunsten der erregten Volkshaufen in Anrechnung gebracht. Minder religiöser Fanatismus als brutale Empörung gegen die blutsaugerische Beschäftigung der Armenier war der Beweggrund zum Gemetzel. Freilich nur auf den Armeniern der Diaspora dürfte begreiflicherweise ein solcher sozialer Haß haften, nicht auf den Bauern, Hirten und Handwerkern des platten Landes und der kleinen Städte in den vom armenischen Volkstum vorwiegend besetzten Gegenden der asiatischen Türkei.[55])

Von diesen Erwägungen, die sich uns bei der Durchwanderung des Muhadjirviertels aufdrängen, zurück zu den weiteren Sehenswürdigkeiten der Stadt!

Eskischehr besitzt eine heiße Quelle, die eines Tages vielleicht die Stadt noch zum vielbesuchten Kurort stempeln mag. Wie einzelne noch aus spätrömischer oder doch aus byzantinischer Zeit stammende Gebäudeteile des Hamâms, des Badehauses, lehren, ist der Gebrauch des heißen schwefelstoffhaltigen Wassers ein seit Jahrhunderten gepflegter.

Durch eine niedrige Vorhalle treten wir in den hohen, von Säulen getragenen Kuppelsaal. Ein dichter Dampf hindert uns anfangs, Baderaum und Besucher näher zu mustern. In ein tiefes Bassin rinnt die Quelle. Das Behagen der Badenden, die sich in dem

Digitized by Google

vierzig Grad heißen Wasser tummeln, wird uns etwas schwer verständlich. Auf erhöhten Steinbänken liegen in Tücher gehüllte Gestalten. Ein paar herkulisch gebaute Badediener stellen am Leibe einzelner eine höchst gewalttätig aussehende Massage an. Manche Körper sind zum Aktstudium wie geschaffen: hochgewölbte Brust, breite Schultern, sehnige Arme und Schenkel.

Hinter dem Hamâm fließt das heiße Wasser als Bach weiter. Dutzende von Weibern hocken dort und halten große Wäsche. Mit schlegelartigen Hölzern bearbeiten sie die Linnen.

Ohne Berührungspunkte mit dem Altertum ist natürlich auch Eskischehr nicht. Das antike Doryläum hat sich sicherlich in der Nähe der heutigen Stadt erhoben. Einige Archäologen sind der Ansicht, daß es seinen Platz auf dem 10 Kilometer südwestlich von Eskischehr aus vulkanischem Gestein gebildeten Plateauvorsprung von Karaschehr, d. i. „schwarze Stadt", gehabt habe, andere weisen die dort befindlichen Trümmerhaufen, zumeist rohe behauene, durch Kalkmörtel verbundene Tuffsteine, der Seldjukenzeit zu und suchen das römische Doryläum auf dem Hügel von Schahr Üjük, wahrscheinlich zusammengezogen aus „schehir üjük", also „Stadthügel", der sich im Norden der Stadt am linken Ufer des Pursak erhebt. Da Schahr Üjük der stete Fundort antiker Marmorplatten mit Grabreliefs und Inschriften aller Art ist, spricht die Wahrscheinlichkeit für die letztere Annahme.[56])

Eines Besuches ist das düstere Gemäuer auf der Felsplatte von Karaschehr wert, weniger des Stein-

Digitized by Google

haufens halber, als wegen der herrlichen Rundsicht, die man über die Pursakufer und das weite melancholisch ernste Hochland genießt. Die Einförmigkeit der weiten welligen Flächen, die einsame Ruhe der Heidesteppen ruft eine eigene Stimmung wach.

An die grauen Felspartien schmiegt sich eine Reihe gleichmäßiger Häuschen an. Hier hat Sultân Abdul Hamid in achtenswerter Pietät den Resten der Nachkommen Osmans ein Heim geschaffen. Die Ortschaft heißt nach ihm Hamidié. Welcher Wechsel der Zeiten! Die trotzigen wilden Gesellen, die dereinst auf asiatischen Rossen wie die Windsbraut über das Land einherstürmten, sind zu zahmen Ackerbürgern geworden, die fromm und friedlich ihre Scholle pflegen.

Eskischehr darf mit Recht die „Stadt des Meerschaums" heißen. An keinem anderen Platze der Erde nämlich zeigen sich solche ergiebige und so vorzüglich beschaffene Funde dieses Minerals, das, zum Pfeifenkopf oder zur Cigarrenspitze verarbeitet, in leicht gebräuntem Zustande das Entzücken so vieler Raucher bildet.

Eine „Araba" führt uns nach dem Grubenbezirk von Sfarissu-odjak, ungefähr 20 Kilometer südöstlich der Stadt gelegen. Eine recht unbequeme Fahrt in dem Wagen, unter dessen niedrigem Verdeck man wohl angenehm zu liegen, aber grausig schlecht zu sitzen vermag. Dazu greift ein kalter Morgenwind in die Leinwandüberspannung. Auf dem anatolischen Hochplateau kann man Mitte Mai ebenso unbarmherzige Kühle den Körper durchschauern fühlen als um die gleiche Zeit an der mecklenburgischen Küste.

Digitized by Google

Der kahle Höhenzug des Bosdagh, an dessen Fuße in einer Art Mulde, deren Gestalt an das Bett eines ausgetrockneten Sees erinnert, die Meerschaumlager sich befinden, tritt mit seinem einförmig sich wölbenden Rücken immer schärfer hervor. Nachdem wir die wohlbebauten Acker am Pursakufer durchquert, befinden wir uns in der baum- und dörferarmen Steppe. Wilde Vögel, von uns oder von hier und da auftauchenden Kamelzügen aufgescheucht, flattern kreischend empor.

Endlich sieht man lange Reihen gelblicher Erdhaufen, ähnlich gewaltigen Maulwurfshügeln, aus der Einöde aufragen. Es ist der aus den Gruben geschaufelte Schutt, der sich auftürmt.

Vor den Schachten machen wir Halt. Ein Taschdji, ein Steingräber, mit dunklen, die Knie freilassenden Sackhosen, grauem Gürtel und rotem Turban, nimmt die Körbe, die aus dem Inneren aufsteigen, von der primitiven Winde und entleert sie. Kräftige, aber verwegene und finstere Burschen sind es, die wir hantieren sehen. Der Wagenführer hatte uns schon warnen zu müssen geglaubt, da allerlei lichtscheues Gesindel in diesen keiner Aufsicht unterstehenden Gruben und in den nahen Felsenhöhlen seine Zuflucht suche. Von Kontrolle war allerdings keine Spur, noch weniger von Sicherheitsmaßregeln für die Arbeiter. Ein bestimmtes System der Ausbeutung ließ sich ebensowenig erkennen.

Wer Lust hat, sein Glück zu versuchen, nimmt Spitzhacke und Schaufel und beginnt mit einer Anzahl von Genossen einen senkrechten Schacht zu bauen, wo und wie er will. Alles, was diese frei sich zusammen-

Digitized by Google

schließende Schachtgenossenschaft aufzubringen hat, sind fünf türkische Pfund (etwa zweiundneunzig Mark), die in die Hände des staatlich eingesetzten Pächters fallen. Dieser liefert ihnen dann einen Schürfzettel und erhebt fünfzehn Prozent vom Ertrag.

In gewisser Tiefe — der Meerschaum, aus kieselsaurer Magnesia zusammengesetzt, lagert in Schwemmgebilden, die sich am Fuße der Serpentinberge ausbreiten — werden Stollen seitwärts angelegt. In Stücken verschiedenster Größe ist der Meerschaum der Erde eingebettet. Es werden Klumpen zu Tage gefördert, gewaltig wie Wassermelonen, und Kügelchen nicht größer als Walnüsse.

Wir sehen einige Arbeiter buchstäblich auf allen vieren heraufkriechen. Mit Erstaunen nehmen wir wahr, daß keine Leitern in den Schacht führen, keine hölzernen Stützen vor Einbruchsgefahr schützen. Einen Strick um den Leib, eine Lampe am Gürtel, steigt der Taschdji auf eingehackten Stufen hinab, in die er Arme und Beine stemmt. Wozu auch Vorsichtsmaßregeln? Wenn einer das Genick bricht, so war es Allahs Wille. Es sollen an viertausend Schächte im Bezirk von Sfarissuodjak liegen, von denen allerdings eine gute Zahl wegen des zu geringen Ertrags wieder verlassen ist, und an dreitausend Menschen dem harten, selten besonders einträglichen Los der Meerschaumgräberei ergeben sein. Sicheres weiß hier niemand. Die Wissenschaft der Statistik ist im türkischen Reiche überhaupt ein unbekanntes Fach.

Wenn der Meerschaum aus den Gruben kommt, so

Digitized by Google

ist er durchaus keine leichte gefällige Masse. Eine dicke Lehmkruste umgibt ihn. In diesem rohen Zustande kaufen ihn die Händler, die in den Grubendörfern hausen. In Säcken zu etwa 300 Kilogramm, unsortiert, als unförmige Blöcke erstehen sie den Meerschaum von den Arbeitern und bringen ihn nach Eskischehr. Dort entfernen sie die anhaftende Lehmschicht und ordnen das Material nach vier Qualitäten. Eigentümlicherweise tragen diese vier Sorten die deutschen Namen „Lager, Großbaumwolle, Kleinbaumwolle, Kasten"! Die Art der Verpackung der verschieden wertenden Stücke hat wohl die Bezeichnung herbeigeführt, zugleich auch der Umstand, daß der bedeutendste Abnehmer, der älteste Meerschaum-Großhändler, Herr C., ein Deutscher. Der Großhändler übernimmt die so geordnete, aber noch feuchte Ware. Von neuem schätzt und sortiert er sie in Dutzende von Wertklassen. Auf den flachen Dächern der Stadt werden sodann die Meerschaumklumpen aufgeschichtet, und der Sonne ist die Arbeit des Trocknens zugeteilt. Noch einer weiteren mühseligen Behandlung hat sich der Meerschaum zu unterwerfen, ehe er nach Europa, hauptsächlich nach Wien und Ruhla, ausgeführt wird. Mit groben Tüchern reinigt man die einzelnen Stücke, reibt darauf alle Flecken mit feuchten Lappen ab und poliert sie endlich mit Flanell und Wachs. Wechselvoll genug ist also die Behandlung, die der Meerschaum zu bestehen hat, ehe er überhaupt erst zur eigentlichen Bearbeitung gelangt.[57])

Die Gräber, die mit Lebensgefahr in die Erdlöcher kriechen, bleiben bei ihrer Arbeit arme Teufel, die Auf-

Digitized by Google

käufer werden bei dem Geschäft recht wohlhabend, die Großhändler wachsen zu schwer reichen Herren. Das ist aber nicht nur im Orient so.

Der landschaftliche Charakter des Plateaulandes, das sich östlich nach Angora, südöstlich nach Konia hinzieht, ist fast überall der gleiche. Gewelltes Land, aus dem hier und da größere Felspartien aufragen. Vorherrschend ist infolge des regenarmen Sommers während sechs Monate des Jahres das Merkmal der Öde. „Rehbraun bis erdfahl im Sommer, grau im Herbst, weiß im Winter, das sind die Farben, in welche sich das Hochland kleidet," sagt Eduard Naumann in dem klassischen Werke „Vom Goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat". Mehr Brachland als Felder — wenig Dörfer, auch diese nur von matter Erdtönung — desto mehr Ruinen, aus Zeiten vergangener Kulturen stammend. Wenn die Sommersonne schwer und brütend über den baum- und quellenarmen Gefilden liegt, haben sie das Gepräge der Totenstarrheit. Die Kreuzfahrer, Gottfried von Beulen, Kaiser Rotbart, Kaiser Konrad mit ihren Scharen, die, von Nordwesten kommend, die Straße von Doryläum nach Ikonium, dem heutigen Konia, zogen, haben in diesen Gegenden genugsam gelitten.

Von Eskischehr läuft die Bahn, wie schon bedeutet, nach zwei Richtungen aus. Wir folgen der südöstlich abzweigenden Route, die in Konia endet.

Ein sanftes Hügelland liegt zu beiden Seiten der Bahnspur. Die Berge heben sich allmählich, Schutthalden häufen sich zu ihren Füßen, und vor uns wird

Digitized by Google

ein eigenartig gestalteter, breit abgestumpfter Felskegel sichtbar. Die Steinmassen auf seiner Höhe entpuppen sich, als wir uns nähern, als Mauerwerk von Menschenhand, als Bastionen, Wälle und eingefallene Flankierungstürme. Einzelne Ziegeldächer und Baumwipfel heben sich vom Felsgelände ab. Vor dem Berghöcker ein breiter buschiger Fleck, aus dem Minarehspitzen hervorleuchten. Es ist Kutáhia, das alte Kotyäum, Geburtsstadt des Fabeldichters Äsop, mit seiner Burg aus byzantinischer Zeit und üppigen Fruchtpflanzungen.

Ein Spaziergang durch die Stadt zeigt uns morsche Häuser in starker Anzahl, auf- und absteigende Gassen von unsagbar holperigem Pflaster. Die Gesichtszüge der Bewohner erscheinen weniger lebhaft, weniger intelligent, als wir sie in Eskischehr angetroffen haben. Die Stadt ist kulturell von recht provinzialem Äußeren. Daß hier ländliche Gewohnheiten sich in aller Reinheit erhalten haben, beweist uns der Hochzeitszug, dem wir begegnen. Nicht in unauffälliger Ruhe bewegt er sich wie an größeren Orten, sondern nach Art der Gebräuche im flachen Lande unter ungestümem Lärmen. Pfeifer und Paukenschläger inmitten einer festlich aufgeregten Schar schreiten voran. Ein mit rotem Verschlag gekrönter Wagen folgt, in welchem die Braut nach dem Hause des Bräutigams geführt wird. Hinter ihm einige Karren, durch dichtverhüllte Frauen eingenommen, die von Zeit zu Zeit ein schrilles „ju, ju" hören lassen. Den Schluß des Zuges bilden Maultiere, beladen mit Geschenken für das Brautpaar, mit kostbaren Kissen, Decken, verhüllten Körben.

Digitized by Google

Eines gibt dem Stadtbild glückliche helle Farben: der Reichtum an Wasser und an Grün. Überall sprudeln Brunnen, oft mit antiken Grabstelen geziert, überall blicken Aprikosen- und Kirschbäume aus den Gärten.

Die Werkstätte einer Kunsttöpferei, die am Wege liegt, ladet zum Besuch. Hat doch Kutáhia dereinst alle großen Moscheen von Konia, Brussa und selbst Konstantinopel mit jenen Fayencekacheln bekleidet, deren Farbenschmelz ein so unnachahmlicher. Auch heute noch liefert Kutáhia ganz treffliche feine Stücke. Keine schematische Ordnung, keine fabrikmäßige Hast herrscht in dem Arbeitssaal der Töpfer. In aller Behaglichkeit drehen diese ihre Scheiben, auf welche die Tonmasse gesetzt wird, mit bewundernswerter Ruhe und Sicherheit modellieren sie aus dem Ton Krüge, Schalen und glatte Kacheln. Der Künstler, der den bereits gebrannten und glasierten Stücken Zeichnung und Farbe aufträgt, sitzt in einem besonderen Gelaß. Wie bei der Teppichknüpferei die Arbeitenden keine Vorlagen haben, sondern traditionelle Muster schaffen, nach Stimmung und Fertigkeiten zugleich aber der Phantasie die Zügel schießen lassen, so auch er. Eine bestimmte Farbenharmonie und Linienführung haben alle die Sachen, die rings auf Tischen und Brettern umherstehen und unter seinem Pinsel gewesen sind, aber kein Stück gleicht genau dem anderen, jedes hat eigene zeichnerische Details und einzelne Tonnuancen.

Reich an Erinnerungen an Blütezeiten früherer Kulturen ist das Land von Kutáhia. 35 Kilometer

Digitized by Google

südwestlich hinter den Adjembergen, an der Straße nach Uschak und Smyrna, findet sich eine Stätte vergangener hellenischer Herrlichkeit; Αἰζανοί, Aezani, durch Jahrhunderte Mittelpunkt eines griechischen Priesterstaates. Erhalten von der einst volkreichen Stadt sind nur die Reste eines mit einem Stadion verbundenen Theaters, das wohl an dreitausend Menschen aufzunehmen vermochte, und auf einem niederen Plateau ein prachtvoller jonischer Zeustempel. Achtzehn Säulen prangen noch unversehrt mit einem Teil der Cella. Der Archäologe Texier, der sich um Erforschung dieser Ruinen verdient gemacht hat, sagt mit Recht, daß dieses Baudenkmal rein griechischen Stils, wenn an einer bequemer zugänglichen Stelle gelegen, eine gleiche Berühmtheit erlangt hätte wie manche vielgepriesenen Monumente Griechenlands. Hell zucken aus dem Braun der Steppe die Trümmerhaufen hervor, wenn wir uns Aezani nähern, und glühend weiß über ihnen steht, einer lichten göttlichen Offenbarung ähnlich, der Tempel des Zeus mit seinen hohen Marmorsäulen.

Wir fahren von Kutáhia weiter in die Landschaft hinaus. Aus mageren Viehweiden setzt sie sich zusammen, aus eingestreuten Feldern, mit Gerste, Mohn oder Flachs bestanden, sowie aus starren Felsblöcken. Schilf und Weidengebüsch, das sich an eine ärmliche Wasserader anschmiegt, Pappelreihen, welche die Erdhütten eines Dorfes umrahmen, zeigen sich als die einzige Vegetation. Wie um den spärlichen Baumwuchs zu ersetzen, haben sich zahlreiche Felsformationen in wunderbarer Gestaltung aufgepflanzt, als riesige Hundeköpfe,

Digitized by Google

als hohe Zuckerhüte, als würdige Obelisken. Es sind Schöpfungen einer schon seit Jahrtausenden arbeitenden Kraft des Wassers.

Das Zeugnis versunkener menschlicher Kulturen tragen zugleich einzelne dieser Felsquadern. Haben wir das Land des Saccariaunterlaufes und des Kara-ssu, die Landkreise des alten Nikomediens und Bithyniens hinter uns, so treten wir von Eskischehr an in die Gegenden Phrygiens. Auch die Namen der Städte Doryläum und Kotyäum führen auf die phrygischen Könige Dorylaos und Kotys zurück. Phrygische Kunst hat aus einer Anzahl jener aus der Ebene aufragenden Steine und Wände sich Denkmäler in Gestalt von Kultstätten und Höhlengräbern geschaffen. Nördlich der Station Hamâm (68 Kilometer von Kutáhia) liegen diese Reste einer eigenartigen Zivilisation über einen Raum von 80 000 Hektar verstreut. Zwei Deutsche waren es, welche jüngst über Alter, Stil und Bestimmung dieser Monumente auf Grund ihrer Reisen in den Jahren 1894, 95 und 96 wertvolle Aufschlüsse gaben und so die Arbeiten früherer französischer und englischer Forscher wie Ramsay, Texier, Perrot trefflich ergänzten, Prof. von Reber und Prof. Körte.[58])

Wir tun einen Schritt hinaus in die Hügellandschaft der Hochebene. Durch eine breite, von mäßigen Höhen umsäumte Talfurche geht es rasch vorwärts. Mit unseren berittenen Saptiehs bilden wir eine lustige Kavalkade. Zahlreiche Ziegenherden füllen die Hänge. Schon seit einem Monat sind Hirten und Herden auf der Jáïla, auf der Sommerweide. Weite, von Strauchwerk

Digitized by Google

köpfen stammenden Saftes, der zur Bereitung des als Genuß- wie als Heilmittel so geschätzten Opiums dient, hält Hunderte über Hunderte in Atem. Ein guter Teil des Wohlstandes der Stadt hat im „Afiûn" Ursprung und stete Nahrung.

Sind die Mohnköpfe halb-gereift, schreiten lange Reihen von Frauen nnd Kindern die Felder entlang. Da das Geschäft der Mohnernte keinen Kraftaufwand, aber desto mehr Geduld verlangt, widmen sich ihm selten die Männer. Mit einem Messerchen werden die Mohnköpfe behutsam geritzt. Der aus dem Schnitt hervorquellende Saft verdichtet sich innerhalb mehrerer Stunden. Der harzartige Tropfen wird dann mit einem Holzstäbchen abgekratzt. In Gestalt von kleinen Kügelchen, die in Weinblätter gewickelt sind, bringt man das Opium zu Markt. Ein bescheidener, winziger Tropfen fließt aus jeder Pflanze. Und zweimaliges Bücken ist nötig, um ihn einzuheimsen. Wie viel Ausdauer gehört also dazu, um ein Kilo Opium zu sammeln, das auf dem dortigen Markte acht bis zehn Mark wertet!

Lange hängen unsere Augen am Farbenreichtum der Mohnfelder. Wie mögen diese aber in Eintönigkeit erstarren, wenn die bunten Mohnpflanzen gedörrt und ihre Stengel von der Sommersonne verbrannt sind. Das Erdbraun der baumkargen Ebene steht dann in melancholischer Eintracht mit den düsteren Tönen der drei kahlen Trachytfelsen, die das Wahrzeichen des Stadtbereichs von Afiûn-Karahissár bilden.

In der klaren durchsichtigen Luft des Südens erkennen wir auf dem höchsten Kegel einige helle Striche.

Digitized by Google

Es sind die Mauertrümmer eines Schlosses, das einst die Seldjuken auf dieser stolzen, fast unersteigbar erscheinenden Höhe gebaut haben. Im Munde der Eingeborenen gilt es als „djenewîs japma", „Genueserwerk", wie alles, was an Monumenten aus vortürkischer Zeit noch vorhanden ist.

Eine Anzahl kleiner Städte streifend, so Ak-Schehr, von Mohammedanern viel besucht, weil Nasr-eddin, der nach seinem Tode in den Geruch der Heiligkeit gelangte türkische Eulenspiegel, dort begraben liegt, streben wir nun in östlicher Richtung Konia zu. Zur Linken findet das Auge die echte Hochsteppe, unterbrochen von weißen Spiegeln grell glitzernder Seen, zur Rechten beträchtliche dunkle Gebirgsfalten. Kurz, ehe wir nach Konia abbiegen, rücken die Salzsteppen hart an die Bahnspur heran, die sich weit nach Nordosten hin bis zum großen Salzsee, dem „Tusgöl", dehnen. Eine schon recht empfindliche Hitze glutet. Die über dem Boden liegende Luftschicht flimmert und schillert in unruhiger Bewegung.

Im Hochland sind es vornehmlich die Städtebilder, die in die Monotonie der Landschaft einige Zeichnung hineintragen. Entweder lehnen sich die Häuserreihen an Felspartien an, die das Land überragen — so fanden wir es bei Kutáhia, bei Afiûn-Karahissár, werden es auch noch bei Angora bemerken —, oder sie liegen mitten in der Ebene, an eine wasserreiche Bodensenkung sich anklammernd. Immer aber umflicht sie ein Kranz von Gärten.

Aus der Ebene tritt jetzt vor uns das flache Häuserfeld Konias heraus. Eine Metropole des Handels wie

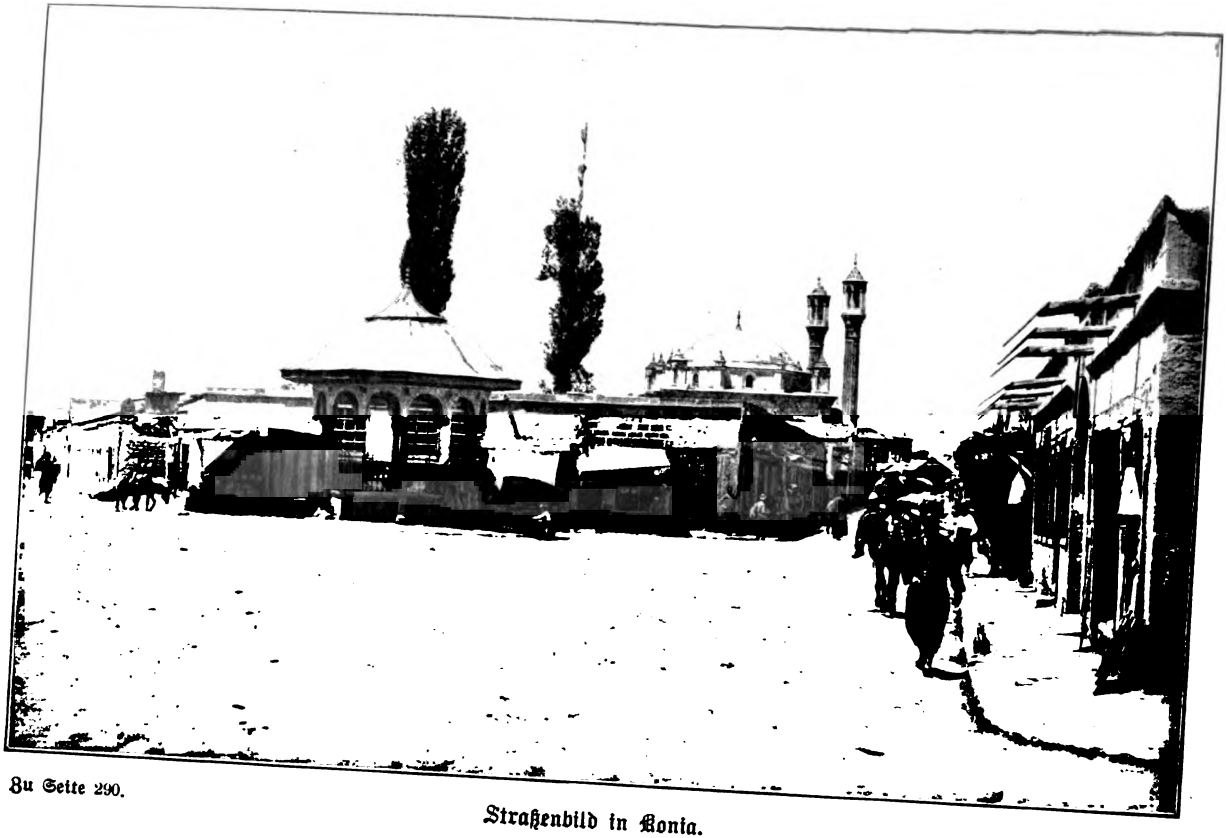
Digitized by Google

der Kleinindustrie, ja auch der muselmännischen Orthodoxie ist der Ort. Teppichweberei, kunstvolle Lederarbeiten haben hier gedeihlichen Boden. Seine Verkehrslebendigkeit geht aus seinen zahlreichen Basargassen hervor wie aus der ganzen Physiognomie der Bevölkerung.

Das Straßenleben Konias ist lebhafter als in den Städten des nordwestlichen Teils Kleinasiens, und nicht nur in der Bewegung, nein auch in der Farbe. Schwarz sind nur die Soutanen und hohen Mützen der griechischen Priester, die zahlreich genug auftauchen, infolge des höheren Prozentsatzes, den hier wieder, im Gegensatz zu Eskischehr und Kutáhia, die Griechen zur Stadtbevölkerung stellen. Helle und heitere Nuancen treten sonst im Bild der Trachten in den Vordergrund.

Geblümt, gelb oder rot sticht der Féredjé, der mantelartige Rock der Türkinnen, hervor, der in Konstantinopel wie in den Küstenlandschaften zumeist graue oder schwarze Tönung aufweist. Der lange Kaftan der Männer glänzt in weißen und rosa oder in weiß und safrangelben Streifen; goldverbrämt schimmert das Tuch, das den Fes umwindet. Im breiten ledernen Gürtel der begüterten Landleute, die sich zu Geschäften wie Belustigungen häufig nach der Stadt drängen, blitzen die reichausgelegten Griffe der Pistolen und des Hirschfängermessers. Ein buntes, kunstvoll gesticktes Tuch hängt nach der ihnen eigenen Sitte zur Linken flatternd vom Gürtel herunter. Daneben, von schmutziger Armut, aber doch von phantastischer Ungezwungenheit, die grellen Kleiderlappen der im Innern Kleinasiens nomadisieren-

Digitized by Google



Zu Seite 290.

Straßenbild in Konia.

Digitized by Google

Digitized by Google

den Zigeuner, die gelblichen, aus Ziegenhaar gewebten Filzmäntel der jürükischen Hirten.

Eigenartiges Kolorit in das Trachtengemälde hinein tragen die weiten dunkelgrünen Mäntel und die braunen topfartigen Mützen der Mewlewi-Derwische.

Dieser Orden ist die stärkste und berühmteste aller islamitischen geistlichen Brüderschaften, die in hinreichender Anzahl in der Türkei bestehen. Dem Ruhm dieser Derwische hat Konia seine Bekanntheit bei der ganzen mohammedanischen Welt zu verdanken. „Sein Stifter, Djelâl-eddin," sagt Dr. Sarre in seinem Werke ‚Reise in Kleinasien', „war ein Anhänger des Sufismus, einer mystischen Lehre des Islâm, die in Persien entstanden war. Von Buchara aus, wo Djelâl-eddin in lyrischen Gedichten die Philosophie der Lichtlehre besungen und hohen Ruhm erworben hatte, berief ihn Sultân Ala-eddin 1233 an seinen Hof in Konia. Ibn-Batuta erzählt, wie der Meister nach dem Genuß der Ware eines Zuckerbäckers plötzlich verschwand, wie man ihn vergeblich jahrelang suchte, bis er endlich aus der Einsamkeit wie geistesgestört zurückgekehrt war und seine Lehre in unzusammenhängenden Gedichten verkündet hatte. Diese einzelnen Verse sind von seinen Schülern aufgeschrieben und gesammelt worden. In das Jahr 1273 fällt dann die Gründung eines Derwischklosters, dessen Mitglieder nach der Anrede ‚Mewlana', d. i. unser Herr, mit der sie ihren Lehrer begrüßten, Mewlewi genannt wurden. Ihr Kloster in Konia war die Stelle, wo persische Literatur und Kunst gepflegt wurde, und diese

Digitized by Google

gelehrte Erziehung befähigte sie zu den einflußreichsten Ämtern am Hofe der osmanischen Sultâne."

Der Wohnsitz der Mitglieder des Ordens ist ein Tekké, ein freundliches Kloster, um dessen mit Blumenbeeten gezierten Hof niedere, grün umrankte Gebäude mit den Zellen der Derwische sich gruppieren.

„Dreh"-Derwische heißen die Angehörigen der Brüderschaft, weil sie ihrem Allah durch einen orgiastischen, die aufgeregten Sinne der Gottheit zuführenden Tanz dienen. Auch Ungläubigen ist es gestattet, dieser bei ihnen geübten rituellen Handlung beizuwohnen.

Ein Derwisch führt uns in den viereckigen, durch eine Halbkuppel überwölbten Saal, dessen Wände sich schmucklos und von nüchternem Grau zeigen. Auf den Lippen aller, die sich zur Andachtshandlung vereinigen, liegt tiefes Schweigen. Etwas Visionäres, Starres spricht aus den Augen und Gesichtszügen eines jeden. Sie treten zusammen, kreuzen die Arme über der Brust und schreiten zu ihrem Oberhaupt, dem Mewlana, der sie segnet. Eine Flöte beginnt ein eintöniges Winseln. Die Köpfe der Derwische neigen sich zur rechten Schulter, die Arme strecken sich wagerecht aus, und langsam, ganz langsam nimmt das Durchwandeln des Saales in gleichförmiger kreisender Bewegung seinen Anfang. Immer schneller wird das Drehen, immer weiter der Kreis, den der lange Rock um den Körper beschreibt, immer abgerissener und unverständlicher die Rufe: „Es gibt nur einen Gott, das ist Allah . . . wann endlich werden unsere Augen den Ersehnten erschauen?" Schriller und schriller ertönt die Flöte. Einige wanken, raffen sich

Digitized by Google

aber in wahnsinniger Verzückung zu neuem Kreistanz auf, bis sie ermattet niederfallen und noch im Ächzen die Worte hervorpressen: „Es gibt nur einen Gott, das ist Allah. . .“

Befremdend wirkt wohl der Anblick solcher tollen Ceremonie, und doch liegt ein großer, erhebender Zug in dieser Hingabe an die Idee, in diesem Glauben an die Gottesoffenbarung, die sich im Entrücktsein des Taumels einstellen soll. Solange man das Schauspiel vor Augen hat, wird man nicht einfach über die Andachtsübung, als über ein sonderliches Narrentum, mit einem Mitleidsgefühl hinwegkommen können, sondern von der grotesken Glaubensinnigkeit wirklich ergriffen sein.

Die geistige Herrschaft der Derwische trägt auch dazu bei, der Stadt einen gewissen orthodoxen Charakter aufzudrücken. Wir merken das bei unserem Streifen. Während an anderen Orten die uns begegnenden Frauen sich begnügen, bei unserem Erscheinen sich abzuwenden, meist, das Gesicht gegen eine Hauswand gerichtet, uns den Rücken zukehren, werden wir im entlegeneren Viertel durch schnell vom Fuß gerissene Pantoffel, ja auch durch noch schlimmere Wurfgeschosse begrüßt.

So viel Eigenartiges Konia im Volksleben bietet, so idyllisch und üppig seine Gärten, so wenig Hervorstechendes weist die moderne Stadt auf. Niedrige Lehm- und Holzbaracken geben die Behausungen ab. Ohne jede Monumentalwirkung, durchaus kasernenmäßig sind die Bauten, welche die türkische Herrschaft hat entstehen

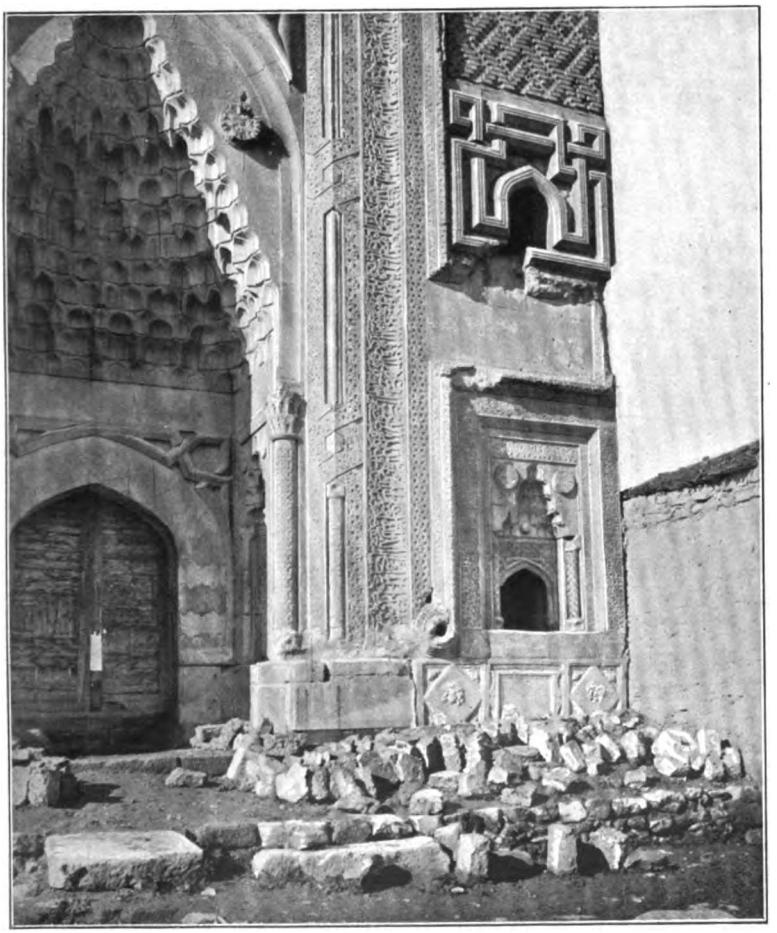
Digitized by Google

lassen. Von Glanz und Schönheit redet in Konia nur die Vergangenheit, die Zeit der Seldjukensultâne, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Konia zum Mittelpunkt ihrer Macht und zum Spielplatz ihrer Prachtliebe und ihres künstlerischen Geschmackes machten.

Der Name der Seldjuken ist wohl aus der Geschichte der Kreuzzüge durch ihre Sultâne Kilidj-arslân („Schwert Löwe") und Ala-eddin bekannt, daß aber diese ritterlichen Vorläufer der Türken, die gleich diesen aus Innerasien gekommen waren, eine eigens geartete Kultur geboren haben, eröffnet sich meistens erst dem, der ihre Baudenkmäler in Mittel-Kleinasien vor Augen hatte. Die arabisch-persische Kunst, von den Mongolenhorden aus Irân verjagt, findet bei ihnen Schutz und Heimat, gewinnt neuere und mannigfaltigere Motive. Die elegante und leichte Führung der Linien, die vornehme Kombination und der Reichtum der Detailornamentik, die malerische Zier der bunten Fayencekacheln, das sind die Momente, die bei allen Seldjukenbauten, besonders bei denen Konias, hervorleuchten und einen bestechenden Eindruck machen. Ein Deutscher wiederum, der schon genannte Dr. Friedrich Sarre, hat sich als verdienstvoller Erforscher seldjukischer Kunst und Kultur erwiesen.

Der alte Fürstenpalast stand auf dem Hügel, der in der Mitte der Stadt aufragt. Heute ist von ihm nichts mehr vorhanden als eine Quadermauer, die einige von Rundbogen gekrönte Säulen trägt, und ein turmähnliches Gebäude, das sich aus der Schuttmasse erhebt. Einzelne noch sichtbare Marmorplatten lassen auf die einstige Kostbarkeit der Verkleidung schließen. Der

Digitized by Google



Portal der Energhé Djami in Konia.

Zu Seite 295.

Digitized by Google

Digitized by Google

Frontseite ist ein sitzender Löwe eingemauert. Die Konsolen, welche die oberen Galerien tragen, sowie die Hohlkehlen der Konsolen sind mit verschiedenfarbigen Ziegeln ausgelegt, die ein geometrisches Muster darstellen.

Die Kunst der Detailornamentik in ihrer ganzen Formenfülle zeigen die Moschee Sahib Attar und die Medressé des Kara-tai. Sie bekunden, wie in der Einzelausführung des Schmuckes von Türflügeln, Fensternischen, Rahmen die orientalische Arbeit ihre Meisterschaft zu beweisen sucht.

Phantastisch, beinahe barock wirkt die Indjé-Moschee. Breite Schriftbänder umziehen die Fassaden. Im Halbbogen rundet sich die Nische, in deren Ecken Blüten und Früchte die Verzierung bilden. Ein überaus schlankes Minareh, mit zwei Galerien versehen, steht ein wenig abseits vom Mittelbau und überragt alle übrigen Gebetstürme der Stadt. Eine im Verhältnis zum Portal etwas nüchtern wirkende Halbkugel bedeckt die Moschee.

Die Technik der bunten Kachelverzierung lernt man am besten an der halbverfallenen Sirtscheli-(„Glas")-Medressé kennen. Wände, Pfeiler, Bogen, Nischen sind hier mit farbigen Kacheln belegt. Die zarte, vorwiegend hellblaue Tönung der Glasuren ist für das Auge ein auserlesenes Entzücken. Von besonderer Phantastik zeugt das Mosaik der Steine. Die Figuren der Kacheln wechseln zwischen rechteckigen und achteckigen Mustern. Auch die Nebeneinanderstellung glasierter und unglasierter Ziegel erhöht die Wirkung der Zeichnungen. Die Seldjukensultâne waren es, welche

Digitized by Google

die Fayencekunst aus Persien nach Anatolien verpflanzten. Auch den Türken übermittelten sie diese farbenreiche Schmuckweise. Der Besucher Konstantinopels kennt die dorthin gewanderte Fayencedekoration aus dem Inneren des Bagdad-Kiosks im alten Serail und der Rustem Pascha-Moschee.

Wenn wir gen Nordosten hin die Salzsteppen des Hochplateaus durchziehen, so stoßen wir abermals auf ein gewaltiges Bauwerk aus den Zeiten ruhmvoller Seldjukenherrschaft. Inmitten grauer ebener Öde türmt sich festungsartig der Sultân-Chan Ala-eddins auf. Es war dies eine Herberge, aber eine Herberge in Gestalt eines Palastes.

Höfe von fabelhafter Breite dienten zum Sammelplatz der aus- und einziehenden Karawanen, weite Hallen gaben den reisenden Kaufleuten Ruhe und Unterkunft, eine Moschee rief sie zum Gebet, hochgewölbte Kammern bargen die Waren; Ställe, geziert mit Säulenreihen von einer Größe, die einer Kirche zur Ehre gereichen, nahmen die Tiere auf. Dicke Quadermauern aus braunem Sandstein umgeben die ganze festungähnliche Anlage, und nur ein breites, reich ornamentiertes Tor eröffnet den Zugang.

Eine blendende, massive Masse hebt sich der Sultân-Chan aus der Landschaft ab, als wir zu ihm pilgern. Kryſtallklar wölbt sich der Himmel um ihn. Rings eine Weite, unermeßlich, ohne sichtbare Grenzen, wie ein grauer Meeresspiegel anzusehen. Nur zur Rechten ein dunkler Fleck: der vulkanische Gebirgsstock des Hassan-Dagh.

Digitized by Google

Wie wir vor dem prächtigen Eingangstor Halt machen, fühlen wir ganz den Kontrast von einst und jetzt. Hier lehnen sich die rissigen Wände eines Lehmhauses an, dort stehen die windschiefen Steine einiger Gräber. Ein paar schmutzige Hirten kauern im Schatten des Portals. Beim Rundgang durch den Hof kriechen aus den Gängen, die von den Moscheeruinen des Chans in die Tiefe führen, mehrere verwegene Gestalten. Sie mustern uns mißtrauisch und drücken sich schnell zur Seite. Unsere Saptiehs belehren uns, daß hier ein Stelldichein für die Tabakschmuggler sei. Einer der Saptiehs verschwindet. Er ist auf dem Heimweg recht vergnügt und raucht eine Cigarette nach der anderen. Den Tabak hat er „geschenkt" bekommen. Von wem, war uns kein Geheimnis.

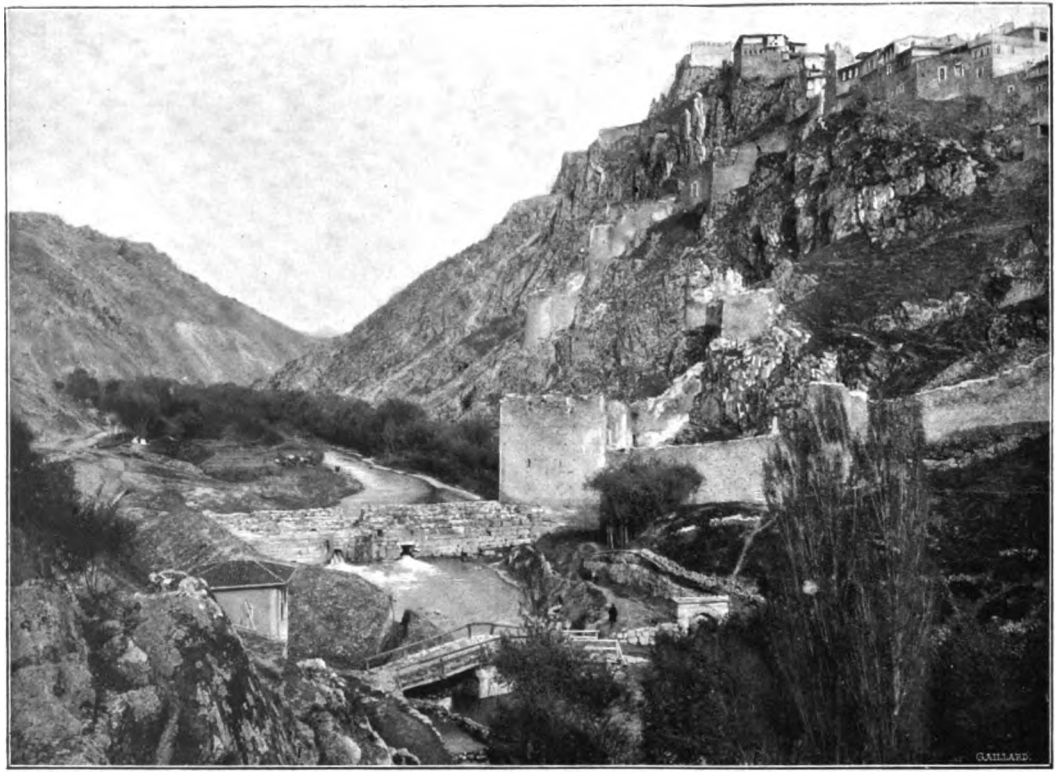
Ala-eddins edler Bau, mit dem er wie kein zweiter Herrscher der kulturfördernden Kraft des Handels eine so treffliche Huldigung erwiesen, sinkt Stück um Stück darnieder. In der Fügung der Mauern waren die Seldjuken keine unfehlbaren Künstler. Bruchsteine, durch Kalkmörtel verbunden, bilden das Material der Bauten. So treibt die eindringende Feuchtigkeit das Gefüge allmählich auseinander. Vollendete Baumeister waren hingegen die Römer. Die Quadern sind bei ihnen nicht nur Verblendsteine. Die Dauerhaftigkeit römischer Werke haben wir am lehrreichsten vor uns, wenn wir nach Norden hin die Salzsteppe weiter durchqueren und nach Angora wandern, dem Endpunkt der anderen älteren, vom Eskischehr auslaufenden Bahntrace.

Digitized by Google

Wieder sind es Felsmassen, die der Stadtbildung eine Art Rückgrat geben. Auf dem höchsten Gipfel der an dem Horizont sich abzeichnenden Höhen zeigt sich, wie ein wuchtiger Steinwürfel anzusehen, die Front eines Kastells. Die Stadt klettert von der Ebene den Rücken des Festungsberges hinauf. Bei der Terrassengestalt desselben können sich die Häuser stufenförmig gruppieren. Kahl sind die im Norden und Osten steil abfallenden Hänge. Eine arg verfallene Mauer umgürtet nach der Ebene zu die Stadt. Dicke, mit Türmen gekrönte Bastionen laufen von der Höhe der Festung hinab in die Schlucht des Tabbak-hané (wörtlich „Gerberstätte"). In den Senkungen zwischen den Bergen quellen reiche Wasseradern und schaffen ein Paradies von Baumwuchs und Buschwerk, das an Blüten und Früchten stetig Überfluß hat.

Ein Anker (ancyra) soll das Sieges- und Gründungszeichen der Keltenhorden gewesen sein, die von der Donau über Thracien in Kleinasien 280 v. Chr. einfielen, in den damaligen Priesterstaaten, Fürstentümern und Stadtherrschaften des Landes keine ebenbürtigen Gegner fanden und hier im Inneren der Halbinsel sich niederließen. Der römische Konsul Manlius wurde ihr Bezwinger. Sein Sieg führte aber dazu, diese „Galater" zu Bundesfreunden Roms zu machen und eine schnelle Entwickelung der Stadt durch die Berührung mit dem römischen Kulturelement hervorzurufen. Kreuzpunkt der von Norden nach Süden, von Osten nach Westen laufenden Straßenzüge, durch den nahen Halys geschütztes, wichtiges Bollwerk gegen die

Digitized by Google



Zu Seite 298.

Das Kastell von Angora.

Digitized by Google

Digitized by Google

anstürmenden Scharen Zentralasiens, hat die Stadt ihre Bedeutung nie einbüßen können.

Von der besten Blüte Angoras redet das Tempelmonument, das der „Gottheit" des Augustus von den ehrerbietigen galatischen Städten errichtet wurde. Der gewaltige Umfang, die Üppigkeit des Baues und der Grad der Erhaltung zeichnet dieses Denkmal römischer Zivilisation vor allen anderen römischen Ruinen Kleinasiens aus. Leuchtender weißer Marmor ist Hauptbestandteil des Tempels. Vier Meter messen in der Länge einzelne Blöcke, die Quersteine der Pforte gar an fünf Meter. Die bewundernswerte haarscharfe Aneinanderfügung der Quadern, die sich zudem gegenseitig durch eiserne Haken halten, hat den gewaltsamsten Zerstörungsversuchen zu trotzen gewußt.

Als nach dem Zusammenbruche der heidnischen Religionen die Priesterscharen zerstoben, zog das Christentum in die Hallen des Tempels ein. Trotz mannigfacher Umbauten blieb die alte Kultusstätte doch in ihren Grundzügen erhalten. Die Kriegszüge der Perser, der Omejaden und Abbassiden gegen die byzantinische Grenzfeste Angora legten die ersten Breschen. Harûn-ar-Raschîd soll die ehernen Pforten nach Bagdad geführt haben. Das Osmanentum vermochte aus dem Gebäude keine seinen Kultusformen passende Stätte zurechtzuzimmern, rückte aber eine Moschee hart an seine hohen Seitenwände. Heute dehnen sich im Inneren des alten Tempels die Gräber eines türkischen Friedhofes mit ihren schmucklosen Denksteinen. Es ist, als hätten sich die Zeichen des Todes zwischen dieses

Digitized by Google

Denkmal der Pracht hineingedrängt, um die Vergänglichkeit aller Größe zu predigen.

Eine Merkwürdigkeit gibt den Mauerresten des Augustustempels ein besonderes kulturhistorisches Relief: das sogenannte Testament des Augustus. Siebzig Jahre alt, beliebte der Imperator mit eigener Hand eine Denkschrift seiner Machttaten zu verfassen, die eine ewige Erinnerung an die Augusteische Glanzzeit des Römerreiches bilden sollte. Die auf dem Forum zu Rom ausgestellten Erztafeln verschwanden, die den Vestalinnen zur Behütung anvertraute Urschrift ging verloren, und wir wußten von dem eigenartigen Zeugnis der Selbstverherrlichung so gut wie nichts mehr, bis die nach dem Original hier den Tempelwänden von den schmeichlerisch untertänigen Galatern eingegrabene Inschrift entdeckt wurde. Busbeck, der Gesandte Ferdinands I. am Hofe der Sultâne, der als erster Europäer gelegentlich seiner Reise ins Hauptquartier Solimans des Prächtigen, 1553 bis 1555, das Innere Kleinasiens durchquerte,[59]) brachte die Kunde von dem „Monumentum Ancyranum“ nach Europa und ließ durch seinen Begleiter, den Schwaben Hans Dernschwam, die Inschrift kopieren. Die Berliner Akademie der Wissenschaften hat sie durch Humann im Jahre 1882 in einem sorgfältigen Gipsabdruck der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht. „Achtzehn Jahre alt“, so hebt Augustus an, „habe ich aus eigenen Mitteln eine Armee ins Feld gestellt und mit dieser der geknechteten Republik die Freiheit wiedergeschenkt. Zu Wasser und zu Lande führte ich Kriege, gegen die ganze Welt habe

Digitized by Google

ich gefochten" u. s. w., im Tone der bekannten Selbstberäucherung römischer Cäsaren.

Zwischen den nüchternen Lehm- und Ziegelbauten steht noch ein anderes bedeutendes Zeugnis römischer Herrschaft: die Säule des Pompeius, in ihrer Form an die in Alexandria befindliche erinnernd. Ein friedliches Storchnest nimmt die Spitze der Säule ein. Solche Idyllen sind in Kleinasien häufig. Nach dem Glauben der Landbevölkerung hat nun allerdings der Storch nichts mit der Kinderbescherung zu tun, wohl aber soll seine Anwesenheit vor Feuersgefahr feien. Sorgsam wird darum sein Nest gehütet; eine dem Einsturz nahe Hütte wird eher *seinethalben* gestützt und gerichtet als wegen der erbarmenswerten Gebrechlichkeit der vier Herdwände.

Die Sprache des Unterganges, des Verfalls wird laut, wo wir auch die Stadt durchwandern. Von der einstigen Üppigkeit, die an glänzenden Fechterspielen Gefallen fand, von der frivolen Lebenslust, gegen die der Apostel Paulus in seinen Briefen an die Galater eiferte, keine Spur mehr. Auch die alte große islamische Welt ist stumm geworden. Verschwunden ist das Angora des siebzehnten Jahrhunderts, von dem der Chronist Ewlija erzählt, jenes Angora, das 3000 Brunnen, 200 Bäder, 76 Moscheen, 180 Knabenschulen, unzählige Paläste und Basare hatte.

Ein Labyrinth enger Gassen zeigt das mohammedanische Viertel. Ein etwas freundlicheres und regelmäßigeres Gesicht hat das Quartier der Christen. Katholische Armenier und Griechen spielen, obwohl sie

Digitized by Google

nur ein Drittel der etwa vierzigtausend Bewohner stellen, im öffentlichen Leben und im Handel eine führende Rolle.

Nur die Natur ist nicht erstickt. Prächtig reifen in Angoras Gärten die Äpfel, Birnen, Aprikosen, Pflaumen, Pfirsiche; golden prangen die Trauben in den Weinbergen, nach denen zur Sommerszeit arm und reich hinauswandert, um in den schmucken Villen oder primitiven Holzhäuschen Ruhe und Kühlung zu suchen.

Angoras Name ist in Europa geläufig dank seinen Ziegen mit ihrer schönen und wertvollen seidenartigen Behaarung. Zu Tausenden füllen sie die Weiden des Landstriches von Angora wie der gesamten kleinasiatischen Hochlandsteppen. Die Angorakatze ist jedoch nicht hier, sondern im armenischen Hochland heimisch.

Quelle des Wohlstandes war für Angora Jahrhunderte hindurch das vließartige Ziegenhaar (Tiftik) und die schönflockige Schafwolle (Mohair). Zu Anfang vorigen Jahrhunderts sollen tausend Webstühle für die Fertigung von Teppichen und Gewändern gearbeitet haben. Die europäische Maschinentechnik hat den meisten orientalischen Hausindustrien die Blüte genommen. So ist es auch mit dieser geschehen. Heute gehen Tiftik und Mohair lediglich in rohem Zustande nach Konstantinopel und verteilen sich von dort über die europäischen Industrieplätze.

Neue Regsamkeit entfaltet sich, neue Gütermengen häufen sich und wandern hinaus, seitdem der „Karawapór", der Landdampfer, wie die Türken sagen, seinen Einzug in die Stadt gehalten hat. Über kurz oder

Digitized by Google

lang wird Angora nicht mehr Endpunkt der Anatolischen Bahn sein. Ein Fermân des Sultâns Abdul Hamid hat endgültig am 21. Januar 1902 trotz zahlreicher privater und politischer Gegnerschaft die Anatolische Bahngesellschaft ermächtigt, Kulturträgerin bis zum fernsten Osten des türkischen Reiches zu werden. Wenn sich die eisernen Schienen über Kaisarié nach dem Euphrat und Tigris fortsetzen, wird eine neue Handelsstraße von Konstantinopel über Bagdad nach dem Persischen Meerbusen und nach Indien entstehen. Dann bricht für Angora und die ganze anatolische Erdscholle wie für die anliegenden Länder, namentlich Mesopotamien, eine neue Zeit, eine große Zukunft herein. Und ein solcher Aufschwung würde nicht allzulange auf sich warten lassen, wenn sich die türkische Regierung entschließen würde, das von unseren Neidern genährte Mißtrauen beiseite zu setzen und der deutschen Hülfe, besonders der deutschen Bauernkraft bei derartigem Werke sich zu ihrem eigenen Vorteil zu bedienen, eine Idee, die ich in meiner Arbeit „Die Bagdadbahn und das schwäbische Bauernelement in Transkaukasien" auszuspinnen Gelegenheit fand.[60])

Eine mächtige Zivilisationsarbeit hat die Anatolische Bahn in Kleinasien geschaffen. Eine Saat hat sie ausgestreut, die eines Tages eine reiche Ernte geben muß. Wird erst das kleinasiatische Brachland vom Pfluge gefurcht, kommen alle die neu eröffneten Quellen für Handel und Industrie in Fluß, so wird sich das Deutschtum in diesem Teile Vorderasiens nicht zu verstecken brauchen.

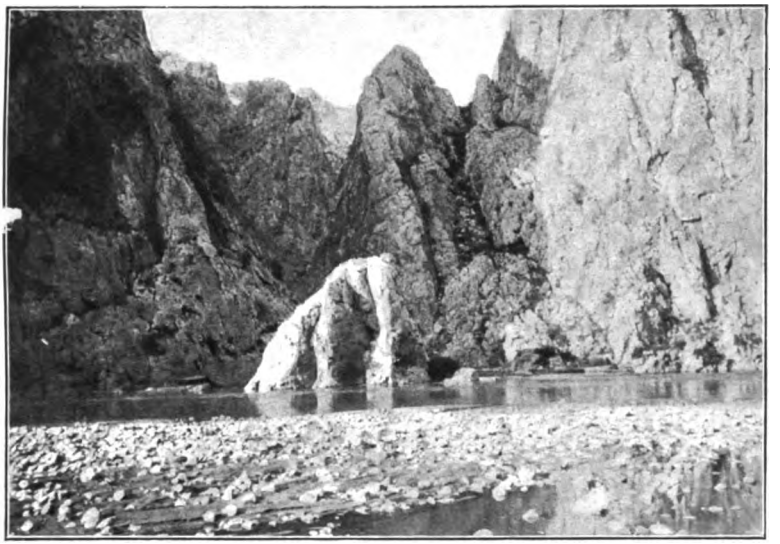
Digitized by Google

Durch Makedonien und Albanien.

„Sibeftſché — Sibeftſché“ ſchrillt es eindringlich aus den Kehlen der mit Fes und Troddel bekleideten Schaffner. Das ſerbiſche Land iſt alſo glücklich von Nord nach Süd durchquert, und wir ſtehen auf der Fahrt nach Salonik auf türkiſcher Erde. Ein kriegeriſches Geſicht zeigt Bahnhofsgebäude und Vorplatz. Die türkiſchen Milizen, die Gewehr bei Fuß vor der Zollhalle Wache halten, können die Gleichgültigkeit und Langeweile, die ſich auf ihren Geſichtern zeichnet, trotz gezwungener würdevoller Poſe ſchlechterdings nicht verhehlen. Mit deſto größerem Amtseifer aber ſtürzen die Saptiehs, die Polizeiſoldaten, denen die Karabiner an langen Bandelieren um Schultern und Hüften baumeln, nach den Kupees und muſtern langſam die Inſaſſen. Weniger die jungtürkiſche als die makedoniſche Gefahr läßt ſie nach bulgariſchen Agitatoren fahnden.

Eine Zoll- und Paßreviſion an türkiſcher Grenze zählt der Uneingeweihte nicht zu den Annehmlichkeiten der Reiſe. Sie verlangt Geduld und „Bakſchiſch“ und Geduld und abermals „Bakſchiſch“. Und wer aus

Digitized by Google



Zu Seite 310. **Das „eiserne Tor" Makedoniens.*)**

Zu Seite 311. **In der makedonischen Kampagna.*)**

*) Nach Photographien des Herrn Bankbeamten Grohmann in Saloniki.

Digitized by Google

Digitized by Google

Prinzip dem Trinkgelderwesen abhold ist, der darf sicher sein, auf gleich strenge Grundsätze auf entgegengesetzter Seite zu treffen, die in einer verlöteten Konservenbüchse Dynamit, in einem Patentkorkenzieher unbekannten Systems ein Mordgewehr und in Bädekers oder Meyers Reiseführer ein Buch staatsgefährlichen Inhalts wittern, den verdächtigen Gegenstand in Beschlag nehmen oder bei milder Gesinnung ihn so lange in Verwahrung halten, bis man den Staub des heiligen Sultânreiches wieder von den Füßen schüttelt. Eine spätere Beschwerde durch ein Konsulat ist entschieden eine schöne Sache, vorausgesetzt, daß der betreffende Konsul Muße und Laune hat, sich einer so unpolitischen Lappalie eines Durchschnittsreisenden anzunehmen, und verbindliche Entschuldigungen auf dem Papier — daß eine staatliche Behörde ob eines Irrtums sich entschuldigt, geschieht in einem reaktionären Lande wie die Türkei wirklich und wahrhaftig — machen gewiß einen recht befriedigenden Eindruck. Freilich die verursachten Beschwerden, Laufereien und Schreibereien kosten an Zeit und Geld oft das Zehnfache dessen, was so ein freiwilliger, mit Anstand und Liebenswürdigkeit — große Heimlichkeit ist weniger von nöten — gespendeter harmloser Bakschisch verlangt.

Wer nun außer dem Bakschisch die Empfehlung eines höheren Würdenträgers auf das unverdorbene, noch für Autorität empfängliche Gemüt eines Zollbeamten wirken läßt, der darf jeder Drangsalierung frei sein, und für ihn ist mit einem ehrerbietigen „Sselam" (Gruß auf orientalische Art) die Zollrevision

Digitized by Google

erledigt, ohne daß die Kofferschlüssel sich in Bewegung setzen und die Kistendeckel sich heben müssen. So wenigstens war es nach meiner Erfahrung. Ich hatte mein an alle Zoll- und Polizeichefs gerichtetes Befürwortungsschreiben kaum einem Beamten unter die Augen gehalten, so flüsterte er auch schon etwas Ähnliches wie „böjük efendi" (wörtlich großer, d. h. angesehener Herr) dem nächststehenden Soldaten zu, und mein Reisegefährte und ich wurden eilends in den weißgetünchten und mit ein paar Buntdrucken geschmückten „Salon" komplimentiert. Zigaretten und Kawé (Kaffee) in zierlichen Liliputanertäßchen waren schnell zur Hand und höflich gereicht. So konnten wir denn wohlgeborgen auf die in der Zollhalle sich drängende Menge durch das niedere Fenster herabblicken, auf die erregt gestikulierende schwarzäugige Serbin, die ihre unter den Händen des Zöllners befindlichen, mit reichen Seidenstickereien behangenen Jäckchen und Röckchen wie eine Löwin ihr Junges gegen Zollgebühr verteidigte, auf den langröckigen alten Zinzaren, dem die Piaster erst dann in der Tasche locker wurden, als das Wühlen in seiner mit Goldblechknöpfen beschlagenen Kiste tiefer und tiefer sich erstreckte.

So oft ich mit türkischen Behörden in der Hauptstadt wie in den entferntesten Provinzen in Berührung kam, bin ich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, stets sehr glücklich gefahren. Freundliches Entgegentreten, eine Partie würdevoller Komplimente nach dem Geschmack des Orientalen — das Sprichwort „Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land"

Digitized by Google

gilt auch unter den Asiaten — sichern immer ein gewisses Wohlwollen für ausgesprochene Wünsche und Absichten und vereiteln selbst bei dem verstocktesten, dem „Frenk" (Franken) innerlich grollenden Alttürken ein feindliches Verhalten. Wer jedoch vom Piedestal des europäischen Kulturmenschen herab die Türken als Wesen unvollkommener Art betrachtet, wer auf Wanderungen im Inneren des Landes Besuche bei großen oder kleinen Würdenträgern als überflüssige Höflichkeit erachtet, die zudem stets den Vorteil bringen, den gegen jeden Fremden keimenden Argwohn zu entwaffnen, der darf nicht klagen, wenn seinen Schritten Erschwerung oder Hindernis bereitet wird.

Der „Nasir" (Zolldirektor) erschien. Nach dem üblichen Begrüßungs- und Plauderzeremoniell — in medias res zu gehen, wäre gegen jeden orientalischen Gebrauch, und so erledigt sich denn die Hauptsache immer zu guterletzt — ließ er durch einen „Hammâl" (Packträger) unser Gepäck herbeiholen. Sollte er mit einer Visitation Ernst machen? Mir wurde es bei dem Gedanken etwas bänglich ums Herz. In meinem Rucksack befand sich sichtlich und greifbar eine kleine Sammlung von Literatur über Makedonien, lagen einträchtiglich nebeneinander die Werke von Autoren, die sich in der makedonischen Frage, namentlich hinsichtlich der Nationalitätenverteilung so grimmig befehden, und die volle Serie der österreichischen Generalstabskarten von Makedonien und Albanien, alles nach türkischen Zensurvorschriften schwere Kontrebande. Aber es war doch nur eine äußerliche Wahrung des Gesetzes. Der prüfende Be-

Digitized by Google

amte wühlte und tastete in den Koffern und Schachteln umher, führte einige Stücke pflichtschuldigst ans Licht unter gefliſſentlicher Umgehung der gefährlichen Gegenstände, und auf einen Wink des Naſir hin war die Prozedur in wenigen Augenblicken erledigt.

Nach ziemlich halbſtündigem Aufenthalt in Sibeftſché ſetzt ſich dann der „Schnellzug" Belgrad—Salonik wieder in Bewegung. Die Sonne ſcheint, wohin der Blick auch ſtreift, allen Pflanzenwuchs verſengt zu haben. Dieſelbe Morawa, die wir geſtern im nordſerbiſchen Hügelland durch ein Eden von Obſtgärten und wildem Buſchwerk ſich winden ſahen, rieſelt hier an dürren Ackerfeldern vorüber. Finſter türmt ſich im Weſten der waldloſe „Karadagh", deſſen ſchwarze nackte Wände ihm dieſen Namen wahrlich zu Recht geben.

So bequem im übrigen die Waggons der Orientaliſchen Eiſenbahnen ſind, die Hitze wird zur Sommerzeit in ihrem Inneren ſchier unerträglich. Sie ſtieg mittags 1 Uhr beinahe zur Dampfbadatmoſphäre. Dies hinderte jedoch unſere beiden Reiſegenoſſen, die zwei Zinzaren, die ſich nach Art der meiſten Walachen auf meine Nachfrage zunächſt als „Griechen" aus Kaſtoria im ſüdlichen Makedonien bekannten, nicht im mindeſten, die pelzverbrämten dicken ſchwarzen Jacken noch feſter zu knöpfen. Mir will leider nicht ſo viel Glück erblühen, wie dem 1888 zur ethnographiſchen Erkundung ausziehenden Spiridion Gopčevič, dem Entdecker der Vorherrſchaft des Serbentums im geſamten Makedonien. Wie er in ſeinem Werke „Altſerbien und Makedonien" erzählt, führt ihn der liebe Zufall im Kupee auf der

Digitized by Google

Strecke Niſch—Salonik mit lauter Perſonen zuſammen, teilweiſe mit ſolchen niedrigen Standes und mangelhafter Bildung, die ihn mit der verblüffenden Sachkenntnis eines berufenen Statiſtikers betreffs der in der Ferne aus dem Grün tauchenden Ortſchaften die Zahl der Häuſer, der Bewohner, der in jeder Dorfſchaft vertretenen Nationalitäten zu nennen wiſſen! Meine Bekanntſchaft beſchränkte ſich auf eine Griechin aus Seres, der ebenſoviel Liebenswürdigkeit als Üppigkeit zu eigen war, auf den türkiſchen Polizeiſchreiber, der mit wunderbarer Behendigkeit auf lauter ſchmalen, dem Handballen der Linken aufgelegten Papierſtreifen die Päſſe jeglicher Mitreiſenden bis auf die kleinſten in ihnen enthaltenen Einzelheiten verzeichnete, auf eine italieniſche Familie, die aus einer Sommerfriſche der ſerbiſchen Berge heimkehrte. Die Kinder ſprachen ſämtlich ein leidlich verſtändliches Deutſch, und der Vater, ein Kaufmann aus Salonik, äußerte mit Stolz, ſein Sohn ſolle in einem deutſchen Geſchäftshauſe herangebildet werden. Wie wenig wiſſen unſere deutſchen kaufmänniſchen Kreiſe noch davon, welchen glänzenden Namen die deutſchen Erzeugniſſe und der deutſche Handelsgeiſt im öſtlichen Mittelmeer gewonnen haben.

Reges Leben umfaßt jetzt das Auge zu ſeiten der Bahnſpur. Züge von Landleuten pilgern durch die Fluren. Hohe Schöpfräder treibt der Wardar, die ſein Waſſer in blühende Gärten gießen. Eine Bergpyramide, der Ljubotrin, die höchſte Erhebung der Balkanhalbinſel, aus dunklen, zum Albanerland ſich ziehenden Ketten hervortretend, thront über dem Ge-

Digitized by Google

lände. Wir nähern uns Üsküb. In eine Talsenke bettet sich zur Linken des Flusses anmutig die Stadt. Ein Burghügel überragt das unregelmäßig sich dehnende Häuserfeld. Slawischen Ohren klingt „Skoplje“ freilich angenehmer als das türkische Üsküb, zu dem „Skopi“, der Mittelpunkt des dardanischen Straßenzugs der Römer,[61]) umgebildet wurde. Hier war es, wo im vierzehnten Jahrhundert, nachdem ein mächtiges Serbenreich sich gegliedert hatte, Stephan Duschân zum „Zar der Serben und Griechen“ 1346 sich krönen ließ.

Enger umschnüren die Höhen das Flußtal. Störche waten durch die hohen Binsen. Büffel liegen im sumpfigen Ufersaum und starren auf die vorüberfausenden Eisenbahnwagen. Eine reizvolle Szenerie baut sich auf, als wir das an steile Berglehnen sich schmiegende „Köprülü“ mit seiner malerischen braunen Holzbrücke streifen. Rauher und nrsprünglicher gestaltet sich die Landschaft, da wir in das Felsdefilé von „Demirkapú“, das „Eiserne Tor Makedoniens“, einfahren. An Klippen und Steinfeldern schießt schäumend der Wardar vorbei, mit seinem hellen Rauschen selbst das Dröhnen der rollenden Eisenbahnwagen übertönend.

Schon schiebt die Dämmerung ihre Schatten einher. Die Schwellen der Berge treten zurück von unserem Wege. Saftige, strotzende Erde dehnt sich nun, die nach Pflug und Spaten verlangt. Es ist altes makedonisches Kernland, das wir durchfahren, jenes Land, das seinem ersten, in Tatkraft und List gleich großen König Philipp die Macht lieh, vom Herrn eines kleinen Fürstentums zum Oberbefehlshaber aller hellenischen

Digitized by Google

Staaten aufzusteigen, das einem Alexander die nach Ruhm und Narben dürstenden Mannen zu jenen Phalangen gab, mit denen er den halben Erdenrund durchstürmte und die Welt des Orients in neue Bahnen fügte.

Noch schreitet der Wardar zu unserer Seite, der seit Üsküb neben uns dahingleitet. Als wäre er müde seines langen Weges, wandert er langsam und langsamer. Die Fluren zu seinen Flanken, liebkosend scheint er sie zu tränken. Der breiten Straße, die er vor Jahrtausenden gebahnt hat, folgt heute die schnaubende Lokomotive mit ihren Wagenlasten. Und ehedem nützten sie die Karawanen auf ihren Zügen vom Meer zum Gebirg und von den Bergen zu Tal, die Völkerscharen, wenn sie zu Krieg und Beute drängten von Nord nach Süd und von Süden nach Norden. Was hat der Wardar nicht alles gesehen an hartnäckigem Kampf, an wilder Leidenschaft! Seine Wasser zur Wegrichtung sich erspürend, kamen die raubgierigen Slawenhorden hinab, von Jahrhundert zu Jahrhundert neue und wieder neue. Und die Kohorten der Byzantiner marschierten aufwärts durch seine Tore zur Verteidigung der fruchttragenden Gefilde und der handelsregen Städte an den Gestaden des Meeres. Seine Ufer hinauf tasteten die in der Schlacht gefangenen, vom „Bulgarentöter" Alexios geblendeten Fünfzehntausend zu ihrem Serbenkaiser Samuel, je hundert geführt von einem Einäugigen. Der Spur des Wardar folgten die türkischen Heerscharen des Murad und Bajasid auf dem Marsche zum Amselfeld, auf dem die

Digitized by Google

Blüte der Ritterschaft von Serben und Bulgaren, von Bosniern und Kroaten, von Walachen und Albanesen in tapferer Gegenwehr verblutete.

Der Mond liegt über allem Land, über dem Spiegel des Flusses, der zu erstarren scheint, über der Ebene, über den Bergwänden im Hintergrunde zur Rechten und zur Linken. Er umkleidet mit geisterhaftem Lichte die Felder, daß ihnen Schemen auf Schemen zu entsteigen scheinen, er durchflutet mit tausend weißen Adern die weiteste Ferne, daß sie näher und näher tritt und vor dem Auge Gestalt gewinnen will. Aus versumpften Ödnissen hebt sich das alte Pella, die Hauptstadt des mächtigen Philipp, und über dieser sein Königshaus, das Zeuxis, der erste griechische Meister in Linie und Farbe, mit seinen Malereien einst schmückte. Und fernab scheint es zu zittern und zu zucken über den Gipfeln des thrakischen Olympos. Zu Ehren des Dionysos stürmen über die öden Höhen lange Scharen wallfahrender Frauen zur Zeit der Wintersonnenwende, dem Geburtsfest des „allersüßesten Götterkindes". Thyrsusstäbe, glutende Fackeln, schrillende Pfeifen und dumpfe Pauken, inbrünstiges Klagegeschrei begleiten die tolle Andacht. Schaurige Buße und wilde Sinnenlust feiern im Taumel des Festes Vermählung. Und die Reihen der Schwärmerinnen führt die Königin Olympias, deren Bacchantenseele den Traum gebiert, ein Feuerbrand breche aus ihrem Leibe hervor, der die Erde entzünden und verzehren will.

Über das Meer hinweg, an dessen Rand die Schienen in wenigen Minuten uns tragen werden, verfolge ich

Digitized by Google

in Gedanken den Weg, welchen der Sohn des Philipp und der Olympias in Kraft und Ungestüm nahm, um niemals wiederzukehren, den Weg über die kleinasiatische Scholle zum Lande der zwei Ströme, über die Hochebenen Persiens zu den Ufern des Indus. Wird sie wieder einmal in eroberndem Zuge begangen werden, diese Straße, von einem zweiten Heros, von einem anderen Volke? Vielleicht nicht mit blankem Schwert, sondern mit Pflugschar und Hacke, mit den Erzeugnissen heimischer Arbeit, mit den Waffen des Geistes. Wird abendländische Gesittung wieder wie im Gefolge eines Alexander das Morgenland für Jahrhunderte fassen und durchdringen, und vielleicht, getroffen von den Stürmen neuer Wildheit, die aus den innerasiatischen Steppen hervorbrechen, abermals verdorren und absterben?

* * *

Dem tollen Gewirr dienstbeflissener Menschheit, das nach des Zuges Ankunft behende Lastträger, schreiende Rosselenker und zudringliche Vermittler vor der Bahnhofshalle von Salonik[62]) bilden, haben wir uns schnell entwunden. Das deutsche Konsulat hat uns liebenswürdigst seinen ersten Kawassen gesandt, einen jungen geschmeidigen Albanesen, der nicht wie sonst die zünftigen Kawassen in das theatralische Gewand seiner Stammesgenossen gekleidet, mit hochgeschürztem Weiberrock und waffengespicktem Gürtel geziert ist, sondern als Amtstracht eine Art türkischer Offiziersuniform mit sympathischer Würde zu tragen versteht. So stehen die nötigen „Hammâls" und ein kecker „Arabadji" schon bereit, und

Digitized by Google

mit unserem stolzen Beschützer auf dem Bock jagen wir in bequemer Karosse durch das Halbdunkel der Vorstadtstraßen. An Schneidigkeit gibt unser Wagenführer seinen Konstantinopler Kollegen durchaus nichts nach. Auch als wir zum Hôtel d'Angleterre von der leidlich breiten „Rue de Wardar" in unselig gepflasterte enge Seitengassen abbiegen, läßt er sein Zweigespann in solchem Behagen dahinschießen, daß mehr wie ein harmloser abendlicher Spaziergänger mit knapper Mühe sich zur Rettung seines Leibes an die Hauswand zu drücken vermag, und die Gepäckstücke wie wir selbst auf den Sitzen einen Luftsprung nach dem anderen tun.

Die schmucken Räume des neuerbauten Hôtel d'Angleterre nehmen uns auf. Es beherbergt uns ein geräumiges, doppelfenstriges Zimmer mit netzüberspanntem Bett, mit großem weichen Teppich, der unbeschmutzt und unzerrissen, einem sauberen Waschtisch, auf dem wahrhaftig Krüge und Schüsseln ohne Löcher und Sprünge prangen, so daß mir gar nicht recht sich das Gefühl rege machen will, als befinde ich mich auf orientalischem Boden. Die in türkisch, griechisch und französisch gegebene Hotelordnung, welche unter Glas und Rahmen in gehöriger auffälliger Breite die Hauptwand des Zimmers deckt, belehrt freilich ein wenig, daß noch nicht alle Besucher dieses modernen Hotelbaus mit der europäischen Etikette sich im Einklang befinden. Sie gebietet peinlichst, daß man zum Schlafen das vorhandene Bettgestell aufzusuchen habe, und verpönt strengsten Tones, sich mit Decken oder Kissen auf dem Erdboden ein Ruhelager zu bereiten.

Digitized by Google

Durch die offenen Fenster herauf hallt ein Klirren von Gläsern und Tassen, ein Summen und Schwirren von Stimmen, aus dem bald ein türkisches, bald ein griechisches Wort, auch einige deutsche Laute deutlicher hervordringen. Es ist die Stunde, wo die Geschäftswelt und die müßige, elegante Jugend von Salonik im Kaffeehaus des Hotels beim Glase Pschorrbräu ihre Plauderstunde hält. Zum Stammtisch der Ingenieure und Eisenbahnbeamten der „Orientalischen Eisenbahnen" sind wir geladen. Ein wackeres Pionierkorps für deutsche Zivilisation und Arbeit stellen diese Herren, von denen die Mehrzahl schon seit sechzehn Jahren, seit Beginn des Baues der gestern von uns befahrenen Bahnstrecke das sonnige Salonik ihre Heimat nennt. Das süddeutsche Element, Württemberger, Badenser, Bayern, Österreicher, haben unter ihnen den Vorrang. Die Leitung der „Orientalischen Eisenbahnen" sucht auch den deutschen Einfluß mit ehrlichem Wollen zu stützen. Nach ihren Verordnungen ist auch für die Stellen der niederen Beamten solchen Personen der Vorzug einzuräumen, welche der deutschen Sprache mächtig sind. So verstehen und sprechen fast alle einheimischen Unterbeamten, mit denen ich in Berührung kam, auf der deutschen Schule in Salonik zumeist herangebildet, ein recht klares und gutes Deutsch.

Die Luft hat noch die drückende Schwüle des Tages. Selbst auf der gefälligen Strandpromenade, die an Stelle der ehemaligen, dem Zuzug vom Meere her wehrenden Festungslinien die Stadt im Süden begrenzt, will der kühlende Abendwind noch nicht fühlbar

Digitized by Google

werden. Der Saloniker Korso hat seine Buntheit und Lebhaftigkeit, die er nach Sonnenuntergang zu entfalten pflegt, zu dieser Stunde schon eingebüßt. Nur einzelne auf und nieder schlendernde Gruppen zeigen sich auf dem Quai: gemessenen Ganges türkische „Softas" (Priester) im langen schwarzen Kaftan und angetan mit leuchtendem weißen Turban, graziösen Schrittes junge Jüdinnen an der Seite ihres Gatten, doppelt anmutig in der Zier ihrer nationalen Kostüme, und wohlbeleibte Matronen, umgeben von reicher Kinderschar. Das Mondenlicht bricht sich auf den langen grünen und gelben Bändern der runden Kopfhauben, auf den weißen Stickereien des Mieders, den rotbraunen, bauschigen Röcken des Überkleides; etwas Märchenhaftes, Versteckt-prächtiges, die Sinne Schmeichelndes atmet unter diesem warmen Lichte das Spiel der Farben und Gewänder.

Endlich springt eine erfrischende Seebrise auf. Weiße Wolken kommen von Süden über die matten Schatten der Berge Thessaliens, die das vom nächtlichen Dunkel umhüllte Haupt des Olympos tragen, jählings daher und schieben phantastische Linien in das eintönige Blaßgrau des mondhellen Himmels. Ein heiteres, tänzelndes Leben liegt auf den Wellen, die vom Winde bewegt, auf- und niedersteigen und das Mondenlicht über den offenen Golf hinauf bis ins Unendliche zu tragen scheinen. Nur hier und da legt sich ein dunkler, breiter Schiffskörper in die leuchtende Fläche. Zur Fahrt lockt es über den Spiegel der Bai.

Digitized by Google

Zu Seite 317. **Saloniki.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Barke, die wir besteigen, ist keine kokette venetianische Gondola mit blinkendem Eisenschnabel, kein zierlicher leichter Kaïk, wie er die Wasser des Goldenen Horns durchschneidet, sondern ein breites schwerfälliges Ungetüm. Und kein „Barcarole" mit weißen Linnen und bunter Schärpe treibt unser Fahrzeug, sondern ein bärtiger stämmiger Jude, der, die nackten Füße fest gegen das Querholz der Barke stemmend, mit sehnigen Armen das Ruder regiert.

Die schwarze Masse der Stadt löst sich, je mehr wir von der Marina uns entfernen. Lichtguirlanden deuten die Linien der Straßen. Mit zahlreichen rotgelben Punkten, die aus dem Dunkel der Mauerzüge hervorbrechen, erscheint die Unterstadt besät. Seltener und zarter funkeln die Lichter von den Anhöhen, an denen die auseinandergeschobenen Häuserreihen des oberen Salonik sich emporranken, und mit dem Weißgrau des Himmels verschwimmen auf der Spitze des Hügels die schillernden Türme und Bastionen der altersschwachen Zitadelle.

Kein Laut dringt vom Ufer mehr zu unserer Barke herüber. Ein Bild nächtlichen seligen Träumens gibt die Stadt. Es ist, als ob die Weichheit, welche Luft, Licht und Farbe tragen, sich immer von neuem ausgießt über ihre Mauern und alle Beschaulichkeit, allen Lebensgenuß, von denen die Zeiten Saloniks zu vermelden wissen, nimmer aus ihnen weichen läßt.

* * *

Es verlangt ein wenig Selbstkasteiung, ungeachtet der schweren Augusthitze durch die Straßen einer Hügel-

Digitized by Google

stadt wie Salonik auf und ab zu pilgern, um Bild nach Bild, Szene nach Szene zu erhaschen und so eine zusammenhängende Vorstellung dessen zu gewinnen, was als Eigenart in der Erinnerung haften darf. Doch Geduld und Liebe zum Spüren und Suchen lassen in den Städten des Orients selten eine Streife durch holprige Gassen, über sonnige Ruinenfelder unbelohnt und drängen immer zu neuen Wanderungen nach versteckten Winkeln und Heimlichkeiten. Da tun sich so manches Mal die Tore der Behausungen auf und lassen den Blick über ihr Inneres schweifen, da ladet ein gastliches Wort zum Verweilen in Hof oder Vorhalle, da verrät oft genug das Spiel der Kinder an den Türen, in den Gärten und an den Brunnen durch Wort und Art das Wesen, das einer uns fremden Rasse innewohnt, da wird zur Zeit der Mund derjenigen beredt, welche die Neugier zum beschaulich durch ihre Gassen Wandernden treibt, der Mund des Bettlers, der auf den Gräbern der inmitten der Häuserreihen sich bettenden Kirchhöfe sitzt und, sich heimisch fühlend inmitten der Zeichen der Vergänglichkeit, der Almosen wartet, der Mund des ernsten Imâms, der unter der Pforte seiner Moschee grübelnd zu Boden starrt, der bedächtigen Alten, die, im Schatten einer Cypresse geborgen, alles Gegenwärtige sinnend an sich vorüberziehen lassen. Und schreitet im Gefolge der Neugier das Vertrauen, da werden dem Forschenden im Geplauder mit ihnen Gedanken und Dinge kund, die sonst dem Fremden vorsichtig verschlossen bleiben.

So zog ich abseits der belebten Verkehrsadern und

Digitized by Google

der geräuschvollen Basare durch die stillen Gassen des jüdischen Viertels von Salonik, die reichlich die Hälfte seines Stadtfeldes füllen, so kletterte ich zwischen verwilderten Buchsbäumen und Oleandern den östlichen Hang zum Burghügel empor, über den die Türken wie zumeist auf dem Balkan und namentlich in Kleinasien aus Hang zu idyllischer Behaglichkeit ihre von Baum und Busch umfriedeten Häuser verstreut haben, so kehrte ich ein in die kühle Dämmernis der Moscheen, in deren Hallen in heimlicher Herrlichkeit mit Säulen und Kapitälen der Glanz spätgriechischer Kunst sein Leben führt, und ruhte auf der Höhe, von weit sich spannender Platane geschützt, auf der Plattform eines Daches, mit den Blicken die weiße Bai messend, die wirren Haufen der Häuser, das sommerlich graue, starre Gesicht des im Rücken von Salonik sich streckenden Berglandes, der im Westen und Osten sich lagernden Ebene.

In manches jüdische Heim führte mich der Zufall. Nüchtern, schmucklos waren die getünchten Räume der Steinkasernen am Wardartor, in denen Wand an Wand Dutzende von Familien hausen, erstickende Hitze erfüllte nahe dem melancholisch öden Mauerwall der vom Feuer verzehrten Aja Sofia die Holzbaracken, unter deren niedrigem Dache in enger Kammer die Frauen jüdischer Tagelöhner emsig die Nadel führten. Nichts Unsauberes, die Sinne Verletzendes berührte das Auge, eine Liebe zur Reinlichkeit sprach aus den Behausungen dieser nicht von Reichtum begünstigten Spaniolen, eine Heiterkeit lag auf ihren Mienen, die wohltuend abstach gegen die Bilder, die ich von den schmutzigen, zu

Digitized by Google

finsterem Ernste geneigten, gedrückten nordafrikanischen Juden im Gedächtnis hatte.

Selbst die Ärmste unter ihnen, sie besaß doch die zahlreichen Stücke ihres Festgewandes, das phantastische, von bunten Bändern unter dem Kinn festgehaltene Mützchen, die sogenannte „Kóffia", mit dem breiten herabfallenden Seidenstreifen, den Silbertressen in kühnen Musterungen bedecken, dann die kokette Pelzjacke, die „Capitana", die kunstvoll gewebten Spitzen, die „Bawadórs", die das miederartige, feingewobene Hemd des ärmellosen Untergewandes umrahmen, den „Sajo", das mantelartige farbenreiche Überkleid mit den weiten Ärmeln. Unter hellem Lachen weihten sie mich ein in die Geheimnisse dieser mannigfachen Kostümteile, in die Kunst des Faltenwurfes, in die vorgeschriebene Kostbarkeit der Stoffe. Ein paar junge Mädchen, fränkisch gekleidet, schüttelten freilich, ungläubig über den Reiz solcher „unmodernen" Herrlichkeit, die Köpfe, in die auch sie gezwungen werden, wenn ein Gatte sie heimführt. Und eine alte Jüdin, mit verwelktem Gesicht, brennenden, tiefschwarzen Augen hob aus der Tiefe der Truhe wehmütig das jüdische Trauergewand, in dem sie schon zu Ehren dreier frühverstorbener Söhne einhergeschritten. Die feuerrote Mantille mit den pelzverbrämten Ärmeln, das lange „Maramâm", das schwarze doppelstreifige Tuchstück, das, einer schwer lastenden Kette ähnlich, finster vom Haupt über den grellen Mantel sich legt, sie atmen die ganze verzehrende Leidenschaftlichkeit, welche den Klageszenen orientalischer Frauen ein so seltsames, wildes, herzzerreißendes Gepräge gibt.

Digitized by Google

Zu Seite 820. Jüdin aus Salonik.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein mohammedanischer Beobachter Hadj Chalfa Rumeli schrieb vor etwa zweihundertfünfzig Jahren: „Die meisten Häuser in Salonik sind jüdische. Die aus der Christenheit heimlich entflohenen Juden retteten sich zumeist hierher und mieteten die Chane und Wohnungen auf lange Termine. Wiewohl nun die Stadt durch das Unglück, so mit Juden überhäuft zu sein, gebrandmarkt ist, so wird diese Schande doch durch den weltlichen Nutzen dieser Bewohner wieder ausgelöscht."[63]) Gewiß, noch heute stellen die der spanischen Verfolgung entronnenen Juden hier den Türken, Griechen und Bulgaren gegenüber die Mehrzahl der Stadtbevölkerung (reichlich $^2/_3$ von 110 000 Einwohnern), und seinen wirtschaftlichen Aufschwung verdankt Salonik unstreitig ihrer rastlosen Betriebsamkeit auf allen Gebieten von Handel und Gewerbe.

Eine treffliche unparteiische Schilderung entwirft von ihnen Frhr. von der Goltz, der bekannte Reorganisator der türkischen Armee, in seinem Buche „Ein Ausflug nach Macedonien" (Berlin 1894). Er sagt Seite 12: „Die Juden sind und bedeuten hier alles. Sie sind Landwirte, Kaufleute, Unternehmer, Bankiers, Kommissionäre, Geldwechsler, Handwerker, Arbeiter, Lastträger, Barkenführer. Vom Augenblick des Einlaufens in den Hafen umgeben sie uns, und wir gewöhnen uns bald daran, alles durch sie getan zu sehen. Sie haben nichts von der Unterwürfigkeit, die man so oft im Norden und Osten Europas bei ihren Glaubensgenossen findet, und das kennzeichnet sie schon in ihrer ernsteren Haltung. Die meisten sind hochgewachsen;

Digitized by Google

viele übrigens rotblond. Sie sollen durchaus energisch, ja selbst streitbar und händelsüchtig sein, wie man es auch an den spanischen Juden Konstantinopels erfahren kann. Mit den türkischen Behörden finden sie sich gut ab und fühlen sich unter der ottomanischen Herrschaft wohl; ja selbst erobernd sind einzelne Kolonien schon in die Provinzstädte vorgedrungen.[64]) Zum großen Teil haben sie die spanische Muttersprache mit vielen levantinischen Zutaten. Eine ganz treffende Bemerkung schien mir zu sein, daß man unsere heimischen Philo- und Antisemiten nach Salonik schicken solle, wo an der Stätte, an welcher sich das Judentum ungehemmt hat entwickeln können, beider Auffassungen sich mildern möchten. Die ersteren würden durch den Übermut, die Intoleranz und Selbstsucht mancher der Reichen von ihrer Vorliebe, die zweiten durch die Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit vieler der unbemittelten Juden von Salonik von ihrem Abscheu geheilt werden."

* * *

Das Walten deutscher wirtschaftlicher Arbeit in Kleinasien durch die Schöpfung der Anatolischen Eisenbahn und ihre Zukunftssphäre im Gebiete der Zweistromländer vermöge der ersehnten Bagdadbahn hat sich langsam und etwas spät, aber vielleicht desto tiefer dem deutschen Bewußtsein eingepflanzt. Daß der gleiche Unternehmungsgeist auch an einem anderen Punkte der Türkei sich betätigte, daß die durch deutsches Kapital und deutsche technische Leitung seit dem Jahre 1894 beendete „Société du Chemin de fer Ottoman

Digitized by Google

Salonique-Monastir" eine Verkehrsader durch einen von der Natur reich begünstigten und zu hohem Aufblühen geschaffenen Landteil Makedoniens geführt hat, gehört schwerlich zu den Tatsachen, die verdientermaßen der allgemeinen Kenntnis zu eigen sind. Auch die Touristik, die gerade im Orient seit einem Jahrzehnt sich auf der Suche nach neuen Pfaden befindet, hat diesen herrlichen Winkel türkischer Erde leider bis heute nicht aufgespürt. Ja, selbst wissenschaftlich gebildete Reisende sind deutscherseits auf diesem jetzt so bequemen Wege ins Innere Makedoniens selten vorgedrungen, obwohl hier der Aufgaben noch so manche für geschulte Beobachtung sich bieten. Frhr. v. d. Goltz, dessen Name so rühmlich mit der militärischen Entwickelung der Türkei verknüpft ist, und Dr. Edmund Naumann, der infolge verschiedentlicher Wanderungen auf kleinasiatischem Boden mit schärferem Auge zu sehen vermochte, haben als die letzten auf Grund ihrer Studien im Jahre 1894 uns getreue Schilderungen der Scholle des westlichen Makedoniens überliefert. Weiter ins Binnenland als bis Monastir, dem Endpunkt der 219 km langen Bahntrace, haben sie jedoch ihre Streifen nicht ausgedehnt. Grisebach (1839), Hahn (1850 und 1863) und Heinrich Barth (1862) sind mit ihren Reisen seither die wenigen deutschen Forscher geblieben, welche weiter ins Innere Makedoniens drangen.[65]) So gehört eine Tour auf der „Société du Chemin de fer Ottoman Salonique-Monastir" immerhin zu einer nicht unwesentlichen Erkundigungsfahrt, und darf eine Durchquerung des Landes westlich von Monastir, des Gebietes der Seen von

Digitized by Google

Presba und Ochrida und weiter durch Albanien bis zur Küste der Adria, wie wir dieselbe zum Ziele uns gesteckt hatten, als ein Zug durch wenig bekannte Gebiete gelten.

Die größte Schwierigkeit, die unserem Vorhaben entgegenstand, beruhte in der Beunruhigung, welche der angekündigte makedonische Aufstand bereits über das Land heraufbeschworen hatte. Mit gewisser Sorge sah ich den Verhandlungen mit den türkischen Behörden entgegen, die, wenn die Verhältnisse derartig unsichere waren, wie die damaligen, allerdings schwer zu prüfenden Mitteilungen lauteten, nicht mit Unrecht zögern mußten, einem fremden Staatsangehörigen die nötige Reiseerlaubnis zu erteilen. Denn im Falle der Gefährdung desselben sind die Reklamationen seines Heimatstaates ein Schrecknis für diejenige Provinzialverwaltung, in deren Bereich sich der Schade an Leib oder Gut des Fremden zugetragen hat. Um die Frage über Wege und Marschrichtung der Entscheidung der Beamten in den einzelnen, von der bulgarischen Aufwiegelung heimgesuchten Gegenden zu entziehen und einem Einspruch der Weiterreise im Inneren nach Möglichkeit durch eventuelle Beschwerde nach Konstantinopel begegnen zu können, hatte ich von vornherein beim Generalgouverneur des Wilajets Salonik den „Teskeré" für die volle beabsichtigte Reiseroute durch das deutsche Konsulat erbitten lassen.

Sechs Wochen hatte ich mich zwei Jahre vorher in Konstantinopel mit Geduld wappnen müssen, bis der erforderliche Paß für eine Streife durch das nördliche

Digitized by Google

Armenien in meinen Händen lag. Mit ehrlicher Verwunderung erfuhr ich schon am fünften Tage unseres Aufenthaltes in Salonik, daß der Wali die Ausfertigung des gewünschten Passes angeordnet habe und unseren Besuch erwarte. Der Schwall der Rede des für einen Türken überaus gesprächigen Herrn gipfelte in der Versicherung, daß alles Geschrei von der Unterdrückung der makedonischen Christen eitel Verleumdung sei, daß der ins Land getragenen großbulgarischen Propaganda sich zu erwehren, ein gutes Recht der türkischen Regierung sein müsse, deren energische Verfolgung ihr jedoch von den Großmächten so schwierig als denkbar gemacht werde. R. Pascha schien Wert darauf zu legen, im Auge des Deutschen als Freund der Aufklärung zu gelten, und ließ sich in heikle politische Erörterungen und Fragen ein, ganz im Gegensatz zu der Vorsicht und Zurückhaltung, die höheren türkischen Beamten sonst dem Fremden gegenüber zu eigen ist. Seit einem Menschenalter erst, schloß eine seiner Erwägungen, sind wir Türken in engere Fühlung mit europäischer Zivilisation getreten. Man bewacht und beobachtet uns draußen in den großen Kulturstaaten, man will Erfolge und Früchte unseres neuen Denkens, unserer neuen Berührungen sehen, man drängt und droht offen und unverhohlen. Kann denn eine Generation einen Schatten von dem leisten, was bei euch zehn und mehr sorgsam geschulte Geschlechter vollbrachten. Kann ein Volk sein Inneres mit einem Schlage wenden wie einen Mantel? Haben wir nicht Eisenbahnen und Straßen bauen lassen? Gestatten wir dem Fremden nicht Handel und Wandel

Digitized by Google

in unserem Reiche, und das so uneigennützig wie möglich, ohne jegliche Forderung der Steuern, die unseren eigenen Untertanen auferlegt sind? Lebt jeder nicht frei seiner Religion, innerhalb seiner vier Wände sowohl wie in seinem Gotteshause, ja sogar in der Öffentlichkeit? Durchziehen nicht bei den großen Festen die Griechen in ihren Prozessionen mit singenden Priestern, mit Weihgefäßen und Heiligenbildern die Straßen unserer Städte, ohne daß ein Mohammedaner sie hindert und kränkt, und marschieren nicht zum Schutze des Kruzifixes türkische Soldaten neben diesem? Wir sind Fanatiker in unserem Glauben, aber wir bekehren heute nicht mehr durch Gewalt, wir sind nachsichtig gegenüber jeder Religion. Es sind Franken bei mir gewesen, die gesagt haben, in ihrem Lande sei man weniger duldsam. Vor allem also: man lasse uns Zeit und Sammlung, unsere Entwickelung zu vollbringen!

Gewiß, dem eifrigen Redner war in vielen Stücken recht zu zollen. Abdul Hamid hat in den Jahren seiner Herrschaft das spröde Material, das in Volk und Reich sich ihm bieten, zu denkbar möglichem Fortschritt geführt. Freilich in solcher Freiheit von ererbter Anschauungsweise wie R. Pascha denken wenige Türken. Noch will der starre Buchstabe des Gesetzes dem Geiste jüngerer Zeiten nicht weichen, noch sind die Wege nicht gefunden, wie das feine religiöse Gewissen des Orientalen die Befehle des Propheten und die geheiligte Tradition mit dem immer heftiger schlagenden Verlangen nach Wandelung in Einklang bringen soll.

So war also der Weg ins Innere auf dem Pa-

Digitized by Google

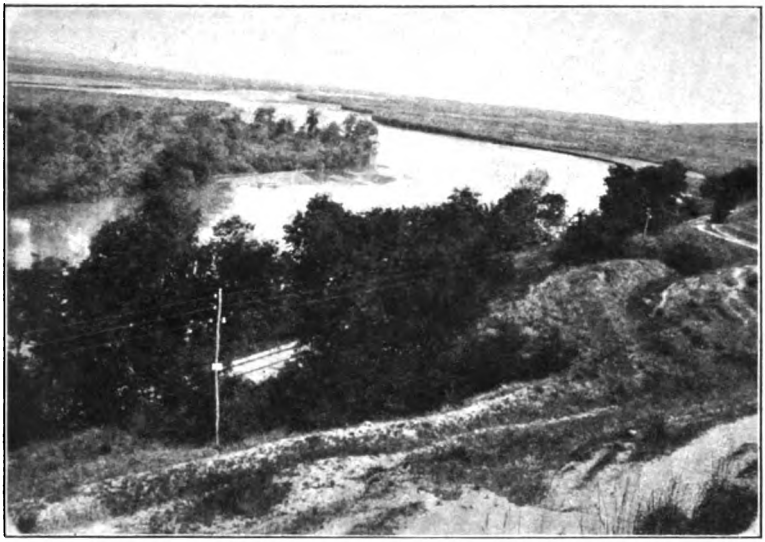
piere geebnet, und war es nun uns überlassen, die Hemmnisse, welche oft genug die türkische Politik der heimlichen Verhinderung und Erschwerung so behutsam zu legen weiß, mit Glück und Geschick zu überwinden. Die eigentliche Zusammensetzung der Karawane blieb unserem Verweilen in Monastir vorbehalten, in Salonik selbst mußten wir jedoch versuchen, einen Dragoman, der zugleich die Dienste eines Küchenchefs zu erfüllen im stande war, sowie einen sogenannten „Kawassen" zu werben, einen landeskundigen Diener und Begleiter, wie ihn europäische Reisende zur Erhöhung ihres persönlichen Ansehens schwer entbehren können. Nach langwierigem Suchen und Verhandeln waren endlich zwei geeignete Personen zum Monatslohn von fünfeinhalb Pfund türkisch gewonnen. Kerîm, ein früherer Kawasse des deutschen Konsulats, ist ein sehniger Albanese mit martialischem Schnurrbart, zitronengelber Gesichtsfarbe und keck leuchtenden Augen. Einige Herren der deutschen Kolonie meinten, sein früherer Beruf in den albanesischen Bergen sei der eines „Räuberhauptmanns" gewesen. Da Faustrecht und Stammesfehde in Albanien noch heute eine hervorragende Rolle spielen, so tauchen in den Küstenstädten oft genug Gestalten auf, deren Leben vorher ein ziemlich bewegtes war. Selbst wenn Kerîm ehemals wirklich das Amt eines edlen Piratenführers besessen hatte, so wäre das in den Augen seiner Landsleute keine gewaltige Unehre, vielleicht eher eine Art Empfehlung. So schien für eine immerhin nicht ungefährliche Reise wie die unserige Kerîm ein durchaus würdiger Begleiter. David, unser Minister

Digitized by Google

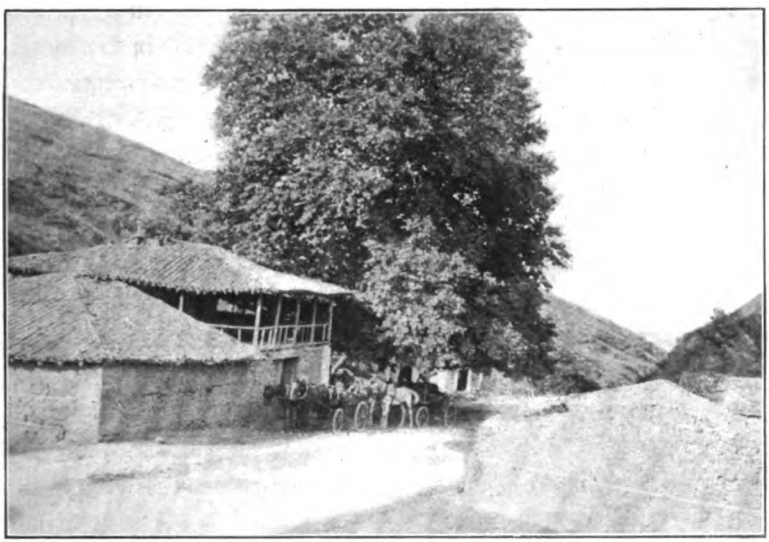
des Innern, zeichnete sich durch Zungenfertigkeit, schmiegsames Wesen und Gewandtheit in allen möglichen Künsten aus, in denen seine Rassenangehörigen in Salonik wohl erfahren sind. Jung, von kräftigem Körperbau, sogar für europäische Begriffe ein hübscher Bursche, ohne die Züge seiner Rasse, wie wir sie am Galizier gewohnt sind, für einen Juden unternehmend und abenteuerlustig — (er wollte von Herzen gern in Salonik prahlen, das berüchtigte Albanien durchzogen zu haben, und setzte seine Forderung, als wir eine andere Wahl zu treffen Miene machten, sogleich von 9 auf 6 und schließlich auf $5^1/_2$ Pfund herunter) — mochte auch David ein brauchbarer Gehilfe auf unserer Wanderung werden.

Mit dem Morgenzug, der in Salonik früh 7 Uhr 25 Min. ausfahrend, mittags 12 Uhr 4 Min. in Wodena und nachmittags 5 Uhr 20 Min. in Monastir eintrifft, verließen wir am 27. August nach achttägigem Aufenthalt die handelsrege Stätte des alten thermaischen Golfes. Heftige Gewittergüsse, deren Wasserfluten auch im Bahngebiet einige Schutzwehre jäh vom Gebirge abfallender Rinnen unweit Monastir zerstört und den Bahndamm unterwaschen hatten, waren erfrischend über das Land einhergegangen, so daß ein prächtiger, kühler und klarer Morgen uns weite Strecken zur Rechten und Linken der Bahnspur enthüllte. Der liebenswürdigen Befürwortung folgend, welche die Generaldirektion der Orientalischen Eisenbahnen meinen Plänen angedeihen ließ, war vom Inspektor Steiner und den Ingenieuren Hochgraßl und Jollas bereits eine Benachrichtigung an die Stationsbeamten ergangen, zur Kenntnis von Land

Digitized by Google



Zu Seite 330. **Am Ufer der Bistritza.*)**



Zu Seite 330. **Ein makedonischer Chan.*)**

*) Nach Photographien des Herrn Bankbeamten Grohmann in Saloniki.

Digitized by Google

Digitized by Google

und Leuten uns jede mögliche Hilfe zu gewähren. So war frohe Hoffnung und Erwartung uns zur Seite.

Aus dem Tiefland der makedonischen Kampagna durch weite Beckenlandschaften, die in ihrer tiefsten Senkung durch Seen und Sümpfe erfüllt sind, bewegt sich durch mehr oder minder nahetretende Gebirgsketten ringsher begleitet, die Bahnspur in vorwiegend westlicher Richtung hinauf zur pelagonischen Hochebene. Die Natur selbst hat also hier die Lage der menschlichen Siedelungen, den Lauf der Verkehrsadern von jeher vorgezeichnet.

Der Bahnhof von Salonik liegt am äußersten Ostende der Stadt. Sein Häuserfeld ist unseren Blicken also schnell entrückt. Mattblau umleuchtet grüßen langgezogene Höhenrücken aus der Ferne, und das Morgenlicht überspinnt den Braunton des von leichten sandigen Wellen durchfurchten Steppenlandes. Schon stehen die Felder seit zwei Monaten der Ernte entkleidet; schwer ist dem sonnegedörrten Boden zu entnehmen, wo unbestellte trockene Öde, wo lockeres Sumpfland sich streckt oder wo die Scholle Saaten zu tragen gewohnt ist. Flußbett nach Flußbett überschreitet der Schienenweg im Delta des Wardar, erst den Galliko (das in dieser Ebene gelagerte Heer des Xerxes läßt Herodot, um die Zahl der Perserscharen zu veranschaulichen, das recht ansehnliche Bächlein bis zum letzten Tropfen austrinken), dann auf schöngespannter metallener Brücke den Wardar und zuletzt den Karaasmak, den alten Ludias, der in den Wardar, den einstigen Axios sich ergießt. Schlammlagerungen zu ihren Seiten deuten auf die Macht der

Digitized by Google

Regenströme der verflossenen Tage. Über die Weiden ziehen einzelne Herden, geschützt von wohlbewaffneten Hirten, deren weite walachische Mäntel im Morgenwinde flattern.

Schmäler werden die Striche kahler brauner Erde, und fast zu zusammenhängenden grünen Bändern vereinen sich die Gärten, welche die ansehnlichen Dorfschaften umkleiden, wenn wir die Bistritza erreicht haben, die ihr blitzendes Wasser aus den südlichen Bergen hervorschickt. Üppiger Mohn zieht mannigfach geschlungene rote Guirlanden durch die Felder. Weiß glänzen inmitten des wogenden Grüns von Cypressen und Weiden, von Ulmen und Platanen, von Maulbeer- und Kirschbäumen die Mauern der bulgarischen Bauernhäuschen mit ihren gitterverzierten gedeckten, dem Hause eingebauten Veranden des Oberstocks. Slawisches Volkstum ist es zumeist, welches diese Siedelungen füllt. Hier und da tauchen die Gebäudereihen geschlossener Herrenhöfe hervor. Ein dickes, turmähnliches Bauwerk reckt sich inmitten der Scheunen und Wirtschaftshäuser um ein Doppeltes und Dreifaches ihrer Höhe auf. Zu unruhigen Zeiten flüchtete man sich in das oberste Gelaß dieses schloßartigen Mittelbaues, der weite Umschau und leichtere Verteidigung zuließ. Noch heute heißt es in Salonik im Volksmunde von den reicheren Familien, wenn sie auf diese ländlichen Sommersitze sich zurückziehen: „sie gehen auf ihren Turm".

An die Vorhöhen der stattlichen Kette des Doxiagebirges (1600 m) rückte der Schienenweg heran. Auf ihren Hängen und in ihren Tälern bergen sich, von

Digitized by Google

Obstgärten und Rebenkulturen umschlossen, die wohlbevölkerten Orte von Karaferia und Agostos. Die landschaftlichen Idyllen dieser Städte grüßen nur aus der Ferne herüber. Die Bahnstationen liegen in der vorgelagerten Ebene.

Ein Phonograph mit schrecklich blecherner Stimme kündet das Vordringen europäischer Zivilisation, als wir der Bahnhofshalle von Karaferia uns nähern. Die Aufstandsgefahr wird uns durch eine Schar von türkischen Soldaten gegenwärtig, die den Bahnhofsgebäuden zur Bewachung beigegeben sind. David, der bei jeder Haltestelle unserer Wünsche gewärtig, auf dem Trittbrett unseres Waggons erschienen ist, entwickelt seine ganze uns zugesagte Kunst des Feilschens, indem er von den Händlern hinter dem Bahnhofsspalier zwei riesige Wassermelonen zu je einem Metallik ($^1/_4$ Piaster = $4^1/_2$ Pfennig) und einen Haufen herrlicher dunkler portugiesischer Trauben zum gleichen Preise nach einigem Wortkampf zu erstehen weiß.

An den Stationen drängen sich hier Scharen griechischer Bauern. Bis zu den Bergen, deren hohe Rücken im Süden im Sonnenrauch verschwimmen, läuft die Nordgrenze geschlossenen griechischen Volkstums. Ihre Tracht hebt sich von weitem ab von solcher der slawischen Landleute. Hohe weiße oder blaue Gamaschen umschnüren das Beinkleid, und ein weites soutaneartiges Überkleid fällt bis zu den Knieen. Herbe, knochige Gesichter zeigen die Bäuerinnen, deren kurz geschnittene strähnige Haare wirr in den Nacken hängen.

Merklicher wird nunmehr die Steigung der Bahn.

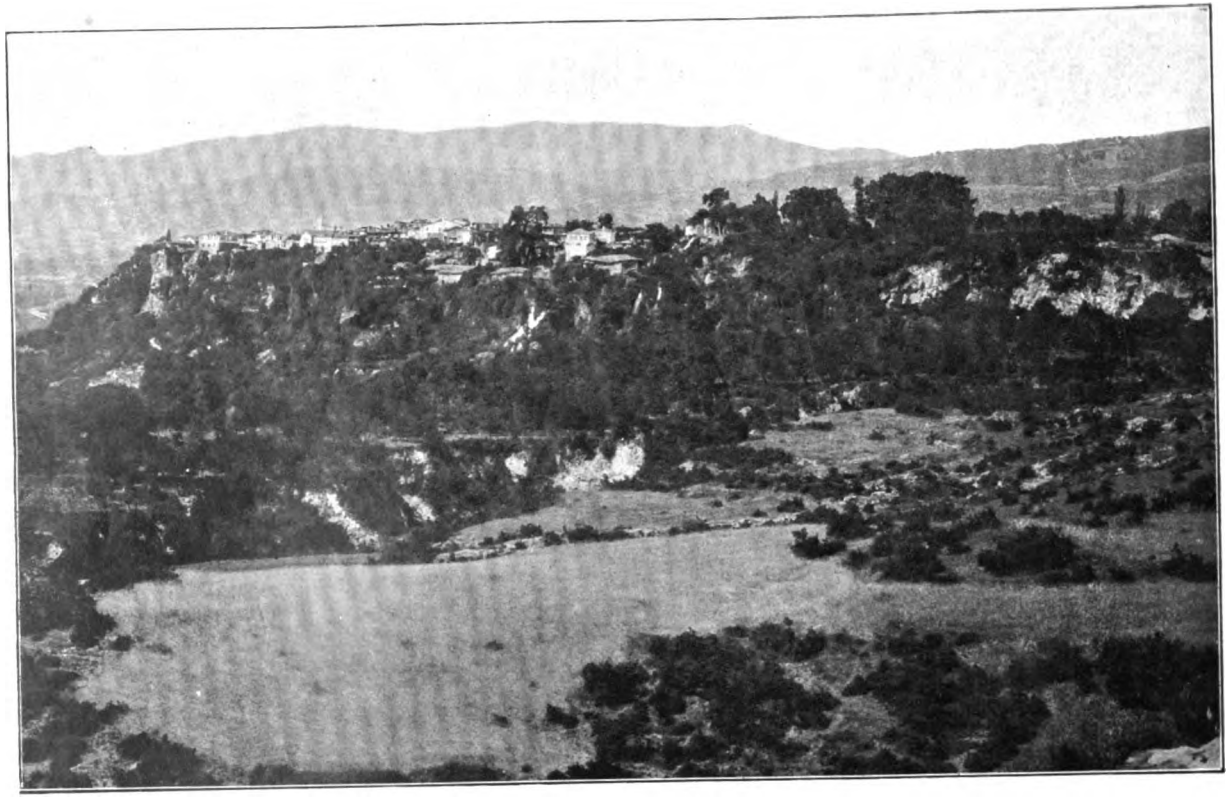
Digitized by Google

Wir überschreiten bald auf kühn gespannten Viadukten so manche Talsohle, bald fahren wir in ein quer unseren Weg schneidendes Talbecken hinein, um an dessen Ende wieder an der Berglehne entlang nach entgegengesetzter Richtung abzubiegen. Vermöge solcher Schleifen, vermittelst metallener Brücken und eingesprengter Tunnels überwinden wir von der Station Wertekop (32,4 m) bis nach Wladowa, (482,8 m) der oberhalb Wodena gelegenen Bergstufe, auf einer Strecke von 23 km nicht weniger als 450 Meter.

Der nach Osten sich weitende und in die Ebene ausmündende Talweg, zu dessen engerem Oberlauf wir emporstreben, wird plötzlich von einer senkrechten, dicht bebuschten Wand abgeschlossen, welche sich quer zu den gegenüberliegenden, die Talweite umschnürenden Bergreihen aufbaut. Zarte, helle Linien spannen sich über dieselbe; dünne weiße Adern laufen von der Höhe zur Tiefe. Glühend brennt die Mittagssonne, und zuckende Lichter strahlen von den rotbraunen Tuffkegeln und dem saftigen Pflanzenteppich, der in breiten Gespinsten über das Gestein hängt.

Allmählich entschleiert sich uns das Bild der Gartenstadt Wodena.[66]) Das leuchtende Band an der Kante des Felswürfels gibt sich den Blicken als eine Kette weißgetünchter Häuser, die an den Rand der Bergstufe sich schmiegen, und die blitzenden Fäden, mit denen sie gezeichnet ist, entpuppen sich als schäumende Wasserfälle. Es ist der Niciafluß, welcher, von den Berghäuptern im Westen kommend, in hundert sprühenden Armen über die mit Moos, Efeu und Lianen umrankte hohe

Digitized by Google



Zu Seite 332.

Die Terraſſe von Wodena.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wand zu Tal schießt. Er überschüttet mit seinem kühlen, zu Millionen Tropfen sich verteilenden Naß die Terrassen, deren Fruchterde Maulbeerbäume und Reben trägt, er speist in zahlreichen Rinnsalen die in das Tal hinausgeschobene Parklandschaft mit ihren Granat- und Lorbeerbäumen, ihren schattigen Frieden atmenden Hainen. Fürwahr, ein zweites Brussa scheint hier auf makedonischem Boden aufzuerstehen.

Und tausend und abertausend Jahre waltet wohl der Segen dieses reichen kristallklaren Wassers. Schon die Sagen des Altertums verlegen in dieses paradiesische Stück Erde das Aufkeimen des die Sinne zu taumelnder Fröhlichkeit lockenden Bacchusdienstes, lassen auf dieser glücklichen kraftgebärenden Scholle die Stammschar des makedonischen Königshauses, die aus Argos eingewanderten Temeniden, die Nachkommen eines Herakles, ihre Zelte aufschlagen. Wie ein Traumgesicht, der Wirklichkeit entstiegen, muten die Worte des märchenreichen Herodot von den makedonischen „Gärten des Midas" an, wo „die Rosen wild wachsen, jede Rose von 60 Blättern und schmeichelndem Wohlgeruch, in denen Silen einst gefangen wurde, und die ein Gebirge überragt, Bermios mit Namen, unersteigbar vor Schnee." (VIII, 138.)

* * *

Wahrlich, die „Wasserstadt" darf man Wodena, ihren Namen vom slawischen Worte „woda" ableitend, mit bestem Recht nennen. Obwohl schon der dörrende Sommer über dem Lande lag, mußten wir einen spru-

Digitized by Google

delnden Bach nach dem anderen in kühnen Sätzen überspringen oder auf modernden Baumstümpfen überklettern, als wir in Begleitung des Kassierers der Eisenbahn, eines Deutschböhmen, von Norden her in die in wohlgebauten Terrassen zu Tal steigende Schlucht hineinkletterten; feucht rieselte es von den hohen Tropfsteinhöhlen herab, in deren enge Spalten wir uns einzwängten, begrüßt von hellem Gepiepse wild aufflatternder Fledermäuse. Durch diese schräg zur Höhe sich ziehenden Grotten mag die Nicia ihren unterirdischen Abfluß gefunden haben, ehe ihre Wasser, mit ihren kalkhaltigen Ausscheidungen solchen Weg verstopfend, in gewaltigen Kaskaden über die Felswand zur Tiefe rollten.[67] Da wir die in vielen Windungen von Osten her zur Höhe geführte Fahrstraße, ein Erbstück der römischen, das aufblühende Byzanz mit der Küste der Adria verknüpfenden Via Egnatia, aufwärts klommen, rauschten unsichtbar die Wasserstraßen neben uns in den von Brombeer- und Himbeerbüschen überspannenen Steinrinnen, und hingen wie Sprühregen oder gefallener Tau die versprengten Tropfen in den Zweigen. Und oben durch die schmalen Straßen der Stadt, durch die Höfe der Häuser, da schießen nicht minder zahlreich in schnellem Laufe laut plätschernde Rinnen.

Meinem Wunsche, eine Vorstellung von dem Innern eines Hauses in Wodena zu gewinnen, willfahrte unser liebenswürdiger Begleiter, indem er uns zu den Angehörigen eines Bahnangestellten führte. Aus großen Hausteinen war das Erdgeschoß aufgerichtet. Durch

Digitized by Google

eine niedere Tür traten wir in das Halbdunkel eines weiten flurartigen Raumes, der durch eine Reihe von groben, das obere Stockwerk des Hauses stützenden Holzsäulen durchzogen war. Die aus dem Boden quellende Feuchtigkeit verbietet es, hier im Erdgeschoß anderes Gelaß als Küche, Vorratskammer und Stall anzulegen. Auf breiter Holztreppe ging es zu der offenen, der Rückwand des Hauses eingebauten Veranda des Oberstocks. Gern hätten wir hier an luftiger Stelle, den Blick über das grüne Gewirr der den Höhen angelehnten Gärten, über die Zweige der Kornelkirschen- und Mandelbäume geheftet, eine Weile Rast gehalten, aber die Herrin des Hauses nötigte uns mit flehender Miene, als seltene Gäste in der „guten Stube" Platz zu nehmen. Es war ein sauberes, nach der Straße zu gelegenes Zimmer, geblümte Kissen thronten auf den längs der Wände laufenden niederen Bänken, aber die dumpfe heiße Luft machte den Aufenthalt wenig erquicklich. Aus dickbauchiger Flasche beeilte sich die Hausfrau, uns Wacholderschnaps zu kredenzen, und war nicht wenig erstaunt, als ihre, die Kehle fürchterlich ätzende Erfrischung uns keine Begierde nach einem zweiten Gläschen weckte.

Als wir am gastlichen Tische unseres Führers beim Mittagsmahl saßen, kündete der Bahntelegraph die Ankunft von zwei Landsleuten, des Korrespondenten der „Kölnischen Zeitung" Dr. v. d. Nahmer mit seinem Sekretär, der nach einer Erkundigungstour durch Altserbien und Nord-Makedonien von Monastir heute eintreffen sollte. Schon zwei Jahre vorher waren wir

Digitized by Google

vom Zufall plötzlich und zwar in Samsun zusammengeführt worden, da Dr. v. d. Nahmer von seinem kühnen Zuge durch Kleinasien, vom Mittelmeer zum Pontus, und ich von einer Streife durch Armenien und Kaukasien heimkehrte. In einer winkligen Gasse Wodenas stießen am Nachmittag die beiden kleinen deutschen Karawanen zusammen, und vereint pilgerten wir zum Rande der Terrasse in einen idyllischen Cafehausgarten, um das zu den Füßen der Stadt im Abendgold erglühende paradiesische Bild nochmals zu erfassen.

Ein einziges grünes Polster lag die üppige Pflanzenwelt auf den Wellen des Tales, durchbrochen von weißen Punkten, den Mauern des griechischen Klosters Aja Triada und der Kapelle der heilige Nicola, umsäumt von braunen Bändern, der im Osten sich streckenden Ebene, und leise in der Ferne überschattet von grauen Linien, den hinter dem Wardar unweit Salonik sich türmenden Bergen.

Unmittelbar vor uns, da, wo die Terrassen ins Tal steigen, bedeckt von manchen antiken Quadersteinen, hat das alte Ägää, der Herrschersitz der ersten makedonischen Könige, gestanden, dem Ägeus, dem Meeresgott heilig ob der edlen Wasserspende, die wie heute, so ehedem den Boden überrieselte, und weiter in die Ebene hinab zogen sich seine Vorstädte, die bevölkerter als das allmählich verlassene Ägää, in der Geschichte als Edessa erscheinen. Welches Gesicht mag damals das hier sich bettende Land gezeigt haben, zuzeiten eines Alexander I., der wider Willen dem Xerxes Heeresgenosse im Kampfe gegen Hellas war, zuzeiten eines

Digitized by Google

Philipp. Die ehrwürdigen Kuppeln der makedonischen Königsgräber und daneben Säulenhallen, leuchtende Tempeldächer zur Verkündung des eben siegreichen griechischen Geistes strebten, wie die halb in der Erde vergrabenen Säulenstümpfe und Kapitäle, Grundmauern und Pflasterungen von Mosaik vermelden, aus dunklen Hainen dort in der Tiefe empor; darüber ragte auf hoher Felsenterrasse die Akropolis und das Heiligtum des Zeus, das vielleicht an der Stelle, wo heute der weiße Hauswürfel des griechischen Bischofs am Rande des Abgrunds thront, weithin dem Lande sichtbar, sich aufreckte; barbarische Holz- und Steinbauten, die Zeugen des noch ungelenken makedonischen Bauerntums füllten die Talsohle, lehnten sich verstreut den Hügeln an.

Wie mag die Freude damals in den Gärten beim Gelage getobt haben, schrankenlos, toll, nach Art derer, die an Kraft zu vergeuden haben. Die zahllosen Strapazen, die wilden Feste der makedonischen Ritterschaft auf dem Boden Asiens, unter dem Vorsitze eines Alexander und seiner Generale lehrten, was die noch von keiner überfeinerten Kultur erschöpften Körper zu leisten vermochten. Wie haben wohl die Tubatöne zur Stelle, da wir rasten, heraufgeschmettert, als der Hochzeitszug der Kleopatra, der Tochter Philipps, unter Prunk und Jauchzen durch die Hallen des Theaters zu Edessa sich bewegte, an jenem Tage, da König Philipp unter dem Dolche des Meuchelmörders endete.

Nebel legen sich über das eben noch den Blicken sich aufrollende Land, und bald hüllt die Nacht es ein zu kurzer Ruhe, dieses Erdenstück, das alle argen Ver-

Digitized by Google

wüſtungen der Illyrier und Epiroten, der Kelten, Slawen und Mongolen nicht zu langem Schlaf und Schweigen zu verdammen und zur Einöde zu verwandeln vermochten.

* * *

Eine an Abwechſelungen reiche Fahrt war es, die uns vermöge der Liebenswürdigkeit des Bahnchefs von Wodena auf einer Draiſine durch zahlreiche Tunnels, vorüber an den Kaskaden von Wladowa zum breiten Sumpfbecken der Nicia und weiter zum See von Oſtrowo brachte. Die armen Teufel von Bahnarbeitern, die, hinter uns ſtehend, unſere Maſchine durch kraftvolle Drehung der Kurbel die oft recht empfindlichen Steigungen des Geleiſes hinantreiben mußten, waren wahrlich nicht zu beneiden. Und ob auch der Schweiß gleich Bächen ihnen unter der überreich wärmenden Sonne von der Stirn tropfte, feuerten ſie ſich gegenſeitig von Zeit zu Zeit an durch unbändiges Kreiſchen und durch ermunternde Rufe wie „forza“ (Kraft), „tschabûk, tschabûk“ (raſch, raſch). Eiſige Kälte legte ſich über unſeren Rücken, wenn wir durch die tiefen Tunnels uns bewegten, von deren Geſtein es ſickerte und tropfte. Hier einen Wald von Buchen, Straucheichen und Nußbäumen, dort hohen Hopfen und Chriſtdorn, von Lianen umſchlungen, ſolche maleriſche friſche Bilder bietet uns noch wie zum Abſchied die Nicia bis Wladowa, ehe wir ihre weiten ſonneüberglühten Sumpfwieſen und den einförmigen Wall ihres braunen Röhrichts erreichen. Nur der „Kaimak-ſchalân“ mit ſeinem kühnen drohenden

Digitized by Google

Rücken — wegen seiner milchweißen Schneemütze „Rahmdieb" im türkischen Munde — trägt noch einen Zug ehrfurchtvollen Zaubers in die Landschaft hinein.

Durch trockene Maisstauden erkämpfte ich mir vom Bahnhofsgebäude von Ostrowo den Weg zum steinigen Ufer des Sees. Ein verfallenes Minareh inmitten dichter in der Sonne erglitzender Moscheetrümmer und zerschlagener türkischer Grabsteine steht auf einer vorspringenden Landzunge.[68]) Es herrscht brütende Mittagsstille in diesem von kahlen Bergen rings umlagerten Becken. Kein Hauch furcht die Wasser, keine Schar von Wasservögeln streicht über seinen Spiegel. Tiefgrün, rätselvoll, aber wie erstarrt breitet sich die Wasserfläche. Und die Hügel im Kreise sind tot gleich dem See. Kein Baum, wohin das Auge auch dringt, spannt seine schattige Krone. Die Häuser von Ostrowo, niedrig, mit wenig geneigten Dächern, heben sich im Norden des Sees nur um einen schwachen, helleren Ton von der braunen Bergwand ab, der sie hart sich anschmiegen. Einzig die Gestalten einiger Frauen, mit ihrer Hauswäsche beschäftigt, zum Schutz gegen den Sonnenbrand das Gesicht mit ihren grellen Kopftüchern tief verhüllend, in Gruppen zu Dreien und Vieren beieinander hockend, verraten die Regsamkeit menschlichen Lebens an den Ufern dieses Sees mit seiner bedrückenden Ruhe und Einsamkeit. Doch wenn die Sonne niedergeht, da erwacht auch in dieser Ödnis ein prächtiges Spiel roter und violetter Farben auf den nackten Höhen, auf den die Strahlen brechenden starren Wellen.

* * *

Digitized by Google

Sorgfältige Getreidekulturen, peinlich abgeteilte Gärten künden gegen fünf Uhr die Nähe von Monastir.[69]) Auf den offenen Altanen der Kaffeehäuser sitzen lange Reihen von Müßigen, und zum Bahndamm drängen sich die dichten Scharen der Neugierigen. Die Ankunft des täglich einlaufenden Eisenbahnzuges scheint noch eine Art Stadtereignis zu sein. Unter den Harrenden glänzen die Kostüme der Serbinnen und Bulgarinnen hervor. Die Jacke an Hals, Mieder und Ärmeln, ebenso der Rock, die Schürze, alles ist mit phantastischen Stickereien versehen, und wunderlich nimmt sich der zum unförmigen Wulst um den Leib vielfach geschlungene Gürtel aus.

Jetzt steht das breite Häuserfeld am Fuße hoher Bergketten vor uns. Eine alte, mit dicker Staubkruste behaftete Karosse nimmt uns auf. Den Riesenplatz zur Linken der vom Bahnhof zur Stadt führenden Fahrstraße füllen Hunderte von Soldaten. Sie strömen aus den zahlreichen Gebäudefluchten der neu erbauten Kaserne, die im Hintergrund des Platzes einer Anhöhe sich anheftet. Die sauberen Steinhäuser mit ihren wohlgepflegten Gärten sind jüngster Entstehung, wie David bedeutet, der vor wenigen Jahren in Monastir tätig war. Mit seinen Straßenzügen im Mittelpunkt macht es durchaus den Eindruck einer wohlhabenden Provinzialstadt. Das „Hotel de Belgrad" wird unser Heim. Die Küche der Eigentümerin, einer Ungarin, ist uns gerühmt worden. Der Geschäftsführer bemüht sich, uns in wohlgesetzter deutscher Rede zu empfangen. Durch den Verkehr der deutschen Ingenieure in dieser Herberge

Digitized by Google

während des Bahnbaues hat er sich einen kleinen Sprachschatz angeeignet.

Ein charakteristisches Drama gab den Abschluß des Tages. Es lieferte den Beweis, wie jäh das Blut hier in den Kindern der slawischen Rasse aufwallt und wie wenig hier ein Menschenleben bedeuten will. Mein Reisegenosse lag schon im schönsten Schlummer, und ich ergänzte im Dunkeln den Vorrat der Platten in der Kamera meines photographischen Apparats, da gellt ein kurzer, aber unheimlich greller Schrei aus dem Garten herauf, in dem wir vor einer Stunde die leckere, von unserer ungarischen Matrone kredenzte Abendmahlzeit genommen haben. Einige Sekunden ist tiefe Stille, dann wird das jämmerliche Klagegeheul einer Frauenstimme laut. Ich stürze zum Fenster und sehe unseren Wirt auf dem Leibe eines Menschen knieen, der sich unter seinen Schlägen feig wie ein seine Strafe erwartender Hund zusammenkrümmt; wenige Schritte von ihm liegt ein Manneskörper in einer Blutlache, die immer breiter und breiter anschwillt; händeringend bemüht sich die Patrona unseres Hotels um den Zusammengesunkenen und schreit mörderlich nach einem Saptieh. Wenige Augenblicke später stürzt David kreidebleich ins Zimmer, und seine Knie schlottern derartig, daß er sich auf den nächsten Stuhl fallen läßt. Er hat in der Küche gesessen, wie er stotternd erzählt, als die beiden Kellner des Hotels, ein Serbe und ein Bulgare, wegen eines Geschenkes der Patrona in Streit geraten sind, der eine die Beschimpfung des anderen mit einer Ohrfeige beantwortet und dieser ihm dafür das auf

Digitized by Google

dem Anrichtetiſche liegende lange Küchenmeſſer in den Unterleib geſtoßen hat.

Zwei Soldaten ſind ſchon nach wenigen Minuten zur Stelle, und ein Polizeioffizier von der nächſten Wache folgt ihnen auf dem Fuße. Dem Miſſetäter werden die Arme mit ein paar Riemen auf den Rücken gebunden und dieſe an dem nächſten Fenſterkreuz befeſtigt. Ein paar Kolbenſtöße benehmen ihm den verſuchten Widerſtand. Ruhig und ſicher geht der Polizeikommiſſar zu Werke. Man ſieht, ein Fall wie dieſer gehört zu den Alltäglichkeiten. Seine Aufmerkſamkeit gilt weniger dem Verletzten als der Feſtſtellung des Tatbeſtandes. Der Belidieh-(Stadt-)Arzt hat noch nicht zur Stelle gebracht werden können. Der Verwundete, noch immer bewußtlos, ſtöhnt dumpf, als man ihn von der Erde auf eine hölzerne Gartenbank hebt. Der Meſſerſtoß ſcheint eine Schlagader getroffen zu haben.

Der Verbrecher leugnet die Tat. Der Offizier läßt nach dem corpus delicti ſuchen und bemüht ſich, den vor Schmerzen Röchelnden zum Bewußtſein zu rufen. „Kim japdy", „wer hat es getan?" ruft er ihm ins Ohr, und „kim japdy" wiederholt es ſich in allen Tonarten aus dem Munde der ſchluchzenden Matrone, aus dem des Wirtes, aus dem der beiden türkiſchen Soldaten. Endlich ringt ſich ein Laut aus der Kehle des ſchon mit dem Tode Ringenden hervor, erſt undeutlich, dann immer klarer: „Gjigji" und nochmals „Gjigji". Es iſt der Name des ſtarr vor ſich hinblickenden Gefeſſelten, dem noch immer die Schwere ſeiner Tat nicht zur Erkenntnis gekommen iſt. Das blutbefleckte Meſſer

Digitized by Google

hat man inzwischen unter einem Busche gefunden. Sofort nach der Tat muß er es von sich geschleudert haben.

Der Leidende zuckt noch mit den Augen, und krampfhaft tasten seine Hände nach der Wunde, um das noch immer rieselnde Blut zurückzuhalten, da stehen schon, von zwei Nachbarinnen eifrig herbeigeholt, zwei brennende Kerzen, das Zeichen des Todes zu seinen Häupten. Der nun eintreffende Arzt — es ist kaum eine Viertelstunde seit der unglückseligen Tat verflossen — kann nur die geschehene Verblutung feststellen.

Sofort geht der Kommissar an die Aufnahme des Protokolls. Ein herbeigerufener „Kiatib" (Schreiber) hockt auf einem Sessel, hält ein paar zerknitterte schmale Blätter auf den Knieen, ein Soldat leuchtet ihm mit einer Stalllaterne und der „polis commissary" diktiert mit gemessenem Ernst. Langsam wägt er seine Worte, wenn er das lange Küchenmesser, das er prüfend in den Händen dreht und wendet, in Form und Gefährlichkeit schildert, wenn er den Ort des Geschehnisses charakterisiert, die Aussagen der Zeugen wiederholt und klarstellt. Nicht einen Augenblick kam mir das Gefühl, in einem Lande zu weilen, dem man so gern Ordnung und Recht abspricht. Die Ruhe und Sicherheit, die Leidenschaftslosigkeit und Unparteilichkeit des Verhörs hätte jedem Beamten bei uns daheim alle Ehre gemacht.

Ein schauriges, ergreifendes Bild erfassen wir von unserem Fenster. Der Schein der Kerzen huscht über das Antlitz des Toten und gibt ihm ein letztes geheimes Leben; der Mörder leichenblaß, ist in jäh ihn erfassender Reue an der Mauer auf die Knie gesunken; das

Digitized by Google

Gesicht mit der Schürze verhüllend, jammert leise neben dem Totenlager unsere seit einem Jahre verwitwete Patrona um den jungen, so rasch dahingeschiedenen Burschen, der ihr vielleicht mehr als ein Diener gewesen ist; gedämpften Tones verhandeln die Personen der Obrigkeit beim Licht einiger Stalllampen, und eine Schar neugieriger Nachbarn füllt den dunklen Hof und Garten. Es erscheint ein Pope mit schwarzer Soutane und wirrem unter der schwarzen Priestermütze hervorquellendem Haar. Seine Gläubigen entblößen das Haupt und fallen ein zum gemeinsamen Gebet.

Eine Nachtruhe war uns wenig beschieden. Bald waren die Litaneien des Popen hörbar, bald das fromme Gemurmel mitleidiger Weiber, dann das Scheuern der Steinfliesen und das Reinigen der Gartenerde von den Spuren des geflossenen Blutes und zuletzt das Zimmern der Aufbahrungsstätte. Am nächsten Morgen fanden wir den Getöteten in offenem Sarge im Garten unter einer schattenspendenden Platane. Ein Kranz von Lichtern umzog das Kopfende des Sarges, und Scharen von Fliegen umsummten den Leichnam. Auch David fügte auf unser Geheiß zwei Lichter in die Reihe. Noch zu Mittag, als unser Tisch zum Mahle hergerichtet wurde, lag der Tote ohne deckende Linnen aufgebahrt. Zwischen dem Leichnam und unseren Schüsseln mit den gewaltigen blauen Trauben flogen die Fliegen vergnüglich hin und her. Es bedurfte der energischsten Proteste, ehe die Tücher verhüllend über den Sarg gezogen wurden.

Die Nachbarn sammeln sich zum Begräbnis. Der Pope spricht das letzte Gebet, zwei Freunde heben den

Digitized by Google

Sarg auf ihre Schultern, eine alte Frau füllt eine Schüssel mit den runden Brotkuchen, die auf der Bahre lagen, breitet eine Serviette darüber aus und schreitet als letzte im Zuge. Zwei neue Kellner dienen schon im Hause, und nach wenigen Stunden sind die letzten Schatten der Tragödie verwischt, bei der ein kecker, blühender junger Bursche das Geschenk seiner ihm zugetanen Patrona — ein Paar alte Stiefel — mit seinem Leben hat bezahlen müssen.

* * *

Wie bei kaum einem zweiten Gebiet des türkischen Reiches stehen auch dem schärfsten und gewissenhaftesten Beobachter, selbst dem, der durch eigenen Augenschein einen Blick in das Land gewonnen hat, nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten entgegen, ein klares zuverlässiges Bild der Umstände in Makedonien zu entwerfen, welche die sogenannte makedonische Frage begründen, sie beeinflussen und ihr stets aufs neue Nahrung geben, nämlich der ethnographischen, religiösen und kulturellen Verhältnisse. Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit auf der einen, Parteileidenschaft auf der anderen Seite, tragen dazu bei, ein solches Bild durch Unvollständigkeit und Verzeichnung zu trüben.

Ein Überblick über den Verlauf des sogenannten Aufstandes von 1902 ist bezeichnend für seine innere Begründung, sein Wesen und seine Inszenierung.

Brosamenweis, Körnchen nach Körnchen wurden seit dem Juli 1902 von Sofia und Konstantinopel Berichte über den großen makedonischen Aufstand, die

Digitized by Google

türkischen Greueltaten und die Unsicherheit des Landes ausgestreut. Sichtet man heute das Tatsächliche vom Erfundenen und Aufgebauschten, so bleibt wenig Ereignisvolles bestehen. Das Komitee Zontschew, bisher als das „papierne" mekedonische Komitee im Gegensatz zu dem radikalen des Agitators Sarafow bekannt, beschließt im Sommer die Organisation eines Aufruhrs und kündet zu Mitte September, von seinem Schwesterkomitee verspottet und befeindet, im Siegesbewußtsein Stunde und Gegenden der künftigen Befreiungstaten an. Zwei Gebiete werden zur Entfachung des Aufstandes ausersehen: das Land westlich und das östlich des Wardarflusses, der im langen Laufe von Norden nach Süden Makedonien in zwei Hälften schneidet. Zwei frühere bulgarische Offiziere kommandieren auf diesen beiden Insurrektionstheatern, Oberst Jankow auf dem westlichen, Oberstleutnant Nicolow auf dem östlichen. Der Aufruf an die Makedonier zum Befreiungskampf, in dem kein geringerer als Alexander der Große als Vorfahr und Schirmherr zur Erweckung kriegerischer Tugenden angerufen wird, verhallt ziemlich ungehört. Diejenigen Elemente, welche der Fahne des Aufrufes folgen, sind solche, die wenig zu verlieren haben, geistige Proletarier der größeren Städte wie Salonik oder Monastir, welche dort die Segnungen der mit fremdem Gelde erhaltenen höheren Unterrichtsanstalten großgezogen haben, und solche, denen ein ungezwungenes Bandenleben eine gute Gelegenheit zu einigem Erwerb bietet. Die breite Masse der Bevölkerung ist durch die seit Jahrzehnten geübte Wühlarbeit der Agitatoren aller Parteien so

Digitized by Google

abgestumpft, daß selbst größere Versprechungen wie die eines Zontschew oder Sarafow sie nicht hinter dem Ofen hervorlocken. Oberst Jankow vermag im Inneren Makedoniens somit nur wenige Freischaren zu sammeln. Sein Machtgebiet wird das unwegsame Gebirge des Kaimaktschalan zwischen dem Wardar, der Senke der dessaretischen Seen und der pelagonischen Ebene bei Monastir, von dem aus er seine Vorstöße bald gegen Norden, auf Prilep zu, bald gegen Süden nach den Stationen der mit deutschem Gelde gebauten Eisenbahnlinie Salonik—Monastir, nach Wodena, Ostrowo, Florina zu machen bestrebt ist. Die Nähe der bulgarischen Grenze und der Ausrüstungs- und Verpflegungspunkte, der Klöster von Rilo und Küstendil, der stete Zustrom von Freischaren aus Bulgarien, das an Schlupfwinkeln reiche Terrain an der Struma und Strumnitza sichern im Osten eine größere Leichtigkeit der Operationen, so daß zeitweise die Bahnstrecke Salonik—Seres—Dedeagatsch—Konstantinopel, namentlich bei Demirhissar bedroht ist.

Die in das makedonische Land hineingetragene künstliche Revolution hat einen einzigen Zweck, nämlich den der Provokation. Hundert kleine Nadelstiche sollen im Türken, in der zu Brutalitäten im Falle der Erregung leicht geneigten Soldateska, in der rücksichtslosen Beamtenschaft, in den über das Land zerstreuten Dörfern fanatischer Mohammedaner die ungezügelte Leidenschaft der Wiedervergeltung erwecken, sie zu Tätlichkeiten gegen die christliche Bevölkerung reizen, die dann ähnlich wie 1876 das Einschreiten der Mächte zur Folge haben würden. Die panslawistische Propaganda,

Digitized by Google

die vornehmlich in Sofia ihren Sitz hat, ist es, welche auf die Bitten um Hilfe von seiten der makedonischen Komitees die einzige und stete Antwort hat „schafft Gelegenheit!" Die panslawistische Idee, der zuliebe Rußland im Frieden von San Stefano ein „Großbulgarien" schaffen wollte, stellt sich also nicht zum geringen Teil als ein den bulgarischen Aspirationen Nahrung gebendes Moment dar.

Mit merkwürdiger Ruhe, mit Vermeidung aller Gefahren, die einen Konfessionskampf hervorrufen und so den Brand eines Krieges entzünden können, ging die türkische Regierung unstreitig vor, eine Vorsicht, die man ihr als Zagheit und Unsicherheit auszulegen allzuschnell bereit war. Nachdem eine Reihe von Noten an die Mächte ihr genügend den Rücken gedeckt hatte, begann die Cernierung des Insurrektionsfeldes im Kaimaktschalan, welche die baldige Flucht des Oberst Jankow über Kastoria nach Griechenland zur Folge hatte, und drängten die türkischen Bataillone die Aufständigen langsam die Struma aufwärts zurück über die bulgarische Grenze. In Sofia erschienen dann die von Bulgarien Ausgezogenen wieder als die grausam von Haus und Hof vertriebenen Flüchtlinge, für deren Not man die Sammelbüchse in Bewegung setzt, und auch Fürst Ferdinand und Väterchen Zar ein paar Tausend Rubel spenden.

Die Märchen von den Grausamkeiten der Türken an unschuldigen Christenseelen, wie sie zur nötigen Bemäntelung des Aufstandes dem Auslande gegenüber von der „Agence Bulgare" lange vorher in Umlauf gesetzt

Digitized by Google

wurden, haben in letzter Zeit einigermaßen verstummen müssen. Daß bei allen diesen Berichten die Maus zum Elefanten gewachsen ist, hatte ich Gelegenheit, an einigen Punkten selbst nachzuprüfen. Kurz, ehe ich im August des Jahres zu meinem Streifzug durch Makedonien und Albanien aufbrach, las ich in der „Frankfurter Zeitung" von einem Christengemetzel in Ochrida, im westlichen Makedonien, bei dem zahlreiche abgeschnittene Nasen und Ohren eine Rolle spielten. Von verschiedenen Seiten, ja aus dem Munde eines Bulgaren selber, hörte ich in Ochrida selbst, daß nur eine, an einer einzigen Person verübte Privatrache eines Albanesen den Ursprung der fraglichen Nachricht bilden könne. Wer die Lage des Konstantinopeler Korrespondenten kennt, wird sich nicht verwundern, daß ähnliche Entstellungen Umlauf zu gewinnen vermögen. Von den türkischen Behörden mit äußerstem Mißtrauen betrachtet, ohne Möglichkeit, mit offiziellen türkischen Kreisen Fühlung zu gewinnen, ist er meist auf die Zuträgereien einer von ihm mit einigen Pfund monatlich besoldeten Person angewiesen. Wie zweifelhaft oft die Quelle sein muß, aus welcher der Berichterstatter zu schöpfen genötigt ist, um seiner nach Nachrichten stets sehnsüchtigen Zeitung regelmäßig zu dienen, liegt auf der Hand. Nur die Vertreter einiger weniger, sogenannter offiziellen Blätter genießen den Vorzug, vom Tisch der Neuigkeiten, die auf Gesandtschaften und Konsulaten zusammenlaufen, gelegentlich zu zehren.

Die Bedrückungen, denen die Bevölkerung Makedoniens unterliegt, haben im Aufstand selbst ihre Ur-

Digitized by Google

sache. Ich darf einen Fall zum Beleg heranziehen, wie er mir von den deutschen Bahnhofsbeamten in Wodena berichtet wurde. Der Schauplatz war die Ortschaft Patelié am Ostrowosee, wenige Kilometer abseits der Bahnlinie. Eine Bande von etwa 40 bulgarischen Freischärlern drang ein, erhob von den Bewohnern eine Art Kriegskontribution, die Unwilligen mit Gewalt zu Leistungen von Waffen und Lebensmitteln, ja zum Eintritt in ihre Reihen zwingend. Eine Kompagnie türkischer Soldaten erschien am zweiten Tage aus Monastir vor dem Dorfe, in das sich die Bulgaren verschanzt hatten. Nach mehrstündigem Kampfe wurde Patelié genommen und die Bewohner des Ortes als Aufrührer durch Einkerkerung oder Beschlagnahme ihrer Habe bestraft. Daß solche Ereignisse die Begeisterung der Makedonier für die bulgarischen Befreier nicht erhöhen, darf man wohl als Tatsache hinnehmen. Seit jenem Geschehnis erhielt die Bahnroute von Wertekop an, wo die Kunstbauten zur Gewinnung der Hochterrassen einsetzen, eine Bewachung durch türkische Truppen. Die Aufständigen hatten nämlich zudem gedroht, die Viadukte und Tunnels dieser Strecke in die Luft zu sprengen, um damit das Einschreiten der deutschen Regierung im Falle der Zerstörung fremden Eigentums heraufzuschwören. In der Nähe jeder dem Angriff leicht ausgesetzten Stelle, auf allen den Tunnels und weitgespannten Brücken benachbarten Höhen sahen wir die weißen Zelte der türkischen Truppen. Hütten aus Laub hatten sie neben den Lagerzelten aufgebaut, unter denen sie, von der Sonnenglut geschützt, rauchend und ihre

Digitized by Google

Rationen abkochend, beschaulich beieinander saßen. Da auch die Bahnhöfe von einer Anzahl berittener Saptiehs (Polizeisoldaten) besetzt waren, so hatte es den Anschein, als ob wir uns durch ein in Kriegszustand befindliches Land bewegten. Die benachbarten Ortschaften hatten für die Verpflegung der Truppen zumeist aufzukommen, gewöhnlich auf reguläre, manchmal auch auf irreguläre Weise, wenn ein fouragierender „Binbaschi" (Major) gute Gelegenheit findet, einen kleinen Vorteil auch in die eigene Tasche zu führen. Infolge des durch die Unruhestifter gegen die bulgarische Bevölkerung bei den Türken sich neu bildenden Unwillens wird man freilich begreifen, daß bei ähnlichen Kontributionen christliche, vornehmlich bulgarische Dorfschaften mehr betroffen werden als mohammedanische. Auch die übrigen Bevölkerungsbestandteile, Griechen, Walachen, Serben, sind durch die rücksichtslose Agitation der Bulgaren zu recht erbitterten Feinden derselben geworden. Ich habe so manchen christlichen Fluch auf das edle makedonische Komitee und die bulgarische Freiheitsidee aus makedonischem Munde hören können! Wenn schon die von Bulgarien verbreitete Meinung unrichtig ist, daß in Makedonien die bulgarische Bevölkerung die Mehrzahl darstellt — wir werden später diesen Punkt noch eingehender prüfen —, so ist es noch eine größere Fälschung, die zu nationalpolitischen Zwecken geschürte Bewegung als eine zu Gunsten der leidenden Christenheit eingeleitete stempeln zu wollen.

Was die gemeldete überhandnehmende Unsicherheit des Landes betrifft, so spielt auch in diesem Punkte

Digitized by Google

die Übertreibung eine mächtige Rolle. An keinem Orte konnte ich beobachten, daß Handel und Verkehr irgendwie durch eingetretene Auflösung der Ordnung oder durch ungenügenden offiziellen Schutz empfindlich in Mitleidenschaft gezogen wurde. Wie schon erörtert, vornehmlich auf abseits gelegene, durch Unwirtlichkeit der Natur zu ungestraftem Bandenwesen geeignete Gegenden erstreckte sich kurze Zeit die Macht der Revolutionäre. Nicht einen Augenblick haben die Türken aufgehört, sich als Herren der Lage zu fühlen. Anstandslos haben die türkischen Behörden auf Ersuchen des durch Herrn Konsul Dr. Mordtmann vortrefflich vertretenen deutschen Konsulats in Salonik den von uns gewährten Paß für eine Reise quer durch Makedonien und Albanien gewährt. Und an keinem Punkte, auch im Inneren, wie in Monastir, Ochrida, Elbassan, haben die türkischen Würdenträger nicht im geringsten das Gefühl bekundet, uns nicht genügend schützen zu können. Stets sind wir von ihnen mit großer Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit behandelt werden. Ich fühle mich zur Angabe dieser Tatsache veranlaßt, da ich nach meiner Rückkehr in deutschen Zeitungen die abenteuerliche Kunde lesen mußte: „Die türkischen Behörden konnten den Reisenden die Sicherheit des Lebens nicht garantieren und gestatteten daher den Eintritt erst, nachdem die Herren sich bereit erklärt hatten, auf eigene Gefahr zu reisen." Auch von „zahlreichen Räuber- und Aufrührerbanden" haben wir nichts zu Gesicht bekommen.

Der letzte sogenannte Aufstand und die bulgarische

Digitized by Google

Propaganda haben Momente im Gefolge gehabt, die möglicherweise von weittragender Bedeutung sind, das Iradé der Reorganisation der makedonischen Provinzialverwaltung, den Besuch des Grafen Lamsdorff in Belgrad und Sofia und die von Österreich-Ungarn und Rußland überreichte Reformnote. Werden die zugesagten Reformen wirklich in Durchführung treten — ein Umstand, der von bulgarischer Seite durchaus nicht sonderlich gewünscht wird, da er der bisherigen Wühlarbeit einen guten Teil der Berechtigung vor dem Forum der Mächte entzieht — so ist unstreitig durch Beseitigung einer Anzahl von Mißständen der Allgemeinheit ein gewisser Dienst erwiesen. Die Reise des Grafen Lamsdorff gab sich weniger als Kompliment gegenüber den serbischen und bulgarischen politischen Hoffnungen denn vielmehr als Warnung eindringlicher Art. Um über die Berechtigung serbischer oder bulgarischer Aspirationen auf Makedonien Klarheit zu holen, sind sicher Belgrad und Sofia die am wenigsten geeigneten Orte.

* * *

Eine auch nur einigermaßen genaue Statistik der Bevölkerung und Nationalitätenverteilung Makedoniens zu geben, gehört beinahe in den Bereich der Unmöglichkeit. Die türkische Regierung pflegt nur eine leidlich regelmäßige Zählung der für den Heeresdienst in Betracht kommenden Elemente und so lediglich derjenigen mohammedanischen Bekenntnisses. Zur Regelung der Steuerverhältnisse unternehmen die Ortsbehörden von Zeit zu Zeit eine Feststellung der Anzahl der Häuser,

Digitized by Google

manchmal auch der Steuerköpfe, unterscheiden gewöhnlich auch zwischen mohammedanischen und nichtmohammedanischen. Haus und Familie dürfte sich im allgemeinen decken. Jedoch ist die Größe dieser Hausgemeinschaften denkbar verschieden. Das Haus eines wohlhabenden Türken kann, die männliche und weibliche Dienerschaft eingeschlossen, leicht dreißig Personen zählen, die eines slawischen Feldarbeiters hingegen mag selten sechs Köpfe übersteigen. Ob die Multiplikation der Häuserzahl mit sechs, acht oder zehn die Einwohnerschaft eines Ortes annähernd gibt, wird bei jeder Stelle wieder von der Wohlhabenheit der Gegend, von der Verteilung der Rassen in derselben abhängen. Dazu kommt, daß die Provinzialbeamten sich selten beeilen, im Interesse der ihrem Privatsäckel zuwandernden Vorteile eine Steigerung der Hausgemeinschaften zu registrieren. Sie werden zur Erschwerung der Kontrolle eher hier mindere als höhere Zahlen einzustellen geneigt sein. Man sieht, selbst bei scheinbar scharfsinniger Berechnung der Fehlerquellen tastet man bei Benutzung solcher „offizieller" Unterlagen bedenklich im Finsteren.

Ein weiteres, freilich nicht viel zuverlässigeres Hülfsmittel, namentlich für die nichtmohammedanischen Bevölkerungsbestandteile, bieten die Listen der christlichen Kirchengemeinden, die Statistiken der Schüler der von den einzelnen Nationalitäten unterhaltenen Unterrichtsanstalten[69]) und das im allgemeinen schwer zugängliche Material, das die Konsulate ihren Regierungen unterbreiten. Kampf ist in Makedonien nicht nur die Losung der Nationalitäten, sondern auch der einzelnen christ-

Digitized by Google

lichen Bekenntnisse. [illegible]
und Anhänger des [illegible]
bereich zu vergrößern [illegible]
auch Serbien zwei vom [illegible]
Konstantinopel [illegible]
haben sich wieder [illegible]
Schismatiker ergeben, [illegible]
schen und serbischen [illegible]
tion, namentlich [illegible]
Propaganda [illegible]
serbischen Exarchaten, [illegible]
ihrer Anhänger zu [illegible]
folgen gegenüber anderen [illegible]

Rechte Vorsicht [illegible]
der Schülerzahl der in [illegible]
schen, bulgarischen, [illegible]
auf die Seelenzahl der [illegible]
Wie der Teufel nach den armen [illegible]
meister in der Regel auf neue [illegible]
daß diese von den Mitteln der [illegible]
nationalen Schulen [illegible]
schaffen auch Internate, [illegible]
Schülern unentgeltlich [illegible]
soweit, den Eltern, welche [illegible]
anstalten überlassen, [illegible]
wenden. Nicht Abstammung [illegible]
niedrige Gewinnsucht [illegible]
Zöglinge in solche Anstalten. [illegible]
Stellen, an denen nur eine [illegible]
Schule vertreten ist, ernstlich [illegible]

Elemente auch aus anderen Parteien und Nationalitäten sich diesen zuwenden. So besucht die Mehrzahl der Walachen im südlichen Makedonien die hier reichlich vorhandenen griechischen Unterrichtsanstalten. Einzelne Städte des Inneren, auf welche sich die Agitation aller Parteijungen geworfen hat, so z. B. Monastir, sind geradezu von Bildungsanstalten überladen. Ich weiß in Monastir und Salonik von Kaffeehändlern und Lastträgern, die in griechischen oder bulgarischen Gymnasien ihren geistigen Firnis erlangt haben. Leidenschaft und Haß pflanzt sich mit jeder neu gegründeten nationalen Schule ein. So haben in Monastir, die serbischen Lehrer, die als letzte auf den Plan traten (seit 1895), unter ständiger Lebensgefahr ihre Arbeit zu erfüllen. Sowohl 1898 wie 1899 suchte die bulgarische Propaganda durch Dolch und Pistole in den Straßen der Stadt die serbischen Rivalen einzuschüchtern. Ein serbischer Lehrer, der uns in Monastir einen Besuch abstattete, trat nur mit großer Besorgnis nach Einbruch der Dunkelheit allein seinen Rückweg durch die finsteren Straßen der Stadt an.

So sehr man auch im allgemeinen jeder kulturellen Arbeit, die der Volksbildung sich zuwendet, seine Anteilnahme schenken wird, so muß man die in Makedonien gepflegte hinsichtlich Art und Tendenz doch mit schweren Bedenken begleiten. Verknüpft mit der nationalen Propaganda bildet sie stetig den Herd neuer Verwicklungen und Schürungen. Sie ist auch weit entfernt, den wahren Bedürfnissen der Bevölkerung Rechnung zu tragen. Die wenigsten der Schüler, welche die

Digitized by Google

höheren Lehranstalten absolviert haben, finden im Lande einen entsprechenden Wirkungskreis. Nur einzelne vermögen eine griechische Universität oder eine solche des Auslandes zu beziehen und später in ihrer Heimat als Rechtsanwälte oder Ärzte sich niederzulassen. Wenige nur können den Schulen, denen sie entsprossen sind, als neue lehrende Kräfte zugeteilt werden. So wächst ein geistiges, mit den Verhältnissen unzufriedenes Proletariat heran, das stets neuen Keim der Beunruhigung umherträgt. Landwirtschaftliche Schulen (solche für Acker- und Weinbau, Pferdezucht, Seidenspinnerei), Anstalten zur Hebung des Handwerkes, zur Pflege der Kunstgewerbe könnten weit höheren Segen stiften wie diese Dutzende von griechischen, bulgarischen und serbischen Gymnasien und die sogenannten Realschulen oder Halbgymnasien. Bei der geringen Sorgfalt, welche die Türkei dem Unterricht und der Erziehung seiner nichtmohammedanischen Untertanen zuwendet, war die Selbsthülfe in dieser Form durchaus verständlich. Die Forderung, welche die jüngste Reformnote Österreich-Ungarns und Rußlands aufstellte, von den Einnahmen der Wilajets bestimmte Summe der Errichtung von Volksschulen zuzuführen, hat seine volle Berechtigung. Jedoch müßte man unbedingt gegenüber dieser Verpflichtung auch der türkischen Regierung die Ermächtigung geben, eine gewisse Überwachung der stehenden nationalen Schulen durchzuführen, um ihrem einer ernstlichen Pazifizierung hinderlichen Charakter zu begegnen.

Wenn wir trotz der Unsicherheit der Hülfsquellen, die zur Feststellung der tatsächlichen Verhältnisse dienen,

Digitized by Google

dennoch eine Schätzung der Bevölkerung Makedoniens unternehmen, so will diese natürlich nur als Versuch gelten, einige klare Anhaltspunkte inmitten der verzweifelten Wirrnis zu gewinnen. Makedonien muß für uns durchaus als historischer Begriff gelten. Staatsrechtlich darf man heute als türkisches Makedonien im wesentlichen das Gebiet der drei Wilajets Salonik, Monastir (Bitolia) und Üsküb (Kossowo) fassen. Auszuscheiden wäre nur das Sfandjaq Nowibasar als festgelegte österreichische Einflußsphäre und das Sfandjaq Elbassân, das aus politischen Gründen der Verbindung mit den übrigen Sfandjaqs rein albanesischer Bevölkerung entrückt und dem Verwaltungsbezirk von Monastir unterstellt ist. Zweifel wäre, ob das sogenannte „Altserbien", die Sfandjaqs Prisren, Prischtina und Ipek, Makedonien sich eingliedern. Mir scheint eine Loslösung dieser Gebiete wenig empfehlenswert, vielmehr eine Identifizierung der drei genannten türkischen Verwaltungsbezirke als Süd-, Mittel- und Nordmakedonien am geeignetsten.

Nach dem Salnamé von 1899/1317 zählen die drei Wilajets 2 244 009 Einwohner. Nach der nötigen Abtrennung des albanesischen Sfandjaqs von Elbassân und des von Nowibasar würde ein Bestand von wenig mehr als 2 Millionen Seelen übrig bleiben. Diese Ziffer ist unbedingt zu niedrig gegriffen. Gopčevič rechnet auf Grund seiner Listen, deren Herkunft er freilich verschweigt, so daß ihr Wert im einzelnen wenig vertrauenerweckend ist, 2 880 420 (Makedonien und Altserbien. Wien 1889. Seite 503). Nicolaïdes will mit Hülfe seiner Listen, über deren Wesen ebenfalls die

Digitized by Google

Angaben fehlen, 2225484 Bewohner gerechnet wissen (Makedonien, Berlin 1899. Seite 29). Meinhard schätzt eine Seelenzahl von $2^1/_2$ Millionen (Bruchstücke aus dem Völkermosaik der Balkanhalbinsel. Deutsche Rundschau für Geogr. u. Statistik. 1899. Seite 494). Auf $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ Millionen möchte sich wohl die Bevölkerung Makedoniens belaufen, keinesfalls auf weniger.

Von jeher war Makedonien die Verzweifelung der Ethnologen. Die kartographischen Arbeiten von Boué, Lejean, Kiepert, Sax, Gerland[70]) sind zum guten Teil veraltet und die jüngeren Einzelstudien über die verschiedenen nationalen Elemente, die schon genannten von Gopčevič, Nicolaïdes, auch die des Professor Weigand („Die Aromunen", Leipzig 1895) bieten nicht in allen Stücken zuverlässige Quellen, da sie von Parteistellung oder vorgefaßter Meinung als mehr oder weniger beeinflußt sich ergeben.

Das mohammedanische Element stellt sich in Makedonien als stärker dar, denn man vermuten möchte. Namentlich die Türken sind in ansehnlicher Kopfzahl vertreten. Nicht nur bilden sie in den Städten als Verwaltungs- und ehemalige Militärkolonien, so in Üsküb, Köprülü, Wodena, Ostrowo, Monastir, Ochrida, Struga recht erhebliche Bruchteile der Bevölkerung, auch westlich des Mesta (Kara-ssu) um den Golf von Kawala, dann zwischen Struma, Strumnitza und Wardar, weiterhin südlich des Ostrowosees befinden sich ihre bäuerlichen Siedelungen. Man darf ihnen etwa 400- bis 500000 Seelen zuerkennen. Mohammedanisierte Volksteile sitzen ferner an den mannigfachsten Punkten Mak-

Digitized by Google

doniens, so bulgarische im mittleren wie östlichen Makedonien, südlich des Rhodopegebirges und an der oberen Struma, serbische südlich von Üsküb und von Dibra, griechische südwestlich von Kastoria, walachische in der Moglena. Einschließlich der mohammedanischen Albanesen haben wir demgemäß die Mohammedaner als ziemlich ein Dritteil der Gesamtbevölkerung unstreitig zu rechnen und zwar zu etwa 900 000.[71])

Der griechische Stamm hat im letzten Jahrzehnt eine Einbuße erlitten, die merklich, aber noch nicht beträchtlich ins Gewicht fällt. Die moralischen Mißerfolge im griechisch-türkischen Kampf haben manche ihrer bisherigen Parteigänger unter Walachen und Albanesen von ihnen losgelöst. Nicht minder ungünstige Folgen haben für sie die Exarchate mit ihrem Ansturm gegen das ökumenische Patriarchat gezeitigt, vor allem im Zentrum und im Norden Makedoniens. Aber noch heute erscheinen die Griechen als die zivilisierteste und handelsregste Bewohnerschaft, die im Süden ausschließlich durch Sprache und Sitte herrschen und sonst an allen größeren Punkten bezüglich kultureller Arbeit vermöge ihrer Schulanstalten und infolge ihrer Stellung im Handelsverkehr angesehene Kolonien aufweisen, so daß man ihnen eine Zahl von 500—600 000 wohl zuteilen kann.

Die slawischen Ansprüche auf Makedonien teilen sich in bulgarische und serbische. Das Vorhandensein serbischen Blutes ist eine Entdeckung jüngster Zeit. Serbische Volksbestandteile glaubte man bis zu Anfang der neunziger Jahre lediglich im nördlichen Makedonien,

Digitized by Google

im sogenannten „Altserbien" zu finden. Maßgebende unparteiliche ethnologische und linguistische Untersuchungen über eine eventuelle Scheidung von Serben und Bulgaren liegen bis heute nicht vor. Die Geschichte[72]) gibt einigen Aufschluß und gestattet Vermutungen über den Gang der slawischen Machtsphäre und der allmählichen Seßhaftmachung ihrer Stammesteile. Die Einfälle der mit finnisch-uralischem Blute untermischten Bulgaren nach Makedonien, die vor das neunte Jahrhundert fallen, waren sicherlich Räuberzüge, die Volksspuren kaum auf diesem Boden zurückließen. Das Gleiche dürfte mit den aus Dakien und Pannonien schon seit dem fünften und sechsten Jahrhundert hervorbrechenden Slawenhorden der Fall gewesen sein. Erst seit etwa 836 unter Presjam entsteht von bulgarischer Seite eine Beeinflussung des östlichen Makedoniens, ohne daß man weiß, inwieweit zugleich eine Zuwanderung bulgarischen Stammtums stattfand.[73]) Fester in bulgarischen Händen befindet sich das östliche und mittlere Makedonien erst unter Simeon dem Großen (892—927). Aber kurze Zeit darauf gelangt es wieder unter byzantinische Macht (927—970). Fünfzig Jahre (970—1018) bildet hierauf Makedonien einen Bestandteil das vom Bosjakenfürst Schischman geschaffenen Reiches und zwar unter ihm und seinem Nachfolger Samuel. Ochrida und Presba sind die Residenzen jener Zeit. Ob diese Herrschaft eine bulgarische oder serbische war — gewöhnlich spricht man von einem „westbulgarischen" Kaisertum —, ist eine noch ungelöste Frage. Jedenfalls dringen, da Schischman von Norden

Digitized by Google

die Übertreibung eine mächtige Rolle. An keinem Orte konnte ich beobachten, daß Handel und Verkehr irgendwie durch eingetretene Auflösung der Ordnung oder durch ungenügenden offiziellen Schutz empfindlich in Mitleidenschaft gezogen wurde. Wie schon erörtert, vornehmlich auf abseits gelegene, durch Unwirtlichkeit der Natur zu ungestraftem Bandenwesen geeignete Gegenden erstreckte sich kurze Zeit die Macht der Revolutionäre. Nicht einen Augenblick haben die Türken aufgehört, sich als Herren der Lage zu fühlen. Anstandslos haben die türkischen Behörden auf Ersuchen des durch Herrn Konsul Dr. Mordtmann vortrefflich vertretenen deutschen Konsulats in Salonik den von uns gewährten Paß für eine Reise quer durch Makedonien und Albanien gewährt. Und an keinem Punkte, auch im Inneren, wie in Monastir, Ochrida, Elbassan, haben die türkischen Würdenträger nicht im geringsten das Gefühl bekundet, uns nicht genügend schützen zu können. Stets sind wir von ihnen mit großer Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit behandelt werden. Ich fühle mich zur Angabe dieser Tatsache veranlaßt, da ich nach meiner Rückkehr in deutschen Zeitungen die abenteuerliche Kunde lesen mußte: „Die türkischen Behörden konnten den Reisenden die Sicherheit des Lebens nicht garantieren und gestatteten daher den Eintritt erst, nachdem die Herren sich bereit erklärt hatten, auf eigene Gefahr zu reisen.“ Auch von „zahlreichen Räuber- und Aufrührerbanden“ haben wir nichts zu Gesicht bekommen.

Der letzte sogenannte Aufstand und die bulgarische

Digitized by Google

Propaganda haben Momente im Gefolge gehabt, die möglicherweise von weittragender Bedeutung sind, das Iradé der Reorganisation der makedonischen Provinzialverwaltung, den Besuch des Grafen Lamsdorff in Belgrad und Sofia und die von Österreich-Ungarn und Rußland überreichte Reformnote. Werden die zugesagten Reformen wirklich in Durchführung treten — ein Umstand, der von bulgarischer Seite durchaus nicht sonderlich gewünscht wird, da er der bisherigen Wühlarbeit einen guten Teil der Berechtigung vor dem Forum der Mächte entzieht — so ist unstreitig durch Beseitigung einer Anzahl von Mißständen der Allgemeinheit ein gewisser Dienst erwiesen. Die Reise des Grafen Lamsdorff gab sich weniger als Kompliment gegenüber den serbischen und bulgarischen politischen Hoffnungen denn vielmehr als Warnung eindringlicher Art. Um über die Berechtigung serbischer oder bulgarischer Aspirationen auf Makedonien Klarheit zu holen, sind sicher Belgrad und Sofia die am wenigsten geeigneten Orte.

* * *

Eine auch nur einigermaßen genaue Statistik der Bevölkerung und Nationalitätenverteilung Makedoniens zu geben, gehört beinahe in den Bereich der Unmöglichkeit. Die türkische Regierung pflegt nur eine leidlich regelmäßige Zählung der für den Heeresdienst in Betracht kommenden Elemente und so lediglich derjenigen mohammedanischen Bekenntnisses. Zur Regelung der Steuerverhältnisse unternehmen die Ortsbehörden von Zeit zu Zeit eine Feststellung der Anzahl der Häuser,

Digitized by Google

manchmal auch der Steuerköpfe, unterscheiden gewöhnlich auch zwischen mohammedanischen und nichtmohammedanischen. Haus und Familie dürfte sich im allgemeinen decken. Jedoch ist die Größe dieser Hausgemeinschaften denkbar verschieden. Das Haus eines wohlhabenden Türken kann, die männliche und weibliche Dienerschaft eingeschlossen, leicht dreißig Personen zählen, die eines slawischen Feldarbeiters hingegen mag selten sechs Köpfe übersteigen. Ob die Multiplikation der Häuserzahl mit sechs, acht oder zehn die Einwohnerschaft eines Ortes annähernd gibt, wird bei jeder Stelle wieder von der Wohlhabenheit der Gegend, von der Verteilung der Rassen in derselben abhängen. Dazu kommt, daß die Provinzialbeamten sich selten beeilen, im Interesse der ihrem Privatsäckel zuwandernden Vorteile eine Steigerung der Hausgemeinschaften zu registrieren. Sie werden zur Erschwerung der Kontrolle eher hier mindere als höhere Zahlen einzustellen geneigt sein. Man sieht, selbst bei scheinbar scharfsinniger Berechnung der Fehlerquellen tastet man bei Benutzung solcher „offizieller" Unterlagen bedenklich im Finsteren.

Ein weiteres, freilich nicht viel zuverlässigeres Hülfsmittel, namentlich für die nichtmohammedanischen Bevölkerungsbestandteile, bieten die Listen der christlichen Kirchengemeinden, die Statistiken der Schüler der von den einzelnen Nationalitäten unterhaltenen Unterrichtsanstalten[69]) und das im allgemeinen schwer zugängliche Material, das die Konsulate ihren Regierungen unterbreiten. Kampf ist in Makedonien nicht nur die Losung der Nationalitäten, sondern auch der einzelnen christ-

Digitized by Google

lichen Bekenntniſſe. Römiſche Katholiken, Orthodoxe und Anhänger des Exarchats ſind beſtrebt, ihren Machtbereich zu vergrößern oder zu verteidigen. Nachdem auch Serbien zwei vom ökumeniſchen Patriarchat in Konſtantinopel unabhängige Biſchofsſitze erlangt hat, haben ſich wieder zwei Gruppen dieſer orthodoxen Schismatiker ergeben, nämlich Angehörige der bulgariſchen und ſerbiſchen Exarchate. Die kirchliche Agitation, namentlich wo ſie im Verein mit der nationalen Propaganda ſchreitet wie bei den bulgariſchen und ſerbiſchen Exarchaten, ſucht alſo des öfteren Ziffern ihrer Anhänger zu ſchaffen, die einen Beweis von Erfolgen gegenüber anderen Bekenntniſſen darſtellen ſollen.

Rechte Vorſicht iſt auch von nöten, wenn man von der Schülerzahl der in Makedonien befindlichen griechiſchen, bulgariſchen, ſerbiſchen und walachiſchen Schulen auf die Seelenzahl der Bewohner Schlüſſe ziehen will. Wie der Teufel nach den armen Seelen, machen die Schulmeiſter in der Regel auf neue Zöglinge Jagd. Nicht nur daß dieſe von den Mitteln der Propaganda erhaltenen nationalen Schulen freien Unterricht gewähren, ſie ſchaffen auch Internate, in denen eine Anzahl von Schülern unentgeltlich verpflegt wird, man geht ſogar ſoweit, den Eltern, welche ihre Kinder den Schulanſtalten überlaſſen, Belohnungen in Bargeld zuzuwenden. Nicht Abſtammung oder Neigung, ſondern niedrige Gewinnſucht führt demgemäß oft genug neue Zöglinge in ſolche Anſtalten. Dazu kommt, daß an Stellen, an denen nur eine nationale Partei mit einer Schule vertreten iſt, ernſtlich nach Fortbildung ringende

Digitized by Google

Elemente auch aus anderen Parteien und Nationalitäten sich diesen zuwenden. So besucht die Mehrzahl der Walachen im südlichen Makedonien die hier reichlich vorhandenen griechischen Unterrichtsanstalten. Einzelne Städte des Inneren, auf welche sich die Agitation aller Parteijungen geworfen hat, so z. B. Monastir, sind geradezu von Bildungsanstalten überladen. Ich weiß in Monastir und Salonik von Kaffeehändlern und Lastträgern, die in griechischen oder bulgarischen Gymnasien ihren geistigen Firnis erlangt haben. Leidenschaft und Haß pflanzt sich mit jeder neu gegründeten nationalen Schule ein. So haben in Monastir, die serbischen Lehrer, die als letzte auf den Plan traten (seit 1895), unter ständiger Lebensgefahr ihre Arbeit zu erfüllen. Sowohl 1898 wie 1899 suchte die bulgarische Propaganda durch Dolch und Pistole in den Straßen der Stadt die serbischen Rivalen einzuschüchtern. Ein serbischer Lehrer, der uns in Monastir einen Besuch abstattete, trat nur mit großer Besorgnis nach Einbruch der Dunkelheit allein seinen Rückweg durch die finsteren Straßen der Stadt an.

So sehr man auch im allgemeinen jeder kulturellen Arbeit, die der Volksbildung sich zuwendet, seine Anteilnahme schenken wird, so muß man die in Makedonien gepflegte hinsichtlich Art und Tendenz doch mit schweren Bedenken begleiten. Verknüpft mit der nationalen Propaganda bildet sie stetig den Herd neuer Verwicklungen und Schürungen. Sie ist auch weit entfernt, den wahren Bedürfnissen der Bevölkerung Rechnung zu tragen. Die wenigsten der Schüler, welche die

Digitized by Google

höheren Lehranstalten absolviert haben, finden im Lande einen entsprechenden Wirkungskreis. Nur einzelne vermögen eine griechische Universität oder eine solche des Auslandes zu beziehen und später in ihrer Heimat als Rechtsanwälte oder Ärzte sich niederzulassen. Wenige nur können den Schulen, denen sie entsprossen sind, als neue lehrende Kräfte zugeteilt werden. So wächst ein geistiges, mit den Verhältnissen unzufriedenes Proletariat heran, das stets neuen Keim der Beunruhigung umherträgt. Landwirtschaftliche Schulen (solche für Acker- und Weinbau, Pferdezucht, Seidenspinnerei), Anstalten zur Hebung des Handwerkes, zur Pflege der Kunstgewerbe könnten weit höheren Segen stiften wie diese Dutzende von griechischen, bulgarischen und serbischen Gymnasien und die sogenannten Realschulen oder Halbgymnasien. Bei der geringen Sorgfalt, welche die Türkei dem Unterricht und der Erziehung seiner nichtmohammedanischen Untertanen zuwendet, war die Selbsthülfe in dieser Form durchaus verständlich. Die Forderung, welche die jüngste Reformnote Österreich-Ungarns und Rußlands aufstellte, von den Einnahmen der Wilajets bestimmte Summe der Errichtung von Volksschulen zuzuführen, hat seine volle Berechtigung. Jedoch müßte man unbedingt gegenüber dieser Verpflichtung auch der türkischen Regierung die Ermächtigung geben, eine gewisse Überwachung der stehenden nationalen Schulen durchzuführen, um ihrem einer ernstlichen Pazifizierung hinderlichen Charakter zu begegnen.

Wenn wir trotz der Unsicherheit der Hülfsquellen, die zur Feststellung der tatsächlichen Verhältnisse dienen,

Digitized by Google

dennoch eine Schätzung der Bevölkerung Makedoniens unternehmen, so will diese natürlich nur als Versuch gelten, einige klare Anhaltspunkte inmitten der verzweifelten Wirrnis zu gewinnen. Makedonien muß für uns durchaus als historischer Begriff gelten. Staatsrechtlich darf man heute als türkisches Makedonien im wesentlichen das Gebiet der drei Wilajets Salonik, Monastir (Bitolia) und Üsküb (Kossowo) fassen. Auszuscheiden wäre nur das Sſandjaq Nowibasar als festgelegte österreichische Einflußsphäre und das Sſandjaq Elbassân, das aus politischen Gründen der Verbindung mit den übrigen Sſandjaqs rein albanesischer Bevölkerung entrückt und dem Verwaltungsbezirk von Monastir unterstellt ist. Zweifel wäre, ob das sogenannte „Altserbien", die Sſandjaqs Prisren, Prischtina und Ipek, Makedonien sich eingliedern. Mir scheint eine Loslösung dieser Gebiete wenig empfehlenswert, vielmehr eine Identifizierung der drei genannten türkischen Verwaltungsbezirke als Süd-, Mittel- und Nordmakedonien am geeignetsten.

Nach dem Salnamé von 1899/1317 zählen die drei Wilajets 2 244 009 Einwohner. Nach der nötigen Abtrennung des albanesischen Sſandjaqs von Elbassân und des von Nowibasar würde ein Bestand von wenig mehr als 2 Millionen Seelen übrig bleiben. Diese Ziffer ist unbedingt zu niedrig gegriffen. Gopčevič rechnet auf Grund seiner Listen, deren Herkunft er freilich verschweigt, so daß ihr Wert im einzelnen wenig vertrauenerweckend ist, 2 880 420 (Makedonien und Altserbien. Wien 1889. Seite 503). Nicolaïdes will mit Hülfe seiner Listen, über deren Wesen ebenfalls die

Digitized by Google

Angaben fehlen, 2225484 Bewohner gerechnet wissen (Makedonien, Berlin 1899. Seite 29). Meinhard schätzt eine Seelenzahl von $2^1/_2$ Millionen (Bruchstücke aus dem Völkermosaik der Balkanhalbinsel. Deutsche Rundschau für Geogr. u. Statistik. 1899. Seite 494). Auf $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ Millionen möchte sich wohl die Bevölkerung Makedoniens belaufen, keinesfalls auf weniger.

Von jeher war Makedonien die Verzweifelung der Ethnologen. Die kartographischen Arbeiten von Boué, Lejean, Kiepert, Sax, Gerland[70]) sind zum guten Teil veraltet und die jüngeren Einzelstudien über die verschiedenen nationalen Elemente, die schon genannten von Gopčevič, Nicolaïdes, auch die des Professor Weigand („Die Aromunen", Leipzig 1895) bieten nicht in allen Stücken zuverlässige Quellen, da sie von Parteistellung oder vorgefaßter Meinung als mehr oder weniger beeinflußt sich ergeben.

Das mohammedanische Element stellt sich in Makedonien als stärker dar, denn man vermuten möchte. Namentlich die Türken sind in ansehnlicher Kopfzahl vertreten. Nicht nur bilden sie in den Städten als Verwaltungs- und ehemalige Militärkolonien, so in Üsküb, Köprülü, Wodena, Ostrowo, Monastir, Ochrida, Struga recht erhebliche Bruchteile der Bevölkerung, auch westlich des Mesta (Kara-ssu) um den Golf von Kawala, dann zwischen Struma, Strumnitza und Wardar, weiterhin südlich des Ostrowosees befinden sich ihre bäuerlichen Siedelungen. Man darf ihnen etwa 400- bis 500000 Seelen zuerkennen. Mohammedanisierte Volksteile sitzen ferner an den mannigfachsten Punkten Make-

Digitized by Google

doniens, so bulgarische im mittleren wie östlichen Makedonien, südlich des Rhodopegebirges und an der oberen Struma, serbische südlich von Üsküb und von Dibra, griechische südwestlich von Kastoria, walachische in der Moglena. Einschließlich der mohammedanischen Albanesen haben wir demgemäß die Mohammedaner als ziemlich ein Dritteil der Gesamtbevölkerung unstreitig zu rechnen und zwar zu etwa 900 000.[71])

Der griechische Stamm hat im letzten Jahrzehnt eine Einbuße erlitten, die merklich, aber noch nicht beträchtlich ins Gewicht fällt. Die moralischen Mißerfolge im griechisch-türkischen Kampf haben manche ihrer bisherigen Parteigänger unter Walachen und Albanesen von ihnen losgelöst. Nicht minder ungünstige Folgen haben für sie die Exarchate mit ihrem Ansturm gegen das ökumenische Patriarchat gezeitigt, vor allem im Zentrum und im Norden Makedoniens. Aber noch heute erscheinen die Griechen als die zivilisierteste und handelsregste Bewohnerschaft, die im Süden ausschließlich durch Sprache und Sitte herrschen und sonst an allen größeren Punkten bezüglich kultureller Arbeit vermöge ihrer Schulanstalten und infolge ihrer Stellung im Handelsverkehr angesehene Kolonien aufweisen, so daß man ihnen eine Zahl von 500—600 000 wohl zuteilen kann.

Die slawischen Ansprüche auf Makedonien teilen sich in bulgarische und serbische. Das Vorhandensein serbischen Blutes ist eine Entdeckung jüngster Zeit. Serbische Volksbestandteile glaubte man bis zu Anfang der neunziger Jahre lediglich im nördlichen Makedonien,

Digitized by Google

im sogenannten „Altserbien" zu finden. Maßgebende unparteiliche ethnologische und linguistische Untersuchungen über eine eventuelle Scheidung von Serben und Bulgaren liegen bis heute nicht vor. Die Geschichte[72]) gibt einigen Aufschluß und gestattet Vermutungen über den Gang der slawischen Machtsphäre und der allmählichen Seßhaftmachung ihrer Stammesteile. Die Einfälle der mit finnisch-uralischem Blute untermischten Bulgaren nach Makedonien, die vor das neunte Jahrhundert fallen, waren sicherlich Räuberzüge, die Volksspuren kaum auf diesem Boden zurückließen. Das Gleiche dürfte mit den aus Dakien und Pannonien schon seit dem fünften und sechsten Jahrhundert hervorbrechenden Slawenhorden der Fall gewesen sein. Erst seit etwa 836 unter Presjam entsteht von bulgarischer Seite eine Beeinflussung des östlichen Makedoniens, ohne daß man weiß, inwieweit zugleich eine Zuwanderung bulgarischen Stammtums stattfand.[73]) Fester in bulgarischen Händen befindet sich das östliche und mittlere Makedonien erst unter Simeon dem Großen (892—927). Aber kurze Zeit darauf gelangt es wieder unter byzantinische Macht (927—970). Fünfzig Jahre (970—1018) bildet hierauf Makedonien einen Bestandteil das vom Bosjakenfürst Schischman geschaffenen Reiches und zwar unter ihm und seinem Nachfolger Samuel. Ochrida und Presba sind die Residenzen jener Zeit. Ob diese Herrschaft eine bulgarische oder serbische war — gewöhnlich spricht man von einem „westbulgarischen" Kaisertum —, ist eine noch ungelöste Frage. Jedenfalls dringen, da Schischman von Norden

Digitized by Google

her sich das Land zu eigen machte, um diese Zeit aus Altserbien die ersten Zuwanderungen ein. Noch scheint aber byzantinischer, also griechischer Einfluß maßgebend gewesen zu sein, namentlich in den Städten. Denn schnell fällt Makedonien dem Kaiser Basilios II. wieder zu. Nochmals befindet sich nun Makedonien eine bedeutende Zeitspanne, volle 167 Jahre in byzantinischer Hand (1018—1186).

Das sich jetzt formende walachisch-bulgarische Reich (1186—1260), dessen Wesen und Ausdehnung durch Quellen und Forschung wenig erhellt ist, mag auch einige Gebiete Makedoniens, namentlich seine nordöstlichen Teile, in seine Grenzen einbezogen haben. Inwieweit das 1204 entstandene Königreich von Salonik unter Bonifaz von Montferat sich eine Machtstellung über das südliche Makedonien hinaus zu erringen wußte, läßt sich ebensowenig mit Bestimmtheit feststellen. Dem Besitze dieses fränkischen Königreiches oder aus dem der großwalachischen Herrscher muß Angelos Komnenos das mittlere Makedonien entrissen haben (1214). Mit diesem Fürsten setzt sich ein neues Element im Lande fest, das epirotisch-griechische, das mit der Begründung eines Kaiserreichs von Salonik (1222) durch Komnenos zu plötzlicher Größe anschwillt und Epirus, Albanien, Makedonien und Thessalien in seiner Gewalt hält. Das sogenannte Walachenreich der Aseniden trug schon bei seiner Bildung den Keim des Verfalls in sich. Serbische Fürstentümer bedrängen es von Norden und Westen, Tataren nähern sich von Osten und werfen sich sogar zu Beherrschern Bulgariens auf (1285—1299). Während

Digitized by Google

der hartnäckigen Kämpfe zwischen Epiroten und Nicaeanern mag das mittlere Makedonien mehr und mehr der slawischen Völkerwoge schutzlos überliefert worden sein. Der Serbe Urosis II. rückt schon 1282 sogar gegen die makedonische Küste vor, aber die Eroberung Bulgariens lenkt seine Tätigkeit weiter nach Osten. Das ganze östliche und mittlere Makedonien steht noch einmal fest unter serbischem Scepter, als Stephan Duschân, der Serben, Griechen, Bulgaren, Albanesen als Völker seines Reiches nennt, sich zu dessen Eroberung anschickt (1346). Aber als die Türken schon 6 Jahre später zum dritten Male an der makedonischen Küste landen (bereits 1331 und 1346), dringen ihre Scharen nord- und westwärts, und bald nach Duchâns Tode wird der größte Teil des makedonischen Landes mit Ausnahme von Salonik türkische Provinz. Die Völkerschlacht auf dem Amselfeld (15. Juni 1389) macht die Türken zu unbestrittenen Herren.

Dieser knappe geschichtliche Überblick beweist, daß weder Bulgaren noch Serben sich einer dauernden Oberherrschaft über Makedonien zu rühmen vermögen. Den jeweiligen Vorstößen der beiden Stämme werden in späterer Zeit auch Vorschiebungen ihres Volkstums gefolgt sein, so daß wir wohl überall und am stärksten im mittleren Makedonien heute eine vollkommene Mischung von Serben und Bulgaren vorfinden. Wenn Gopčevič alle slawischen Bewohner zu den Serben schlagen will und gegenüber 36 600 christlichen Bulgaren 1 540 000 christliche Serben zählt und außerdem noch 507 820 mohammedanisierte Serben — nach ihm würden

Digitized by Google

2 105 920 Slawen Makedonien bevölkern! — so gibt das ein glänzendes Beispiel, welche lächerliche Verirrungen der Chauvinismus zu leisten imstande ist. Freilich hatten vor ihm schon bulgarischerseits Geschichtsbeuger wie Slavejkow und Ofejkow nicht minder wunderliche Dinge der Welt verkündet. Nach ihnen bilden die Bulgaren die Urbevölkerung der gesamten Landstriche zwischen Adria und Don und haben aus ihrem Blute und der Mischung mit den Eingewanderten sich alle übrigen Völker wie Serben, Albanesen und Dakorumänen entwickelt.

Wenn gelegentlich der Kirchenabstimmung des Jahres 1872 reichlich zwei Drittel der Christen slawischer Rasse dem bulgarischen Exarchat sich zuwandten, so gab dies kein Bekenntnis bulgarischer Abstammung. Der russische Generalkonsul von Salonik, Jastrewo, und der Ethnolog Durnowo-Moskau wollen die Grenze des Sprachgebiets von Serben und Bulgaren durch eine Linie Palanka — Strumnitza gezogen wissen. Vielleicht wäre die Blutsscheide mehr nach Westen, etwa bis zum Wardar herauszurücken. Sofern ich 250 000 den Bulgaren, 100 000 den Serben und 300 000 Seelen einer aus diesen Stämmen gemischten Bevölkerung zuteile, glaube ich eine mit der Wahrscheinlichkeit sich wohl deckende Schätzung zu geben.

Über das walachische oder zinzarische Element hat Professor Weigand eingehende Untersuchungen angestellt. Seine Angaben über die „Aromunen" (48 210 in Südmakedonien teils auf griechischem, teils auf türkischem Boden und 62 405 in Nordosten dieses Zentrums

Digitized by Google

im westlichen und östlichen Makedonien) bedürfen nur geringer Reduzierung.

Keinen unerheblichen Prozentsatz machen die Juden in Makedonien aus. Verhältnismäßig günstige Lebensbedingungen führten im Laufe des letzten Jahrhunderts zu stetiger Vermehrung. Leake nennt ihrer (1809) 13 000, Prokesch von Osten (1828) 15 000, Tozer (1861) 40 000, Miß Mackenzie (1863) die gleiche Zahl, Naumann (1894) 66 000. Heute muß man zu ihrer Hauptmasse in der Stadt Salonik von nahezu 80 000 eine Anzahl von Kolonien an der Küste und im Innern fügen und zwar in Wilajet Kossowo 2000, im Wilajet Monastir 5500 (davon 4500 in der Stadt Monastir, 800 in Kastoria) und im Wilajet Salonik ebenfalls noch gut 2000 Seelen (1500 in Kawalla, 200 in Drama, 400 in Strumnitza u. s. w.).

Die vorstehende Untersuchung über den Bevölkerungsbestand Makedoniens liefert folgende charakteristische Gesichtspunkte:

1. Das türkische wie das mohammedanische Element im allgemeinen scheint gewöhnlich einer Unterschätzung zu begegnen. Es repräsentiert reichlich $^1/_3$ der Gesamtseelenzahl Makedoniens.

2. Die Griechen führen heute numerisch wie moralisch keine unwesentliche Rolle.

3. Das Bulgarentum tritt über Gebühr durch agitatorische Arbeit in den Vordergrund. Alle Vertreter der slawischen Rasse stellten nur ein gutes Viertel der Einwohnerschaft dar, sind also den Mohammedanern unterlegen und übertreffen die Griechen um ein weniges.

Digitized by Google

4. Weniger Rassen- oder Sprachangehörigkeit gibt den Hauptmesser der Nationalitäten- oder Parteistellung ab, sondern die Macht der Verhältnisse. Bedürfnis nach Schutz, Sucht nach Vorteil, Änderungen der Machtlage treiben namentlich in Gebieten gemischter Bevölkerung Parteigänger bald in das eine, bald in das andere Lager. Die Errichtung eines Konsulats, die Schöpfung einer Schulanstalt oder die Neubildung eines Exarchats schafft hier Einbuße, dort Zuwachs. So wird es begreiflich, wenn ein jahrelanges Ringen der rivalisierenden Nationen um Konzessionierung derartiger Vorrechte gegenüber der türkischen Regierung sich abspielt.

Die Bulgaren haben bisher durchaus nicht den Beweis geliefert, daß sie auf die übrigen Nationalitäten kulturweckend einzutreten vermögen. Ihr Terrorismus hat ihnen mehr Feindschaft als Freundschaft in Makedonien eingebracht. Fällt die Vorherrschaft heute in ihre Hände, so steht eine zehnfach härtere Bedrückung alles Nichtbulgarischen in Gefahr, als solche von türkischer Hand stattfindet. Die Türken dürfen sich durchaus das Verdienst zumessen, allen einzelnen Nationalitäten gleiches Recht und gleiche Entwicklung verstattet zu haben. Victor Bérard sagt auf Grund unparteiischer Studien, denen von deutscher Seite namentlich von der Goltz seine Zustimmung widmet, mit voller Berechtigung in seiner Arbeit: „La Turquie et l'Hellénisme contemporain“ (Paris 1896) „En Macédoine la justice la plus vraie se confond avec le droit le plus strict: seul le maintien du turc peut assurer le respect de ces grands principes de races et de nationalités, que l'on

Digitized by Google

invoque pour le chasser" und an anderer Stelle „Il faut dans l'intérêt de la civilisation que tous ces peuples se développent et, seul, le Turc a l'indifférence assez large, pour laisser vivre toutes les races, toutes les langues et toutes les réligions.

* * *

Ein kühler jugendfrischer Morgen grüßt uns, da wir um die fünfte Stunde von Resen ausrücken. Die Häuser des Ortes, welche einer leichten, dem nördlichen Talbecken des Presbasees aufliegenden Bodenwelle sich anheften, überkleiden sich mit dem zarten Gelb der ersten Sonnenstrahlen. Im Süden, wo der See sich breitet, liegt noch eine graue, von keinem Licht durchschnittene Dunstmasse. Nur einzelne schwarze Bergkuppen erheben sich gleich Inseln aus dämmerndem Meer aus der Nebelschicht empor.

Hart klingt der Hufschlag der Pferde auf dem holperigen Steinpflaster. Ich lasse die Karawane vorausziehen und mustere ihre Glieder. Der „Onbaschi" (Korporal), ein graubärtiger Alter, der schon mit recht krummem Rücken im Sattel sitzt, ist eine grundehrliche Haut, die von manchem Strauß die Narben trägt. Aus Eskischehr gebürtig, wurde er beim russisch-türkischen Kampfe in die kleinasiatischen Aufgebote eingereiht und hat seitdem auf mancher türkischen Scholle als Saptieh seine Dienste getan. Die anderen drei, ein Tscherkesse und zwei Pomaken, mohammedanische Bulgaren aus der Strumagegend im östlichen Makedonien, sind junge geschmeidige Burschen, die zu jeder Keckheit Mut und Laune tragen. Sie machen höchst vergnügliche Ge-

Digitized by Google

sichter. Denn ein paar Tage zum Geleit eines Fremden durch das Land zu reiten, um auf dessen Kosten zu essen, zu rauchen, Raki zu trinken und die Pferde füttern zu lassen, gehört nicht zu den Lasten ihres Berufes. Freilich haben sie gestern begriffen, daß ich nicht zum ersten Male in der Türkei mit Eskorte reise und für ein Übermaß von Wünschen nicht zu haben bin. David hat ihnen auseinandergesetzt, wir empfänden keine Lust, ihretwegen jeden Morgen die Rechnungen des Chandji auf Gaunereien hin zu prüfen. Der Onbaschi erhalte allabendlich zehn Piaster für den Kopf, die sie zur Bestreitung der gesamten täglichen Kosten ausgeben möchten, wie ihnen beliebe. Nach dem Wert ihrer Dienste erwarte sie in Elbassân, bis wohin ich mir ihr Geleit vom Wali in Monastir erbeten hatte, bei der Verabschiedung ein gebührlicher „Bakschisch". Wer nicht hinlängliche Erfahrung hat und diese Leute nach Gutdünken in den Chans schalten läßt, der kann beim Aufbruch in der Frühe eine stattliche Reihe von Zahlen für Genossenes und Nichtgenossenes, und alles zu doppelten Preisen berechnet, auf der Rechnung aufmarschieren sehen. Und den Chandjis gegenüber werden die Saptiehs selten Spielverderber.

Arslân Ramadan aus Tirana, unser „Kiriadji" (Pferdevermieter), ist ein sonderbarer Kauz. Mürrisch schaut er drein und gibt fast weinerlichen Tones seinen Treibern die nötigen Befehle, aber er scheint, wie ich schon gestern beobachtete, sein Gewerbe trefflich zu führen. Seine Luchsaugen haben auf jedes Ding ein wachsames Auge. Nur ein derbes Scherzwort vermag sein Gesicht

Digitized by Google

zu erhellen. Oft genug ahmen die Saptiehs oder unsere Diener, wenn sie ihn beim Namen rufen, seine wunderliche Klagestimme nach, ohne daß er sich im mindesten durch diesen Spott berührt fühlt.

Aus den Pflanzungen, die Reben umgürten, zieht es wie ein Atem reifender Früchte empor. Wo das Auge verweilt, schmiegen sich den leichten Schwellungen des Bodens Rebenkulturen an, hohe Ahornstäbe mit dichtem Laubwerk ranken sich zahlreich auf und Obstbäume scharen sich zu kleinen Hainen. Es ist, als ob unter der Erde reiches, nährendes Wasser sickert. Wie ganz anders bietet sich die Erde als am Tage vorher in der von Osten nach Westen ziehenden Strecke mit ihrem Kreidestaub, ihren kahlen Berghängen, die wir von Monastir bis kurz vor Resen begangen haben. Ein Luftzug hat den Nebel vom See gehoben, und gleich einem langen weißen Geisterarm schimmert, noch nicht vom vollen Sonnenlicht übergossen, sein nach Süden sich dehnender Spiegel. Mehr und mehr treten die Bergketten, die in mächtigen, von Nord nach Süd strebenden Reihen das Presbabecken umschließen, aus dem dunstigen Wolkenschleier hervor. Der Rücken des vor uns liegenden Petrinagebirges, das wir statt der nördlich es umgehenden Fahrstraße auf schwierigen Pfaden überwinden wollen, um in die Mulde des Ochridasees hinabzusteigen, säumt sich in der Morgensonne mit mattroten Bändern.

Nach einstündigem Marsche über die sanften Schwellen der Ebene beginnt nun der Aufstieg. Die Packtiermanieren unserer Gäule von nicht sonderlich edlem Geblüt haben uns bisher des öfteren in empfind-

Digitized by Google

liche Mißlaune versetzt. Gewohnt, von den Warenlasten auf den Rücken in ihren Lüsten und Launen wenig gehindert zu sein, recken sie manchmal urplötzlich den Kopf tief zu Boden, ein appetitliches Kraut aus der Erde zu rupfen. Notizheft und Routenbuch in der Hand haltend, habe ich den Zügel nur lose über dem linken Arm, und wenn das Ablesen von Thermometer oder Barometer oder der Einblick in die Karte meine Aufmerksamkeit ablenkt, so stehe ich bei derartigen sonderlichen Mucken meines Braunen in der ständigen Gefahr, über den Hals hinweg zu Boden zu schießen. In der Ebene habe ich diesen Purzelbaum schon zweimal ohne Folgen für meine Knochen gemacht, nun aber liegen Felsblöcke aller Formen umher und steht Abgrund nach Abgrund am Wege. Europäische Sättel haben wir in Monastir nicht auftreiben können. Ich selbst bin auf dem einheimischen Holzgestell, das hohl dem Rücken des Tieres aufliegt und durch übergebreitete Decken in seiner Härte für die Sitzmuskeln weniger fühlbar gemacht werden soll, infolge früherer Übung leidlich sicher, aber meinen Reisegefährten will es schwer gelingen, die Beine säbelartig um diesen bauchigen Sattel herumzubiegen.

Jetzt allerdings erkennen wir die Vorzüge unserer borstenhaarigen, unansehnlichen, ja geradezu ruppigen Gebirgspferde, denen kein tänzelndes Paraderoß nachzueifern im stande ist. Mit festem Tritt überwinden sie das lockere Geröll, vorsichtig für die Vorderfüße den Ort zum Aufsetzen der Hufe wählend. Die schrägsten Hänge nehmen sie unverdrossen, und auf dem engen Pfad, der oft um die tiefen Senken in schärfstem Bogen führt,

Digitized by Google

wissen sie den Körper geschickt zu biegen und in der Gewalt zu haben. Ganz achtunggebietend gibt sich unsere Karawane, die durch ungeladenen Zuzug, ein paar bulgarisierte Serben aus Ochrida und einen Walachen aus Resen, auf 14 Köpfe anwuchs. Voraus reitet unser alter „Onbaschi", seine Pfeife rauchend und ein Lied vor sich hinbrummend. Die Büchse hat er sorglos quer über dem Sattel liegen. Die beiden Serben, die mir eine Weile begeistert von ihrem südslawischen Helden König Marko und der Glanzzeit des stolzen Ochrida phantasiert haben, mustern mit ängstlichem Eifer das Unterholz einer Berglehne, die wir erklimmen müssen. Die Räubergesellen, die sie vermutet haben, entpuppen sich bei näherer Musterung durch den Feldstecher als friedliche, holzbrechende Landleute.

Lebhafter entfaltet sich, indem wir der Paßhöhe uns nähern, die Vegetation. Höher recken sich die Eichen und Buchen, daß wir stellenweis durch schattige Lauben marschieren. Ein Blick rückwärts umarmt noch einmal das Land, dem wir entstiegen sind. Die weißschillernde Fläche des Presbasees mit der bergigen, bewaldeten Halbinsel, die nach Osten sich als dunkler Fleck in die hellen Fluten hineinschiebt, den grünen Fruchtkessel von Resen, dessen Wiesen anmuten, als seien sie eben vom Seewasser verlassen worden, das langgestreckte braune Massiv des Peristeri (neugriechisch Taube) bei Monastir. Wahrlich einer Taube im Fluge scheint er ähnlich mit dem an der Spitze des Rückens aufsteigenden Haupte und den schrägen, flügelgleich stehenden Abhängen, die bis in den Sommer hinein von schneeigem Flaum bedeckt sind.

Digitized by Google

Jenseits der Paßhöhe, wo die schützenden Arme breiter Kastanien und das laut plätschernde Wasser einer Quelle zur Ruhe ladet, machen wir halbstündige Rast. Vergnüglich grasen die Pferde neben uns und werfen trotz der hohen Holzsättel sich wiehernd auf den Rücken. Einer der Saptiehs feuert im Übermut ein paar Male seine Büchse ab, deren Schüsse das friedliche Schweigen der Landschaft lösen und ringsum widerhallen. Einige Soldaten kommen alsbald von ihrer oberhalb des Passes gelegenen, der Beobachtung der Gegend dienenden „Kyschla" (Kaserne, Wachthaus) herbeigestürzt. Eine Lachsalve unserer Saptiehs begrüßt ihren unserer harmlosen Karawane geltenden Eifer und das Spottwort, ob die kleine Kanonade sie aus ihrem Mittagsschlafe geschreckt habe.

Bald haben wir die idyllische Hochwaldeinsamkeit durchwandert. Zwischen Gneis- und Porphyrwänden hindurch führt die eingesenkte enge Gasse des Pfades. Kartartige, mit großen Blöcken gefüllte Kessel wechseln ab mit glattem, nacktem Felsboden. Nur die Tiere am Zügel führend können wir den jähen Abstieg aus solchem Terrain bewerkstelligen. Die Einöde erscheint noch starrer durch das grelle Sonnenlicht, welches rings vom Gestein widerstrahlt. Endlich wird innerhalb des in der Tiefe vor uns sich eröffnenden Landes ein grauer Kegel sichtbar. Immer mehr taucht derselbe aus der braunrot vorgelagerten Ebene hervor, es ist der Hügel, auf dem die alte Burg von Ochrida nistet. Kurz ehe wir im Abstieg ziemlich 1000 Meter, welche die Paßhöhe über der Talsohle sich erhebt,[63]) mühsam über-

Digitized by Google

wunden haben, trifft der Blick zur Rechten auf ein dem Felsen sich anlehnendes und in einer Senke sich eingrabendes Dorf mit hart aneinander gerückten braunen Giebeldächern und zur Linken auf einen festungsartigen Bau, den ein Erdvorsprung trägt. Es ist das Kloster Sfeta Petka, dem Istok, der Oheim des Kaisers Justinian, entstammen soll.

Eine von Gärten umrahmte staubige Straße trennt uns noch von Ochrida,[70]) in dessen nördliche Vorstadt wir gegen 2 Uhr mittags einziehen. Die nach dem Garten zu reicher sich öffnenden Fenster, die Holzvergitterungen an der Straßenfassade der Häuser verraten, daß die türkische Bevölkerung in diesem Stadtviertel ihren Sitz hat. Zwei Lehrer der serbischen Schule, von unserer Ankunft benachrichtigt, begrüßen uns. Rote Fahnen mit Halbmond und Stern sind überall aufgehißt. Bunte Wimpel laufen, an Schnüren gereiht, quer über die erste Basargasse, in die unser Weg mündet. Papierlaternen mit aufgemalten türkischen Schriftzeichen, farbige Papiere, zu allen denkbaren Figuren und Formen zurechtgeschnitten, hängen unter den Planen der Läden, zieren Haustüren und Fenster. Eine Jahrmarktsstimmung beherrscht die Menge, die sich schaulustig durch die Gassen schiebt. Sie feiert den Geburtstag ihres Sultâns Abdul Hamid.

Unsere Karawane muß eine stillere Seitengasse wählen und über ein grausiges Pflaster, auf dem die Pferde gleiten und rutschen, mühsam auf und nieder klettern. Wir werden zum Seeufer ins „Hotel de Salonique" geführt, für dessen Herrlichkeit mir noch lange

Digitized by Google

eine Erinnerung bleiben sollte. Der Eingang zu seinem über den Stallräumen liegenden Fremdengelaß geht durch fußhohen Mist. Unserem Fenster gegenüber hängen, geradezu mit den Händen zu greifen, blutige Häute in stattlichen Reihen, die von Tausenden emsiger Fliegen umsummt sind. Ein erstickender Duft zieht aus dieser engen Gasse der Fleischbuden herauf. Ein stürmischer Protest verschafft uns ein schmales Odá, von dem aus wir hart vor uns die Nordfläche des Sees, der zwischen dichten Weiden hervorglänzt, zu überschauen vermögen.

Ehe wir uns betteten, überzog ein viertel Pfund Naphthalin Leinen und Kissen mit zartem lieblichen Gelb. Wer ein wenig in heißen Landen wanderte, dem kommen scharfe nächtliche Attacken unter dem schützenden Dache einer Herberge nicht als bemerkenswertes Ereignis. Man ist von den Eindrücken des Tages, von vielstündigem Sitzen im Sattel geistig und körperlich ermüdet, sinkt auch auf härtestem Lager alsbald in den Schlaf und überläßt seinen Leib mit orientalischem Gleichmut den armen kleinen Tierchen, die ja auch ihr Leben fristen wollen, mitleidsvoll zur Beute.

So wiegte mich Sorglosen dann ein erster leichter Traum auch schnell im Chan zu Ochrida. Aber ich wollte nicht in festen Schlummer hinübersinken. Am nahen Seeufer plätscherten Ruderschläge. Von den mit Raki-seeligen türkischen Kriegern bemannten Barken tönte ein „**tschok jaschlar padischah**“ nach dem anderen zu Ehren ihres Sultâns herüber und dann wieder ein Lied und abermals ein Lied, wohl das hundertste seit

Digitized by Google

Sonnenuntergang, aus jämmerlich heiseren Kehlen kommend und kaum mehr vernehmbar nach Text und Melodie.

Mein Freund schiebt und wälzt sich in den Decken und will nicht zur Ruhe kommen. Er steckt plötzlich eine Kerze an und bricht in einen Ruf des Entsetzens aus. „Was gibt's?" „W..... und welche Menge." Ich suche zu trösten und gebe meinen Grundsatz zum besten, daß in solchen Fällen Forschen und Jagen eitel ist. Das Sprichwort, was man nicht weiß, macht nicht heiß, darf hier sich wenden, „was Du nicht siehst, dem Du entfliehst". Es rumort auf dem Gange, wo Kerîm und David ihre Nachtruhe halten. Wir fragen, was los sei. Die gemeinschaftliche Antwort lautet: „Die W..... treiben sie von hinnen." Wenn David und Kerîm deshalb hinunter in den Garten ziehen und auf den Holztischen ihr Bett aufschlagen, so muß doch ziemlich arge Fülle an nächtlichen Wegelagerern herrschen. Wahrlich, der Schimmer der Lampe zeigt, was die Phantasie sich nicht leicht ersinnen mag. Die Geburtstagsfeier ihres Sultâns scheint, was in allen Ritzen Leben hat, alarmiert zu haben. Geradezu in militärischer Ordnung ziehen sie die Wände in die Höhe, hier und da gewaltige Exemplare gleich einem dicken Major zu Pferd an der Spitze der Reihen. Wirklich, nachdem ich dieses Schauspiel genossen, wird auch mir der Schlaf zur Unmöglichkeit. Aber ebenso undenkbar ist es, im Garten sich zu strecken und den nächtlichen Fieberdunst des Sees einzuatmen. Mit einem Stiefel in der Hand, zur Abwehr gerüstet im Bette aufrecht sitzend, vertei-

Digitized by Google

digen wir unser kostbares Blut. Ich prophezeie von den Genüssen der Reise, die da noch sich zeigen werden, und wir sind in der Meinung einig, daß in einem Punkte Makedonien und Albanien sicher ein recht gefährliches Gebiet sein dürfte. Kaum graut der Morgen, so lassen wir durch Kerîm unsere Kiriadjis mit den Pferden zum Ritte rufen, der uns noch heute in die albanischen Berge führen soll.

* * *

Durch dichtes Dornengestrüpp, über weite abschüssige Steinhalden, von denen kleine und große Blöcke polternd nachrollten, gleitend und rutschend, so vollbrachten wir den Abstieg von der mittelalbanischen Bergkette zum Tale des Skumbi. Da lag er jetzt neben uns mit friedlich plätschernden Wassern der wohlbekannte Albanerfluß, den wir seit Morgengrauen als blinkendes, die Talsohlen schneidendes Band weit unten in der Tiefe erblickt hatten. Wie ein Gluthauch zog uns die warme, von keinem Windstoß durchstrichene Luft entgegen. Die schimmernde Flußwelle lockte zum kühlenden Bade. Aber es war keine Zeit zu langer Ruhe gegeben, wenn wir Elbassân vor Einbruch der Nacht gewinnen wollten. Doch wenigstens bahnten wir uns Weg durch ein Stück sumpfigen Uferstreifens, in den wir bis zum Knie versanken, bis zu dem Felsen, der den engen Flußdurchbruch abschloß, und hielten auf einem großen Granitblock eine kleine Weile Rast. Um unsere Ankunft zu melden und Quartiere in Bereitschaft setzen zu lassen, sandten wir einen unserer Saptiehs mit

Digitized by Google

dem Schreiben nach Elbassân voraus, das uns von der Banque de Salonique an einen albanesischen Kaufmann gegeben war. Wie dunstige Wolken hing es um die Höhen; grell zitterte das Licht auf dem Wasserspiegel des Skumbi, und unruhig flirrte es um die weißen Steinpfeiler der „Wesir-köprü", die in zahlreichen zierlichen Bogen über das Flußbett setzte. Hart an dieses schmiegte sich nun der Pfad. Wenn der Skumbi von den Frühjahrswassern gespeist, hoch angeschwollen dahinschießt, dürfte der Marsch durch die dahinstürzenden Wellen zu keiner freudevollen Partie werden.

Mein Reisegefährte läßt mich durch unsern Kerîm von der Spitze der Karawane zurückrufen. Er fühlt lebhafte Herzbeschwerden und sehnt sich danach, zur Erholung eine halbe Stunde sich strecken zu können. Die Sonne steht schon im Niedergange auf dem Kamm der Höhen in unserem Rücken. Weder Chan noch Dorfschaft ist in der Nähe, und drei Stunden Weg trennen uns noch von Elbassân. Ich mahne denn zum Weitermarsch, wenn auch im langsamsten Tempo. Schritt für Schritt durchmessen die Tiere also das Geschotter, welches auf der Linken vom Flusse, rechts von dichtbebuschtem, jäh ansteigendem Terrain beengt wird. Von Bábia Chan, den wir mittags 1 Uhr streiften, bis zu diesem Augenblick, wenige Minuten nach 6 Uhr, also volle sechs Stunden sind wir keiner lebenden Seele begegnet. Jetzt treffen wir auf die ersten Wanderer. Lang hängt die bäuerliche braune „Jakutsi", ein fransenbesetzter Überwurf, von den Schultern, und schmale Lederbänder umschnüren vom sandalenartigen Bastschuh

Digitized by Google

bis zum Kinn die rohen, oft durchlöcherten und durchrissenen Beinkleider. Jeder, selbst zehnjährige Burschen, trägt ein langläufiges Flintenrohr unter dem Arm. Einladend sind die Blicke nicht, mit denen wir gemessen werden. Meist bleibt selbst der Gruß unseres albanischen Kawassen Kerîm ohne Antwort.

Es geht in der Tat nicht weiter. Wir müssen Halt machen und unseren Medizinkasten aus dem Rucksack holen. Ich bette meinen Reisegefährten auf eine Rasenfläche, auf der ein junger Albanesenbursche einen kleinen Vorrat von Früchten feilhält. Das Tal hat sich geweitet; Buschwerk und kleine Haine füllen seine Ränder. Matt nur erscheinen im ersten Abendlicht die Konturen der weiter und weiter zurücktretenden Höhen.

Wir erstehen einen Haufen prächtiger blauer Weintrauben und erhalten auf einen Silberpiaster noch eine ganze Reihe von dicken Kupfermünzen zurück, Münzen, wie ich sie noch an keinem andern Teile der Türkei gangbar gefunden habe. Um keinen Preis will der Bursche einen Trunk frischen Wassers holen, nach dem mein Freund inbrünstig begehrt. Weder freundliche Vorstellungen meinerseits, noch das Schelten der Saptiehs wollen ihn zum Laufe nach der nächsten Quelle, die ihm sicher bekannt ist, bestimmen. Ich ahne, warum ihm bangt; er fürchtet, wenn er wiederkehrt, sind seine Trauben in den Taschen der Saptiehs verschwunden. Ich lasse ihm denn durch Kerîm einen „Beschlik" (ein Fünfpiasterstück) reichen, das er wiedergeben soll, wenn er seinen Traubenvorrat unangetastet findet. Jetzt springt er wie eine Katze auf den nächsten Baum, johlt

Digitized by Google

laut in die Weite, wahrscheinlich um seiner nahestehenden, versteckt liegenden Hütte ein Zeichen zu geben, und verschwindet eilends im Dickicht. Nach zehn Minuten ist er mit einem hohen Krug herrlichen Wassers zur Stelle. Der übermütigste der Saptiehs setzt sich neben den Traubenkorb und bietet den kleinen Karawanen, die zu vier und fünf Mann hoch einige Male am Wege auftauchen, die ganze Herrlichkeit für einen Metallik, die kleinste türkische Münze, an, ein harmloser Scherz, der niemals Verständnis oder scherzhafte Gegenrede, sondern nur bitterböse Blicke findet.

Wir können endlich zum erneuten Aufbruch schreiten. Bald liegt die Nacht auf dem Wege, und mit Mühe halten wir uns auf dem rechten Pfade. Ich lasse die Karawane sich fester zusammenschließen. Ein Saptieh mit dem am besten des Weges kundigen Albanesen muß die Spitze nehmen, Kerîm sich hart an das Packtier halten, und zwei Saptiehs haben den Zug zu schließen. Die verschiedentlich kaum zehn Schritt vor uns aus dem Dunkel auftauchenden Trupps von Albanesen, die auf dem Heimmarsch nach ihren Dorfschaften der Sicherheit halber fest gegliedert marschieren, mahnen zur Vorsicht. Unsere Lage wird immer peinlicher. Die Finsternis ist so stark, daß man nicht mehr die Hand vor Augen erkennen kann. Die Pferde gleiten und stolpern. Mein Freund vermag sich bei den immer heftiger auftretenden Herzkrämpfen kaum mehr im Sattel zu halten, so daß ich David und einen der Albanesen neben ihn beordern muß, die ihn mit den Armen stützen. Jetzt haben die Voranschreitenden den Weg verloren

Digitized by Google

und machen ratlos Halt. Beim Scheine einer Kerze gebe ich durch den Kompaß die Richtung. Das Rauschen des Skumbi wird hörbar. Es heißt also, an diesen sich im Notfall halten, da Elbassân $1^1/_2$ km nördlich des Skumbi sich bettet, und auf jeden Fall der Schein einiger Lichter uns melden muß, wenn wir auf der Höhe des Ortes angelangt sind.

Nun geht es bald über spitze Kiesel durch Rinnsale oder ansehnlich sprudelnde Bäche, die zum Skumbi fließen, bald durch diesen selbst, daß die zu Fuß Marschierenden bis zum Leib ins Wasser sinken. Alle Augenblicke wird ein Haltmachen von nöten, bis jeder wieder dicht hinter dem Vordermann Platz gewonnen hat. Eine unheimliche Stille atmet die warme Sommernacht, die nur vom Geräusch geknickter Zweige, vom Anprall eines Tieres auf harten Stein, vom Platschen in Pfütze oder Bach unterbrochen wird. So oft ich, wenn wir vor undurchdringbarem Dickicht stehen, wieder Licht anzünden muß, scheuen die Pferde und weichen erschreckt zur Seite, so daß es geraten scheint, sie möglichst ihrem Instinkt zu überlassen, um gangbaren Boden zu finden.

Bis jetzt haben Arslân, der Eigentümer der Tiere, und einer seiner Dorfgenossen, ein hochgewachsener blonder Albanese mit gutmütigstem Gesicht, wacker ausgehalten. Nun geraten sie aber in Verzweiflung, da wir immer und immer noch nicht auf die Mauern Elbassâns stoßen. Sie haben sich an den spitzen Steinen des Flußbettes die Füße wund geschnitten und lassen doch nicht ab, mit erhobenem Arm meinen Freund unter die Schultern zu fassen. Auf einmal fangen sie

Digitized by Google

wie auf Kommando beide schrecklich an zu heulen, daß es durch die Nacht gellt. Ich denke, einer hat sich durch Fall oder Schnitt schwer am Fuße verletzt und kann nicht weiter vom Platze. Aber nein, wie Kerîm erfährt, die Mutlosigkeit und Erschöpfung hat sie übermannt. Sie wollen keinen Schritt weiter gehen. Bei Tag würden sie mit Freuden fünfzehn Stunden mit uns aushalten, aber in der Nacht solche Wege zu machen, seien sie nicht gewohnt. Und nun den „Schischân" (alb. Starker, Dicker) zu halten, seien ihnen die Arme wie erstorben. In der Tat, es war eine Leistung, wie sie schon über drei Stunden durch Geröll sich bahnten oder durch das Wasser wateten und dabei mit dem einen ausgestreckten Arm eine Last von recht ansehnlichem Gewicht stützten.

Ich erwäge endlich, meinen Freund, der bald in höchster Aufregung vom Pferde herunter in allen Tonarten schimpfte, bald apathisch oder bewußtlos im Sattel zusammensank, irgendwo, sei es, wo es sei, unter Dach und Fach niederzulegen. Ein höllisches Hundegebell verriet, daß eine Hütte in der Nähe sein mußte. Ein altes Weib mit einer Last auf dem Rücken kreuzte den Weg. Kerîm muß sie anreden und um Obdach für den Kranken bitten. Die barsche Antwort war, daß es für Fremde hier keine Unterkunft gebe, in Elbassân seien Chans genug. Zwei Burschen mit ein paar Ziegen, die zehn Minuten später mit gleicher Bitte angehalten wurden, gaben überhaupt keinen Bescheid, sondern zogen wortlos weiter. Die Saptiehs, sich als Türken fühlend, fingen jetzt an, mörderlich auf die Albaner zu fluchen,

Digitized by Google

es seien „haywanlar“ Tiere, keine gesitteten Menschen, „kabá köpekler“ gemeine Hunde, die kein Mitleid im Leibe hätten. Mit Gewalt in einer Hütte Quartier zu machen, wie es auf meine Anordnung in bedrängter Lage die Saptiehs in Kleinasien sofort unternommen hatten, wagten sie freilich nicht. Mit unserem Saloniker Helden David, dem das Herz längst in die Hosen gesunken, war schon geraume Zeit nichts mehr anzufangen. Nur Kerîm führte noch aus, was man ihm anbefahl. Seine Ruhe und Gleichgültigkeit, die er auf der ganzen Reise schon gezeigt, wurde zur vollkommenen Stumpfheit. Aus eigenem Entschluß redete er keine Silbe und tat keinen Handschlag. Es gehörte wirklich die Anspannung aller geistigen Kräfte dazu, in ein Dutzend fluchender, heulender, apathischer Menschen in pechschwarzer Nacht Ordnung zu bringen und mit dem Kommando „Vorwärts“ durchzudringen.

Ein rascher Hufschlag hallt entgegen und hält vor uns inne. „Kim dir“, (wer da?), „Gruß von Jakûb Agha. Er ist in Ängsten, wo die Herren bleiben.“ „Reitet eilends zurück und schickt einige Leute. Und ein fettes Huhn schnell in den Topf zur Stärkung für den Kranken. Wie weit noch bis Elbassân?“ „Eine halbe Stunde.“ Die Botschaft machte neuen Mut. Gebüsch und Gestein schienen überwunden zu sein. Wir schreiten über fetten elastischen Boden und haben gebahnten Pfad unter den Füßen. Doch kein Lichtschimmer grüßt noch durch die Finsternis. Wie wir über eine schmale Holzbrücke poltern, bäumt sich das Pferd des vor mir an der Spitze reitenden Saptiehs, der vor ein

Digitized by Google

paar neben ihm auftauchenden Gestalten die Büchse von der Schulter reißt. Es sind albanesische Soldaten, welche der Mutessarif zur Suche nach uns vorsorglich ausgesandt hat. Ich atme auf. Denn mit steigender Besorgnis war ich neben meinem Freunde seit einer Stunde zu Fuß marschiert, der, mechanisch an den Sattelbug sich klammernd, kein Wort mehr von sich gab. Wir heben ihn vom Pferde und vier Soldaten tragen ihn in einem Teppich, in den er gebettet wird. Ohne daß wir es recht gewahr werden, sind wir im Weichbild von Elbassân. Ein Haufe finsterer breiter Maulbeerbäume steht zur Seite, dann wieder gespenstige Zypressen. Und niedrige Häuser schieben sich dazwischen. Mein Freund vermag jetzt instinktiv vorwärts zu marschieren, von zwei kräftigen Soldatenfäusten rechts und links hilfreich gefaßt. Endlich geht es die enge Treppe des Chans zum „Odá" hinauf; die Neugierigsten derer, die sich vor dem Chan angesammelt haben, erhalten von den Soldaten ein paar freundschaftliche Rippenstöße mit dem Kolben.

Ein alter weißhaariger Herr stürzt gestikulierend herbei, umarmt meinen auf einer Matratze ausgestreckten stöhnenden Freund, drückt vielmals seine Hände und führt ihm eine gewaltige Flasche Cognac zu Munde. Die Mitleidsbeteuerungen geschahen mit so merkwürdig gerührter Stimme und die Augen erglänzen so wässerig und tränenselig, daß ich Papa Jakûb etwas genauer in Augenschein nehme. Ich hatte mich nicht getäuscht. Es war der Raki, der ihn so aus der Fassung gebracht hatte. Einen Arzt in türkischen Landen zu rufen, ist

Digitized by Google

immer eine heikle Sache. Noch ein Tropfen Medizin aus unserer Reiseapotheke und die nötige Ruhe werden ihre Wirkung wohl tun. Bald auch werden die Herzschläge meines Freundes regelmäßiger und die langsamer gehenden Atemzüge des Ermatteten künden den Schlaf.

David und Kerîm haben vor der Tür des Odá auf der Holzdiele der Veranda ihr Lager bereitet. Sie befinden sich behaglicher als wir in dem engen niedrigen brutheißen Raum. Der kommandierende „Binbaschi" hat uns eine hohe Ehre erwiesen, indem er einen Soldaten vor dem Chan und einen zweiten auf dem Altan vor unser Gemach postierte. Durch das offene Fenster schaut die würdevolle Wache in unseren Prachtraum und sie verzieht keine Miene, wie ich mich zur Nachtruhe aus meinen Gewändern bis zum untersten schäle.

* * *

Noch hatten wir von den Strapazen des verflossenen Tages den Schlaf in den Augen, da pochte es schon an der Tür unseres verließartigen Odá. Es ist David, der den Besuch des Polizeichefs meldet. Wenn David in getreuer Übersetzung ihn mit den Worten begrüßt haben würde, die wir in diesem Augenblicke auf gut Deutsch für den Herrn Polizeichef fanden, so hätte er sicher ein weniger liebenswürdiges Gesicht gemacht als das, welches er bei seinem Eintritt aufsetzte. Ich zog also die Falten meines Nachtgewandes gerade, setzte mich auf meinem Lager aufrecht, wickelte meine Blößen in eine Decke, mein Freund, den Kranken

Digitized by Google

markierend, streckte sich lang auf der Matratze und zog die Decken bis an die Ohren. Wir waren zum gnädigen Empfange bereit. In Begleitung eines Binbaschi (Hauptmann) erschien der Polizeioberst von Elbassân. Der Muteffarif sei sehr erfreut von unserer Ankunft, meldete er — was ich allerdings innerlich zu bezweifeln mir erlaubte — er stelle nach der Gesundheit meines gestern erkrankten Freundes seine aufrichtige und tiefgefühlte Nachfrage und sehe einem Besuch entgegen, um allen an ihn gestellten Wünschen willfährig zu sein. Schon während des zeremoniösen Austausches von Höflichkeiten in Gestalt langatmiger Rede und Gegenrede, wie es die orientalische Sitte verlangt, verschlangen ihre Augen unsere am Boden aufgestapelten Reiseutensilien, insbesondere meine Instrumente, die an der Wand hingen. Ich las die Wünsche in ihrem Gesicht und ließ jede einzelne Merkwürdigkeit ihnen bereitwillig reichen, wohlweislich freilich des öfteren eine den Verhältnissen angepaßte Erklärung daran knüpfend, so z. B. das für ein türkisches Polizeihirn gefährliche Aneroïdbarometer als Vorrichtung zur Feststellung der Lufttemperatur deutend. Und mit unverhehltem Eifer neugieriger Kinder betasteten sie jedweden Gegenstand und drehten ihn nach allen Seiten. Ihr höchstes Erstaunen riefen die Naphthalin-Kampher-Tabletten hervor, als sie erfuhren, daß vor einigen dieser winzigen weißen Dinger, wenn sie geschickt unter Kopfkissen und Decken verstreut wären, jegliches Insektenvolk Reißaus nehme. Als wir ihnen eine Partie zum Geschenk reichten, da leuchteten die Gesichter über diese köstliche praktische Gabe.

Digitized by Google

Noch klirrten die Säbel der abmarschierenden Efendis auf der Stiege, da war schon Besuch Nummer zwei zur Stelle. Jakûb Agha Sohn entschuldigte sich vielmals, daß er gestern Abend, da auf Reisen, nicht zur Pflege des Erkrankten habe herbeieilen können, und daß er im eigenen Hause Gastfreundschaft zu bieten nicht vermöchte. Er sei kein Mohammedaner strenger Art, aber man würde es ihm in der Stadt doch stark verübeln, wenn er zwei Christen bei sich einquartiere. Auch bat er für das aufgeregte sonderbare Benehmen seines Herrn Papa von gestern Abend um Verzeihung. Jakûb Agha Vater sei wegen unseres langen Ausbleibens und unseres gefahrvollen Marsches durch die finstere Nacht sehr in Sorge geraten und habe in Gesellschaft einiger Polizeibeamten in bangvoller Erwartung beim Glase Raki sein Gleichgewicht verloren. Wohin in der Stadt wir zu wandern Lust empfinden sollten, folge er als Führer und Hüter uns auf dem Fuße. Dies Anerbieten kam uns nicht unwillkommen, da David inzwischen in Erfahrung gebracht hatte, die Familie Jakûb sei das Haupt einer mächtigen Albanesenpartei der Stadt, die ein Gefolge von dreihundert Bewaffneten in wenigen Stunden aufzubieten vermöge.

Endlich waren wir im stande, aus unserem dumpfen Odá auf die breite nach der Straße zu sich öffnende Veranda herauszuschlüpfen. Von dem mächtigen Maulbeerbaum, der zur Rechten stand, zwitscherte es uns keck entgegen. Die Händler, die zwischen den Auslagen auf den Holzkisten hockten, gähnten bereits und dehnten und reckten sich. Schon vor Tagesgrauen öffnen sie

Digitized by Google

ihre Läden und schließen kurz nach Sonnenaufgang die meisten Geschäfte ab. Vor einer Schar Neugieriger, die sich unten vor dem Hause bald sammelte, machten wir auf dem Altan große Toilette. Seifenschaum, Kamm und Bürste stießen auf ungeteilte Bewunderung.

Geleitet vom Binbaschi, dessen Visite wir in der Frühe hatten erdulden müssen, pilgerten wir zum Konak (Regierungsgebäude). Die Wanderung ging durch die Hauptbasargassen der inneren Stadt, Laden reihte sich an Laden, geschützt von weißen und braunen, weitaufgespannten Planen, welche die hitzenden Strahlen der Sonne mildern und in der Mitte der Straße von den gegenüberliegenden Läden zusammenstoßend, ihr grelles Licht dämpfen, so daß eine leichte, zum Träumen geschaffene Dämmernis sich breitet. Gelassen, in selbstbewußter Behaglichkeit hocken die Verkäufer zwischen all dem bunten Tand des Kleinhandels, ohne auch nur mit Wort oder Miene vorüberspazierende mutmaßliche Käufer zu locken. Durch den in der Mitte der Straße laufenden Rinnstein schreiten Maultiere bedächtig mit ihren Lasten. Das ganze mittlere Albanien wird von Elbassân aus in seinen Bedürfnissen an Kolonialprodukten, Stoffen, Eisenwaren versorgt. Tausende strömen am Samstag, dem Basartag, aus den entferntesten Bergdörfern zusammen und drängen sich hier wie auf den breiten Marktplätzen im südlichen Stadtteil.

Durch einen hohen, torartigen Bogen, einen Rest der ehemaligen Befestigung der alten Citadelle, geht der Weg weiter zum Konak. In verbindlichster Form empfängt uns der Wali. Ein Kissen von gegerbtem

Digitized by Google

Fell mit hellen eingeätzten Farben, das seinen Sessel ziert, erkenne ich als Negerarbeit aus dem nördlichen Sudân. Indem ich das Gespräch auf Tripolitanien, die letzte türkische Provinz Nordafrikas, lenke, erzählt er, daß er vier Jahre als Mutessarif in Fessân verbracht habe. Da ich verrate, daß auch mir Tripolitanien bekannte Erde sei und eine kleine Unterhaltung mit ihm im tripolinischen Arabisch führe, verdoppelt er seine Freundlichkeit.

Weiter schlendern wir durch die Stadt. Überall sondern die Gehöfte hohe Mauern von der Außenwelt ab, die von breitästigen Oliven und Kastanien überragt sind. Von keiner Seite vermag man einen größeren Teil der Stadt mit den Blicken zu fassen. In lauter einzelne Idyllen löst sich dieselbe auf. Nur die mit rot glänzenden Ziegeln gedeckten Giebeldächer ragen sichtbar aus dem dichten Grün der Gärten hervor. Im Christenviertel werden die von Mauerwällen umschlossenen Straßenzüge noch enger, aber sie zeichnen sich nicht minder durch Reinlichkeit aus. Nicht in Haufen lagert der Unrat, in dem erbarmenswert schmutzige Köter nach Speise wühlen. Von Zeit zu Zeit öffnet sich ein breites messingbeschlagenes Tor und hinter zierlichen Beeten erscheint das Wohnhaus, dem offene, breite, luftige Veranden vorgebaut sind. Ein hübscher, mit bandumwundenen Zöpfen behangener Mädchenkopf schaut manchmal neugierig hinter uns drein. Doch wenn wir uns wenden und Gestalt und Gesicht ein wenig zu mustern bestrebt sind, da ist die junge Schöne auch schon hinter dem Tore verschwunden und nur das Farben-

Digitized by Google

spiel der dahin flatternden weiten Röcke haben wir mit einem Blicke erhaschen können. Die griechisch-katholische Kirche, an der wir vorbei pilgern, fesselt weder durch Eigenart noch durch Pracht. Sie ist, wie die Inschrift besagt, jüngsten Datums und erst 1832 errichtet. Die Säulengänge zu beiden Seiten der nüchternen Hauptwand und die rohen Vorderkörper einiger Löwen, Skulpturen aus älterer, wahrscheinlich venetianischer Zeit, die über den in der Westseite des Baues vorspringenden Nischen eingemauert sind, geben sich als einzige charakteristische Einzelheiten.

Der seinem Gotteshause benachbart wohnende Metropolitan ladet uns zum Besuche. Ein Mann in blühenden Jahren mit geistvollem Gesicht von griechischem Typus, das von einer dichten schwarzen Haarflut umrahmt wird, liegt er hilflos auf seinem Diwan. Seit zwei Monaten leidet er an einer Fußgeschwulst, die die Künste sämtlicher Medizinmänner von Elbassân nicht zu vertreiben vermögen. Kaum haben wir sein Haus verlassen, so tritt ein Bote des römisch-katholischen Seelsorgers an uns heran und bittet in seinem Auftrage, auch ihm die Ehre einer Aufwartung anzutun. Am Fenster seines Studierzimmers stehend, messe ich mit Entzücken das gegen Süden sich bietende Panorama der Stadt und ihrer malerischen Umrahmung. Hell glüht das Grün der Gärten in der Mittagssonne. Lachtauben gurren in den buschigen Ästen der dem Haus sich anlehnenden Cypresse. Ein Kranz von Bergen steht im Hintergrunde. Sanft wellen sich und schwellen ihre Linien. Nur in der Weite vom flimmernden

Digitized by Google

Himmel sich abhebend, zeigt sich das trotzige Massiv des hohen, in der Richtung nach Janina, etwa 50 km südlich sich aufreckenden Tómor (2413 m).

Wir sehnen uns nach dem schattigen Altan unseres Chans. Die Luft ist schwer und unbewegt. 12 Uhr 20 Minuten messe ich mit meinem Schleuderthermometer 33 Grad.

An architektonischen Merkwürdigkeiten, an Moscheen von Stil und Anmut, an Überbleibseln aus römischer oder byzantinischer Ära bietet Elbassân keine Ausbeute.[77]) Herzlich arm gibt sich eine der größten Moscheen, die wir beim Nachmittagsspaziergang berührten, die Ali Pascha Djami mit den weiß übertünchten Holzsäulen ihrer Portalhalle und dem Minareh ohne abschließendes Turmdach über dem gezackten Rundgang. Schwerlich haben wir in Elbassân das alte Albanopolis zu suchen, das schon Ptolemäus als Hauptstadt des Albanerstammes überliefert. Auch das Scampa der Peutingerschen Tafel, die so benannte Station der Via Egnatia, stand, da die Distanzen bedeutend voneinander abweichen, wohl nicht an gleicher Stelle. Möglich aber, daß hier eine mittelalterliche Stadt, der Sitz des Bistums von Albanon, Vorläuferin von Elbassân war. Die Türken erklären es für eine Neugründung ihres Sultans Fâtik (Mohammed II. 1451/81), wie mir der Mutessarif Nedjib Bey erzählte. In der Tat läßt sich der Name der Stadt, aus den türkischen Worten „el“ (Volk) und „bassân“ (Partizip von bassmak = drücken, bedrücken) zusammengesetzt, vielleicht als „Zwingburg“ der Eroberer verstehen.

Digitized by Google

Unser Chandji fühlte sich verpflichtet, in freundlicher Herablassung uns aller Welt als seine Schutzbefohlenen zu zeigen und bei einer Wanderung zum Südteil der Stadt sich als Begleiter und Führer uns beizugesellen. Für seine Mühe suchte er sich allerdings am nächsten Tage redlich bezahlt zu machen. Für unser zweimaliges Nächtigen unter seinem Dache forderte er schlankweg 2 türkische Pfund; da ein Landesangehöriger 2—5 Piaster je nach Stand und Vermögen für das Odá zu entrichten pflegt, jedenfalls ein recht ungeheuerliches Verlangen. Ein breites Marktfeld lag vom letzten Strahlenregen der Sonne überleuchtet. In Hast rüsteten die Händler zum Aufbruch. Auf dem Rücken der Lasttiere wurden die zu beiden Seiten hernieder hängenden, mit Oliven, Birnen und Weintrauben gefüllten Körbe sorgsam ins Gleichgewicht gebracht. Kinder fahndeten mit lachenden Augen nach verstreuten Herrlichkeiten.

Einen dichten Cypressenhain durchmessen wir. In seiner tiefen Dämmernis stehend, blicken wir auf zu der Riesenbreite des Geästes, prüfen wir staunend die Stärke der uralten Stämme. Hart aneinander stehen die Cypressen, wie geordnet in Reih und Glied, nicht in weiten Abständen und einsamer Majestät, und wie ein Laubdom spannt sich über dem Pfade das von Baum zu Baum zusammenstoßende Gezweige. An keinem zweiten Punkte erinnere ich mich, je eine solche Cypressenschar derartig üppig wuchernd und dicht zueinander gelehnt gesehen zu haben.

Eben lagen noch goldene Kronen auf den Spitzen

Digitized by Google

der Baumriesen, und schon greift die Dämmerung mächtig um sich. Über nackte Felder durch einen Wald schmuckloser Grabsteine pilgern wir eilends. Aus rohen Grabrotunden mit plumpem Dach und hölzernen Säulen zucken gespenstig gelbe Flämmchen in niederhängenden ampelartigen Gefäßen auf. Dröhnend hallen bei der Rückkehr zum Chan unsere Schritte in den Vorstadtgassen wieder, die düster und menschenleer, schon in nächtliches Schweigen gebannt sind.

* * *

Ein ehrerbietiges „ssefâ geldinís" (seien Sie willkommen) und ein „bujurún" (belieben Sie einzutreten) über das andere, vom Gutsverwalter mit über der Brust verschränkten Armen und unter tiefer Verbeugung gesprochen, bewillkommnet uns am Tore des Meierhofes von Derwisch Pascha aus Elbassân. Eifrige Dienerhände helfen uns vom Pferde, bemächtigen sich unserer über den Sattel gebreiteten Teppiche und der auf dem Rücken des Packtiers aufgestapelten Habseligkeiten. Man geleitet uns quer über den Hof zum Gutsgebäude und hinauf zum ersten Stockwerk ins Herrengemach. Zu seiten des Kamins auf den Dielen über breiten Teppichen wird unser Lager bereitet. Klein, schießschartenartig sind die Fenster und sitzen tief in der dicken, roh gefügten Steinmauer, aber doch hat der düstere Raum mit den schön geschliffenen Waffen und den Geweihen an den Wänden etwas behaglich Heimliches. Was das „Tschiftlik" birgt, darüber mögen wir verfügen wie sein Herr Derwisch

Digitized by Google

Paſcha ſelbſt, verſichert uns zum ſo und ſo vielten Male in geläufiger Rede der Verwalter.

Die Bekanntſchaft von Derwiſch Paſcha war eine Sache des Zufalls. Wir ſpazierten durch die Straßen von Elbaſſân und maßen mit neugierigen Augen ein blitzend ſauberes, in einen Garten zurückgebautes ſchloßartiges Landhaus. Grüne Läden durchbrachen anmutig die Flucht der weißgetünchten Mauern, hohe Lorbeerbüſche beſchatteten die Freitreppe, die zum Erdgeſchoß führte. Ein Diener erſchien alsbald und überbrachte im Namen ſeines Herrn die Einladung, bei ihm einzutreten. Ein Albaneſe von kräftiger, faſt gedrungener Geſtalt, deſſen beginnende Wohlbeleibtheit auf die Bequemlichkeit und das Wohlleben des Begüterten deuten, doch eine vornehme, nicht unſympathiſche Erſcheinung, Derwiſch Paſcha in Perſon begrüßt uns. Cigaretten und eingemachte Früchte werden eilends im geräumigen, faſt europäiſch ausgeſtatteten „Sſelamlik“ (Empfangsraum) kredenzt. Nachdem Derwiſch Paſcha ſeine rege Neugier, die zu verhehlen er durchaus nicht verſuchte, über unſere Reiſe und unſere Ziele geſtillt hatte, verſäumte er nicht, den Namen ſeines Geſchlechtes bei uns in gebührende Achtung zu ſetzen. Vom großen Volkshelden Iskenderbeg, jenem Fürſten, der mit Mut, Kühnheit und Glück faſt ein Menſchenalter zu Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts (1443—1467) Albanien gegen die türkiſche Übermacht zu verteidigen vermochte, ſchreibe er ſeine Abſtammung her. Eine Photographie, die er herbeiholen ließ — ein aus Durazzo eigens beſtellter Photograph hatte das Bildnis vor einigen

Digitized by Google

Jahren fertigen müssen — zeigte ihn inmitten seiner Gefolgschaft mit einem an langer Kette über der Brust hängenden, von Edelsteinen besetzten Kreuze, dem Zeichen des Blutes von Iskenderbeg. Derwisch Pascha ist Mohammedaner wie heute fast sämtliche Bewohner des mittleren Albaniens; das Kreuz Iskenderbegs, wohl ursprünglich zugleich das Wahrzeichen des in blutigem Kampf gegen den Islâm ringenden albanesischen Christentums, mahnt ihn scheinbar wenig an dessen ursprüngliche Bedeutung. Noch zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts spielte sich in den Tälern des Skumbi nicht nur bei den Vornehmen, die ihre Herrschaft über Grundeigentum und Leute unter der Macht der neuen Herren zu wahren bestrebt waren, sondern auch unter Handwerkern und Bauern der rege Übertritt zum Islâm ab, und gegenwärtig ist jede Erinnerung an die einstige Herrschaft des Kreuzes in Mittelalbanien erloschen.

Daß Derwisch Pascha uns nicht ohne einen Hintergedanken eine so liebenswürdige Aufnahme bereitete, sollte, als der Stoff für seine Wißbegierde über uns und die Mitteilsamkeit über seine hohe Person auszugehen begann, alsbald sich offenbaren. Er habe gehört, einer von uns verstehe sich auf ärztliche Kunst; eine seiner Frauen sei krank, ob wir zu diesem Zwecke seinem Haremlik einen Besuch widmen möchten. Eine solche schöne Gelegenheit, einen Schritt in das Innere des sonst so peinlich verschlossenen mohammedanischen Hauses zu tun, wird sich der Reisende nicht entgehen lassen, auch wenn er nach europäischen Begriffen kein

Digitized by Google

großer Medizinmann ist. Unseres guten David Augen leuchteten, als die Wanderung zum Haremlik bevorstand. Aber seine Hoffnung wurde schnöde zu schanden. Derwisch Pascha achtete ihn solchen Vorzugs durchaus nicht würdig, sondern ließ zu Dolmetscherdiensten den einzigen Arzt von Elbassân holen, der in Athen seine Kunst erlernt hatte.

Ein besonderes idyllisches Häuschen hinter dem Villenbau gelegen, durch eine von Efeu übersponnene Mauer umschlossen, barg die Frauengemächer. Die Patientin erschien. Es war eine graziöse Gestalt in der Blüte der Frauenjahre, eine Kaukasierin mit hochgewölbter edler Stirn und von eigentümlichem Schmelz in Teint und Auge. Sie entnahm der Dienerin an der Schwelle des Zimmers die Schalen mit den Süßigkeiten, die wir abermals über uns ergehen lassen mußten, und kredenzte sie, den Blick fest auf dem Boden geheftet, eigenhändig den Gästen. Doktor Deliyannis stellte uns die schöne Kaukasierin als die zweitälteste der Frauen von Derwisch Pascha vor. Da dieser sich streng an der gesetzlichen Vierzahl halte, so ständen ihr noch zwei jüngere Rivalinnen zur Seite. Ein paar kranke Zähne waren der ganze Jammer. Mit dem Gefühl des äußersten Unbehagens nahm sie zur Untersuchung auf dem europäischen Sessel Platz, der wohl eher zur Parade, denn zum Gebrauch das orientalische Mobiliar des Zimmers ergänzte; erst als Derwisch Pascha der Gattin höflich ein Kissen des Divans auf dem Teppich zum Sitze bereitete und sie auf diesem mit zusammengeschlagenen Beinen sich behaglich fühlte, entfaltete sie in ihren Be-

Digitized by Google

wegungen ihre natürliche Anmut und löste sich die Zunge in Schilderung der ausgestandenen Leiden zu unnachahmlicher Gesprächigkeit.

Noch geht der Tag nicht zur Neige. So durchmessen wir den Gutshof nach allen Richtungen. Das Aussehen unserer deutschen Landgüter dürfen wir freilich nicht zum Vergleich mit dem Tschiftlik unseres lieben Derwisch Pascha heranziehen. Das Dach des Tores, das von schräg in die Erde gerammten Holzbalken gehalten wird, neigt sein Haupt bedenklich zur Seite. In der Umfriedung klaffen Lücken von Mannesbreite. Durch Löcher der Mauern und der Bedachung zieht Luft und Licht in Hülle und Fülle in die Stallungen. Scharen von Federvieh, auch eine Herde stattlicher Truthennen, tummeln sich im Hofe.

Arslân, unser Kiriadji, ist so vergnügt wie noch an keinem Tage der Reise. Seine Pferde tun sich am duftenden Heu gütlich, das der Verwalter in hohen Haufen ihnen gespendet hat. Diese reichliche Kost läßt Arslân seinen Tieren wohl selten angedeihen. Regelmäßig treibt er, wenn unser Marsch beendet, am Abend dieselben auf ein dem Chan benachbartes Feld hinaus, und ihre Nachtkost wird, was an Stauden und Kräutern verzehrbar ist.

Kerîm war, wie gewöhnlich, schon nicht mehr sichtbar. Der Respekt von unserem edlen Kawassen hatte sich von Tag zu Tag bedenklich verringert. Der „Räuberhauptmannnimbus" war bald zerstoben. In unserem Interesse seinen Denkapparat in Bewegung zu setzen, bemühte er sich selten. Was ihm nicht anbe-

Digitized by Google

fohlen wurde, gehörte nicht zu seinen Obliegenheiten. Er fühlte sich mehr als Aushängeschild unseres Ansehens denn als dienende Person. Kaum sind wir in der Nachtherberge eingerückt, so hat er schon ein behagliches Plätzchen ausfindig gemacht, lagert sich auf seinem Teppich mit orientalischer Würde und beschäftigt sich mit dem Drehen seiner Cigarette, dem eifrigen David das Bereiten der Lagerstätte, die Sorgen der Küche und jeden Handschlag zu unserer Bequemlichkeit überlassend. Mit dem Eifer eines Automaten spielte er jedoch auf dem Marsche die Rolle des „Kawassen" und stolziert ständig drei Schritte hinter mir oder meinem Reisegefährten; saß man zu Pferde, so bemühte er sich, die Nase seines Gaules mit Accurateſſe dem Schwanz unseres Rosses nahe zu bringen, stieg man ab, um eine Weile zu Fuß zu spazieren, so kletterte auch er eiligst aus dem Sattel. Ja, wenn man sich abseits vom Wege im dichteren Buschwerk in Lagen befand, wo das Alleinsein zum Bedürfnis gehört, so war man alsbald sicher, Kerîm mit pflichtgetreuer hochernster Miene wenige Schritte entfernt als peinlicher Wächter auftauchen zu sehen.

Drei Dörfer waren dem Tschiflik untertan. In zwei derselben hatte Derwisch Pascha vor einem Jahrzehnt einige Banden wandernder Zigeuner angesiedelt. Eine Reihe junger Mädchen, hohe Krüge auf den Schultern, wandern, da wir den Gutshof durchstreifen, langsamen Schrittes herein und umlagern die steinerne Umfriedung des Schöpfbrunnens. Verschleiert ist nicht eine von ihnen, auch die Albanesinnen nicht, kenntlich

Digitized by Google

an der eigentümlich engen Schürzung des Rockes, die sie im Verein mit der Umschnürung des Fußes vom Knöchel zum Knie von weitem kaum von einem dahinschreitenden Manne unterscheiden läßt. Die außergewöhnliche Einquartierung setzt sie nicht in Verlegenheit. Die Musterung ihrer meist schlanken Gestalten und der gebräunten, nicht unharmonischen regelmäßigen Gesichtszüge ertragen sie ohne Schüchternheit. Ja selbst die etwas derben Komplimente der Saptiehs scheinen sie nicht sonderlich befangen zu stimmen. Eine schwarzäugige junge Zigeunerin mit prächtig runden Armen und einer Haut von glänzendem Bronzeton ließ mit besonderem Vergnügen die Neugier über sich ergehen, und prüfte auch ihrerseits mit freundlich funkelnden Augen den keckſten der Saptiehs, einen jungen Albanesen aus Jánina, dessen vorlautes Wesen unseren würdigen bejahrten Tschausch schon während weniger Marschstunden zum Ärgernis geworden war. Das Hochwinden des Eimers aus der Tiefe und das Füllen der Krüge wollte kein Ende nehmen, so daß der Gutsverwalter, als Hüter guter Sitte sich fühlend, in barschem Herrenton ihnen dringende Eile anempfahl.

Auf einem gedeckten Altan, der zu Eingang des Hofes, von vier dicken Balken getragen, kühn in der Luft hängt und wie ein wunderliches Wachtürmchen anmutet, wird uns ein kleiner Vorimbiß serviert. Wacker greifen die Ssuwarys zu den säuberlich geschnittenen Melonenscheiben und der Rakiflasche, die emsig die Runde macht. Ein weites Stück Land umfaßt das Auge von unserem Altan. Die erste Dämmerung ver-

Digitized by Google

schleierte das ebene Talland des Skumbi. Rötlich überhaucht lagen niedere Höhenzüge vor uns im Süden und hinter ihnen zeichneten sich gegen den erblassenden Himmel hohe Berghäupter in finsteren Linien ab.

Bald stimmte der Raki die Kehlen zum Gesang. Mit dem Quantum des Genossenen ging die Elegie der ersten Liebeslieder allmählich zu kriegerischer Begeisterung über. Uns zu Ehren, wie Kerîm vermeldete, ertönte ein altes albanesisches Kampflied nach dem anderen. Und so hoben sie denn ihre Stimmen, unsere Saptiehs, vom Raki und dem feurigen Inhalt der Verse entzündet, daß die Adern ihnen an den Stirnen schwollen.

Zu wonnigem Traum wiegten die lauen Wellen der Abendluft, die meine Stirn streiften. Linie und Farbe war ringsumher im Dunkel zerflossen. Gespenstiger Nebel schob sich vom Flusse her über die Felder. Und über das todstille nächtliche Land schrillten die albanesischen Kampfeschöre der mutentflammten Saptiehs in hellen Diskanten.

* * *

Er war an Reizen und Abwechselungen wenig reich, unser letzter Tagesmarsch zur Küste der Adria. Den Skumbi zur Linken, mit Olivenhainen umsäumte Hügelreihen zur Rechten, wand sich unser Pfad über leichte Schwellungen des Bodens. Träg, wasserarm schlich jetzt der Skumbi dahin, sich in zahlreiche kleine Rinnsale zwischen breiten Kiesinseln zerteilend. Wenn der schmelzende Schnee und die Frühjahrsregen ihn speisen, füllt er auf mehrere Kilometer hin die Talsohle,

Digitized by Google

wie die Spuren des die Ufererde unterwühlenden Waſſers verraten. Maisfelder ziehen ſich zur Seite des Fluſſes. In ſchmalen Seitentälern verſteckt liegen die Dorfſchaften, deren niedere Hütten ſich der Neigung der jäh abfallenden Höhen anſchmiegen. Zumeiſt meiden die kleineren Orte die unmittelbare Nähe der Straße. Selten geſchieht es, daß eine größere Verkehrsroute mitten durch dieſelben ſich bewegt. Fernab vom Zug viel begangener Wege glaubt man vor leicht und plötzlich aufkeimender Luſt nach Beutemachen ſich jedenfalls ſicherer. Es iſt gewiß kein armer Landſtrich, den wir durchqueren. Ziegen- und Hammelherden weiden auf den Hängen. Junge Hirtinnen treiben öfters eine dichte Schar von Truthennen quer über den Weg. Reihen von Maultieren, die mit Warenkiſten hoch beladen nach Elbaſſân ziehen, begegnen uns. Die ehemalige Via Egnatia, von Cicero begangen, als er ins Exil nach Theſſalonike pilgerte, von Pompejus mit ſeinen Legionen beſchritten, ehe er ſich in der Entſcheidungsſchlacht zu Pharſalus in Theſſalien mit ſeinem großen Rivalen Cäſar maß, jene römiſche Chauſſee, welche im Tale des Scampſis über die Candaviſchen Päſſe nach Heraclea, dem heutigen Monaſtir, führte, wird gleichen Lauf gehabt haben wie die heutige Straße. Die unterſte Schotterung liegt hier an verſchiedenen Stellen, namentlich unweit dem jetzigen Pékinj deutlich zu Tage.[78])

Die letzte Nachtraſt geſchah in einem Chan, der das echte Bild der Unterkunftsſtätten für die Karawanenzüge der Händler bot. Rings um den viereckigen Hof liefen die Unterſtände für die Tiere. Eine hals-

Digitized by Google

brecherische Stiege führte zu der großen nach dem Hofe zu offenen Flucht der oberen Gelasse. Nur ein Holzdach und eine von breiten Fenstern durchbrochene Lehmwand schloß nach oben und gegen die Straße diese lange Galerie ab. Solche luftige Schlafstätte hatte den Vorteil, daß die Schar der ungemütlichen kleinen hüpfenden und kriechenden Ungetüme hier weniger reichlich nistete, doch lag am Morgen der Tau feucht auf unseren Decken.

Von einem Saptieh nur begleitet, ritt ich am nächsten Morgen im Trabe nach Durazzo[79]) voraus. Die Ungeduld, die Nachrichten aus der Heimat auf dem dortigen österreichischen Postamt in Empfang zu nehmen, vertrug sich nicht mit dem saumseligen Schritt unserer kleinen Karawane. Kurz vor Kawaja schon tauchte plötzlich eine silberne Linie hinter braunem Land auf: es war der Spiegel des ersehnten Meeres.

Wohlbebaut, beinahe von üppiger Kraft erschienen die Schollen Landes, die wir jetzt durchflogen. Lebhaft und schmuck zeigte sich Kawaja. Rotunden, von schlanken Pilastern getragen, gaben seitwärts des Weges von ehemaliger venetianischer Herrschaft Kunde. An dichten Scharen geputzter Spaziergänger jagten wir vorüber. Von weißen Tüchern vom Scheitel bis zu den Hüften gegen die um die zehnte Stunde schon mächtig glutende Sonne geschützt, saßen die Frauen lebhaft miteinander schwatzend auf ihren kleinen Pferdchen, die von danebenschreitender Dienerschar zum sonntäglichen Ausflug in das „Tschiftlik" (Landgut) geführt wurden. Die armen griechischen Popen wischten sich seufzend bei ihrem Marsch durch den hohen Sand der

Digitized by Google

Straße inmitten der Schar ihrer Gläubigen den Schweiß von der Stirne. Gaben doch ihre langen schwarzen Soutanen den Sonnenstrahlen das herrlichste Wirkungsfeld.

Hart am Meere lief nun der Weg. Ein belebender seefeuchter Hauch kam von den Wogen daher. Hinein in den feuchten Sand durch die Gischt der aufspritzenden Wellen lenkte ich mein Pferd, daß die Hufe tiefe Zeichen in den Sand drückten, die schon von der Macht der folgenden Woge wieder verwischt waren. Jetzt stand Durazzo blendend vor mir. Auf einem ins Meer hinausragenden Felsenriff glänzte es prächtig hell mit seinen in dichtem Haufen zur Höhe aufkletternden weißen Häusern, mit den Türmen und Mauern seiner die Abhänge säumenden altertümlichen Festungswälle. Flimmernd lag der mittagliche Himmel darüber und einen Vordergrund satter blauer Farbe zeichnete die Fläche der Adria.

So war das Glück uns denn gnädig gewesen. Die Warnungen mißgläubiger Gemüter, Makedonien und Albanien zu einer Zeit zu durchqueren, wo heller Aufruhr toben sollte, waren gottlob unserem Ohr vorbeigegangen. In die Freude, die Wanderung von Meer zu Meer überwunden zu haben, mischte sich mir die Wehmut des Abschiedes von ungebundener waghalsiger Herrlichkeit im Bereich wenig bekannter Lande, des Abschiedes von Eindrücken, die Auge und Seele frisch erhalten, von Strapazen, die den Körper zu reicher Leistung spannen.

Digitized by Google

An deutschem Herd in Transkaukasien.

Deutsche Dorfschaften jenseits der hohen kaukasischen Bergriesen, welche die europäische Welt von der asiatischen abschließen? Wen möchte nicht bei dieser seltsamen Kunde ein gewisses Erstaunen fassen! Gewiß, eine nach Tausenden zählende Schar wackerer Pilger, die aus ihrer Heimat Württemberg phantastischen gläubigen Herzens auszogen, eine Wiederkehr Christi und das Erstehen eines tausendjährigen Friedensreiches auf Erden im fernen Morgenlande zu erwarten, hat vor ungefähr achtzig Jahren dort seine Zuflucht gesucht. So gut wie unbekannt ist dieses nicht unbedeutsame Ereignis, und noch weniger weiß man von der Geschichte ihres Auszuges, ihren Schicksalen und Kämpfen, ihrer gegenwärtigen Lage. Wildes, mit Gestrüpp überzogenes Steppenland oder von Fiebern überlagerter üppiger Moorboden: so sah damals jene die Ankömmlinge bergende Scholle aus, welche ihre Hoffnung mit Pracht und Fülle und überirdischem Glanze verklärt hatte. Und heute ist aus Wüste und Sumpf unter der Hand der Kolonisten die Ansiedelungsstätte zumeist zu einem

Digitized by Google

Stück Eden geworden. So hat auf entsagungsvoller beharrlicher Arbeit ihres Gottes Segen geruht, und ist ihr Träumen in Erfüllung gegangen, wenn auch nicht in dem Sinne, in dem die Einwanderer hier ein Paradies zu gewinnen gedachten.

Ein Besuch der deutschen Dörfer Transkaukasiens stand im Sommer 1900 in Anschluß an meine Wanderung durch das nördliche armenische Hochland als wichtigstes Ziel in meinem Reiseprogramm. Schon in der Hauptstadt Tiflis treten unter den mannigfaltigsten morgenländischen Volkstypen häufig die Gestalten deutscher Bauern hervor. Die Angehörigen des benachbarten Alexandersdorf durchziehen am frühen Morgen mit ihren Milchkarren die Stadt, wegen ihrer Redlichkeit und stets guten Ware von den wohlhabenderen russischen Familien wohl geschätzt. Und im „Sand", einer winkeligen Vorstadt am linken Ufer des „brausenden Kur", den Bodenstedt in „Tausend und ein Tag im Orient" zuerst in deutschen Versen besungen, strömen die Kolonisten aus den im weiten Umkreis von Tiflis gelegenen Dörfern zusammen, um die Erzeugnisse ihrer Gärten und Felder zum Verkauf zu bringen. Welchen Unterschied stellt ihr Erscheinen gegenüber den grellen Bildern des kaukasischen Volksgewühls und seiner Trachten dar. Keine zweirädrige schmale tatarische Gefährte mit vorn hoch aufgerichtetem hufeisenförmigen Holzbogen, an dem zahlreiche Glöckchen ihre hellen Stimmen ertönen lassen, führen diese schwäbischen Bauern, sondern lange vierschrötige, doppelachsige Wagen, wie sie die Einwanderer aus der Heimat brachten, und sie selbst sind nicht mit

Digitized by Google

hellblauen, gelben oder braunen glitzernden Mänteln angetan wie die Gruſiner, ſondern mit verblichenen Fuhrmannskitteln und derben Lederhoſen.

Eliſabethtal, an der Grenze des Hochgebirges überaus geſund gelegen, wohlbevölkert und ſtattlich, wurde mir als eine der glücklichſten, wenn auch nicht reichſten Niederlaſſungen gerühmt. So rüſtete ich mich denn alsbald zu einer Tour nach dieſer in ſüdweſtlicher Richtung etwa 28 Kilometer entfernten Dorfſchaft. Eine Fahrt mit der „Troïka", dem ruſſiſchen Poſtvehikel, wird für den Fremden zu einer wahren Prüfungstour. Tantalusqualen bereitet es, auf dem primitiven Sitz ein paar Stunden auszuharren. Denn dieſer wird lediglich durch zwei dicke Stricke gebildet, die quer über den hinteren Teil des backtrogartigen hölzernen Wagenkaſtens geſpannt ſind.

In zahlloſen Windungen ſchlang ſich die Fahrſtraße zu den Bergwänden empor, die von Süden her Tiflis umſchließen. Je höher wir ſtiegen, deſto umfaſſender wurde die Ausſchau über die Stadt, in welcher die Kennzeichen öſtlicher und weſtlicher Kultur ſich dicht aneinander drängen. Hier erſcheinen braune Lehmdächer und das Holzgerippe der den Häuſern angebauten Veranden im gruſiniſchen und perſiſchen Viertel; dort ſchimmern in der Sonne grün und grau die Zinkdächer im modernen europäiſchen Stadtteil, und hoch ragen die weißen ſpitzen Kuppeln der vielen griechiſch-katholiſchen Gotteshäuſer. Ein milchblaues wunderlich geſchlungenes Band legt die eilig ſich dahinwälzende Kurá durch die Häuſermaſſen. Zur Rechten klebt an jäher Bergmauer die

Digitized by Google

zierliche Davidskirche, der Wallfahrtsort frommer weiblicher Seelen, denen die Sehnsucht nach Nachkommenschaft noch unerfüllt blieb. Und wie ein Auswuchs aus dem dunklen Felsen, auf dem die Zitadelle aus georgischer Königszeit steht, nehmen sich zur Linken ihre finsteren halbverfallenen Bastionen aus.

Endlich haben wir die Höhe erreicht. Weißen Blasen am Horizont ähnlich, tauchen in der Ferne die Schneehörner der großen nördlichen Kaukasusketten hervor. In unheimlichen Sprüngen fliegt die Troika über die breiten Löcher der Fahrstraße. Von Zeit zu Zeit machen die Gäule Miene, still zu stehen. Mein Kutscher, der Tatare mit seiner turmhohen Pelzmütze und seinem schwarzen, bis an die Knie reichenden weiten Leibrock, aus dem der Wind mir alle denkbaren Stalldüfte unter die Nase weht, bindet sich vorsichtig mit einem Strick am Wagen fest und bearbeitet dann die Tiere mit wohlgezielten Hieben, daß sie eine Weile in tollen Sätzen davonrasen. Doch das will immer weniger fruchten.

„Gnade meinen Rossen, Herr, sie können nicht mehr," murmelt er. „Warum?" frage ich. „Sie haben nicht gefressen." „Wie ist das möglich?" „Es ist kein Geld da." „Wie das?" „Das Geld, das frißt der Stawrosta (Posthalter), Herr." Also der arme Teufel von Tataren hatte mehr Mitleid mit den Tieren als der spitzbübische Posthalter.

Eine recht gering bestellte steinige Hochfläche zog sich rings umher. Hier und da traf der Blick auf einen buschigen Fleck, von Obstbäumen, Pappeln und Platanen gebildet, zwischen welche die niederen Hütten grusi-

Digitized by Google

nischer Dörfer sich versteckten. Hoch über der Dorfschaft stand zumeist ein zweistöckiger Bau, der Sitz eines grusinischen Fürsten, von dem die umliegenden Landleute das bebaubare Land gegen Abgabe eines Teils der Ernte verpachtet erhalten.

Als ich auf der letzten Poststation des Pferdewechsels wartete, fuhr eine Reihe mit hohen Planen überspannter Leiterwagen heran. Vier nebeneinander geschirrte Rosse zogen dieselben. Ihre Führer waren Elisabethtaler. Als sie hörten, daß ihr Dorf mein Reiseziel sei, beharrten sie darauf, mich mitzuführen. Neben einer grusinischen Familie von mindestens sieben Köpfen fand ich im Innern des zigeunerartigen Gefährtes auf einem Dutzend Säcken Platz. Es war zwar kein Genuß, mit hochgezogenen Beinen, gegen die schräge Bretterwand des Wagens gelehnt, hier zu hocken, aber angenehmer als auf dem durch Seile gespannten Sitz der Troïka war es doch und auch weniger lebensgefährlich. Die Elisabethtaler hatten ihre Kartoffelernte auf den Markt von Tiflis gebracht und schimpften weidlich auf die armenischen Aufkäufer, welche die Preise so jämmerlich gedrückt hatten.

Die breite Hochgebirgsstelle lag überwunden hinter uns. In Wellenlinien hob und senkte sich die Straße. In die Seitenschluchten legten sich schon die ersten Abendschatten. Mein Wagenführer wies auf eine hohe Holztafel am Wege. Da stand mit großen deutschen Lettern „Grenze der Kolonie Elisabethtal". Nun zog sich über die Hügel Wiese an Wiese, Acker an Acker. Die Pferde vor den mit Heu beladenen, in den Feldern

Digitized by Google

stehenden Wagen wieherten laut auf und grüßten unsere Rosse. Jetzt wurde auf einer Bodenerhöhung Elisabethtal sichtbar. Eine enge Gebirgsschlucht mit hohen, hier kahlen, dort mit Gestrüpp überwachsenen Felswänden stand im Hintergrund. Die Abendglut brach sich auf dem schlanken Turm des Kirchleins, und ringsum scharte sich Dach an Dach. Ein schäumender Gebirgsbach, der Assuret, hatte sich in einer tiefen, links der Fahrstraße sich ziehenden Hohle Bahn gebrochen. Und in seiner schmalen Talsohle standen auf fetter, wohl bewässerter Scholle dichte Reihen herrlicher Reben, die sich bis zu doppelter Manneshöhe aufreckten.

In der breiten, von Platanen umrahmten Hauptstraße des Ortes lag meines Wagenführers Heim. Er war der Enkel desjenigen, der an der Spitze der Kolonne der Pliezhauser und Plattenhardter gestanden hatte. Ich mußte an dem Abendimbiß der Familie teilnehmen. Der jüngste Knabe betete ein Vaterunser, ehe man sich niedersetzte. Nach dem Mahle las der Vater Böpple als Vorbereitung für den morgenden Sonntag ein Kapitel aus dem Evangelium St. Lukas. Es hat in der Kolonie Elisabethtal insbesondere manchmal recht arge Wirrnisse gegeben. Das Sektierertum liegt ihnen im Blute. Fehden zwischen den jeweiligen Pastoren und hartnäckigen bäuerlichen Phantasten, die sich nach ihrem Verstand eine eigene Erklärung des Evangeliums schufen, sind keine Seltenheit.

Die Sehnsucht nach dem gelobten Lande kam zu verschiedenen Malen, als das Gedeihen von Haus und Acker erst nur mit langsamen Schritten sich einstellte

Digitized by Google

und die Arbeit auf den noch fieberreichen Feldern die Kraft zu verzehren drohte, zum sonderbaren Ausbruch. Eigenartig ist besonders ein derartiges Ereignis im Jahre 1843. Ein mit Seherkünsten und überirdischen Gesichten behaftetes altes Weib, Namens Bärble Spohn, hatte eine Schar leichtgläubiger Seelen um sich vereint, die den Aufbruch nach Jerusalem beschlossen. Sie verkauften Haus, Hof und jegliche Habe, tilgten der russischen Regierung die für empfangene Vorschüsse aufgewachsenen Schulden und bereiteten sich zum Wandern. Nach ihrer laut verkündeten Absicht wollte diese Sekte ihren Marsch quer durch Armenien, Kurdistan und Syrien ohne Geld und ohne Lebensmittel antreten, denn Mannah würde für sie vom Himmel fallen! Die vom Statthalter in Tiflis gemachten Vorstellungen, man solle erst eine Antwort der Regierung aus Petersburg und vor allem die Zustimmung der Türkei abwarten, fruchteten nichts. Der Tag der Abreise wurde festgesetzt, indem sie das Eingreifen himmlischer Engelscharen gegen alle irdischen Widersacher alles Ernstes voraussagten. Um die Kolonisten von Übereilungen abzuhalten, war eine Abteilung Kosaken nach Katharinenfeld beordert, wo alle Spohrianer sich zusammengefunden hatten. Ein deutscher Reisender, Dr. Moritz Wagner, der gerade in diesen Tagen in Katharinenfeld anwesend war, gibt in seinem Buche „Reise nach Kolchis und nach den deutschen Kolonien jenseits des Kaukasus“ (Leipzig 1850, S. 105 f.) eine ergötzliche Schilderung der nun sich entwickelnden Szenen:

„Mit Sonnenaufgang waren die Pilger vor Hauben-

Digitized by Google

sacks Hause versammelt, wo gewöhnlich die Fremden einkehren und wo auch ich mein Quartier genommen hatte. Im ganzen waren es 360 Individuen, worunter die reichsten Kolonisten. Jeder Mann trug einen schweren Ranzen, jedes Weib einen kleineren Pack, sogar eine Siebzigjährige schleppte rüstig ihr Bündelchen. Außerdem waren noch viele Esel mit Gepäck beladen, und in der Mitte des Pilgerzuges stand ein bespannter Wagen, auf welchem die Prophetin Frau Spohn Platz nehmen sollte. Als sie in Reihen sich geordnet hatten, schritten sie wohlgemut dem Ausgang des Dorfes zu, wo die Kosaken auf das Geheiß ihres Hauptmanns Posto gefaßt. Nur wurde noch die Wolke erwartet, auf welcher der Heiland dahergefahren und seine Lieblingskinder vom Schwabenlande gegen seine Stiefkinder vom Don schützen sollte.

Als der Heiland nicht erscheinen, das ersehnte Mirakel sich nicht ereignen wollte, da rieben sich die armen Leute die Augen, als erwachten sie aus einem seltsamen Traum. Noch verzagten sie nicht. Wie sie aber nun zu ihrem Schrecken merkten, daß die Kosaken mit vorgestreckten Lanzen und derben Flüchen sie vom Tore zurückscheuchten, da fielen sie betend auf die Knie und sangen ein Lied aus dem alten württembergischen Gesangbuch. Auch das wollte nichts helfen. Sogar als Daniel Meier, der Schneidermeister, die stärksten Künste versuchte und Briefe des Apostels Paulus zitierte, machte dies auf die Donschen Schnurrbärte so wenig Eindruck, als die blasse Gestalt der Prophetin von Katharinenfeld, die mit gefalteten Händen wie ein Espenblatt

Digitized by Google

zitterte. Der Befehl ihres Hauptmanns galt den Kosaken mehr als alle Apostelgespräche und himmlischen Winke. In den Zug hatte indessen das Geschrei der kleinen Kinder, von welchen die einen bereits zu essen, die anderen zu trinken verlangten, einige Verwirrung gebracht. Die Separatisten sahen plötzlich ein, daß die rechte Stunde zur Reise noch nicht gekommen sei. Der tragikomische Ausgang war, daß alle in Katharinenfeld nicht seßhaften Separatisten unter guter Bedeckung nach den verschiedenen Kolonien zurückgeführt, dort von ihren kirchlichen Gegnern mit Spott und Gelächter begrüßt wurden und den Kosaken die Zeche bezahlen mußten." —

Der Pfarrer von Elisabethtal ließ mir noch am selben Abend seine Gastfreundschaft ankünden. Er und seine Gemahlin empfingen mich mit lauterer Herzlichkeit. Er war Deutschrusse aus den Ostseeprovinzen, wie der Accent verriet. Prächtig sauber glänzte das Gastzimmerchen im Giebel. Ich trat auf den Altan hinaus. Ein weicher schwüler Duft stieg aus den Akazien und Platanen, welche die breite Dorfstraße zu beiden Seiten umfaßten. Im tiefen Frieden lagen die Wege; hier und da sprang aus einem Fenster ein Lichtschimmer in ihr Dunkel hinein. Da drangen plötzlich die Klänge eines Harmoniums aus einem Hause heraus, und kräftige Stimmen fielen ein in den Kampfchoral: „Ein feste Burg ist unser Gott". Die Hand strich ich über die Stirn, um mir ins Gedächtnis zu rufen, daß ich im fernen Kaukasien, auf den ersten Schollen Asiens, und nicht in deutschen Gauen weilte.

* * *

Digitized by Google

Nach mehrtägigem Verbleiben in Elisabethtal pilgerte ich nach dem in östlicher Richtung etwa zehn Wegstunden entfernten Katharinenfeld, neben Helenendorf der reichsten und gesegnetsten Kolonie. Der Herr Pfarrer lieh mir seinen Schimmel und gab mir einen jungen Burschen aus dem Orte zur Führung. Die Frau Pfarrerin füllte die beiden Rucksäcke, so daß sie zu Seiten des Rosses schwer herniederhingen. Der als trefflich bekannte Pfarrwein in den mitgeführten Krügen hatte auf meinen Begleiter allerdings leider solche Anziehungskraft und zugleich mit der niederglutenden Junisonne derartige Wirkung, daß er nach dreistündigem Marsche kaum mehr Herr seiner Beine war.

Vom Kamm der Höhen, die wir überschritten, gab es einen herzerfreuenden weiten Umblick. Erhabene Bergriesen zeigten ihre weißen Scheitel aus der Ferne. Von den angrenzenden Gebirgszügen schauen altersgraue Ruinen, die Zeugen einstiger grusinischer Machtzeit, herüber. Im Tal in weiten Abständen hier und da eine Anhäufung erdfarbener Mauern: die Hütten einheimischer Dörfer.

Nach jähem Abstieg und Überschreiten des trotz der vorgerückten heißen Jahreszeit noch kraftvoll dahinfließenden Chramflusses machten wir in einer Tatarensiedelung Rast, deren Häuser wie Maulwurfshügel aus dem Boden sich hoben.

Längs des „Muscha-wer" — sein Name besagt: „gib Arbeiter" — zog sich die Straße nun seitwärts. Mitleidig setzte ich meinen vom Weingenusse noch arg

Digitized by Google

Zu Seite 412.

Katharinenfeld.

Digitized by Google

Digitized by Google

wankenden Begleiter auf den Pfarrschimmel, und schritt rüstig fürbaß. Plötzlich eröffnete sich zur Seite des Weges ein üppiges Fruchtland. Die eintönige Steppenlandschaft ward von einem wahren Lustgarten abgelöst. Mit Dornenhecken umzäunte Weingärten schmiegten sich an das in vielfache Wasseradern sich spaltende Flüßchen. Apfel-, Pflaumen-, Pfirsich-, Aprikosen-, Kirschbäume standen zwischen den Reben und den Winzerhäuschen. Hier und da zeigten sich dichte Gruppen hoher Pappeln. Lange Reihen von Persern arbeiteten auf den seitlichen Hängen in den Feldern der Kolonisten. Einen bunten Tuchfetzen dick um den Kopf geschlagen, die Hemden bis zu den Hüften emporgestreift, formten sie die Ährenbündel zu kleinen Haufen. Auf einer runden, mit Steinen umfriedeten Tenne war man auf offenem Felde mit dem Dreschen beschäftigt. Zwei schlittenartig geformte Bretter, von einem Pferdepaar gezogen, rutschten über das lose aufgeschichtete Getreide. Die unten eingetriebenen spitzen Steine sind es, welche die Körner aus den Ähren pressen. Von Zeit zu Zeit stellt sich der Treiber auf die länglichen Holzbohlen, um durch sein Gewicht den Druck zu verstärken. Solche Form des Dreschens, wie sie die deutschen Bauern handhaben, sahen sie bei ihren Nachbarn. Und Tausende von Jahren zählt dies Herkommen. Es ist dieselbe Art, wie ich sie häufig im Inneren Kleinasiens fand, und wie sie auch die Erzväter einst in Palästina nach den Schilderungen der Bibel betrieben haben mögen.

Ein Wägelchen, von einer sonnenverbrannten Bäuerin geführt und mit Grünfutter und einer lachenden

Digitized by Google

Kinderschar beladen, trabt vorbei. Ich muß bei ihnen aufsitzen. Die gesprächige Bäuerin zählte mir nun mit gewaltigem Wortaufwand die Merkwürdigkeiten von Katharinenfeld auf: die Kirche mit den vier Turmspitzen, die bald aus dem Baummeer auftauchte, von deren Zinnen einst zum Schutze gegen tatarische Räuberhorden vier Kanonen nach allen Windrichtungen blickten. Allerdings waren sie nur Staffage, da ein ehrsamer Dorfdrechslermeister die Schießrohre aus Holz gefertigt hatte. Sie berichtete vom Schreckenstage des Ortes, dem Überfall durch wilde Tataren und Perser, der acht Jahre nach der Gründung vielen Einwanderern das Leben gekostet und über hundert Seelen eine bittere Gefangenschaft und lebenslängliche Sklavendienste bei Persern, Kurden und Türken eingebracht hatte. Dann wies sie auf den jenseits des Flusses einsam sich aufreckenden Berg mit seiner steilen Senke, von den Katharinenfeldern „Saufbuckel" benamst — wegen der dort hinauf unter Begleitung zahlreicher Weinschläuche sich abspielenden lustigen Wanderungen.

Wir sind jetzt inmitten der Ortschaft. Stattlich und zierlich zugleich geben sich die meist zweistöckigen Steinbauten mit den breiten hölzernen Veranden des Oberstocks. Diese Bauart erinnerte mich an die gefälligen Holzvorbauten, wie sie die Schwabendörfer im ungarischen Banat führen. Ochsenhäute, die verstümmelten Beine hilflos gen Himmel richtend, lagen auf dem Marktplatz. Sie spielen hier zu Lande, selten bei den Kolonisten, wohl aber bei den Einheimischen, die Rolle der Weinfässer. Und der starke kaukasische Wein,

Digitized by Google

er fließt so leicht in die Kehlen der Kolonisten, als wäre er der dünnste Hopfensaft.

Dem Eindruck, den man aus der Steppe und von grusinischen und tatarischen Dörfern kommend, beim Einzug in eine deutsche Kolonistenstätte gewinnt, leiht der schon genannte deutsche Reisende trefflichen Ausdruck. „Wie durch den Machtspruch einer deutschen Titania verschwindet hier plötzlich der Orient mit seinen phantastischen Bildern, mit seinem glänzenden Elend, und statt seiner ist ein Stück Deutschland hingezaubert in seiner hausbackenen Gestalt, aber auch in seiner ganzen Gemütlichkeit, mit all dem Segen, der im Gefolge des Fleißes, des religiösen Sinnes und der Liebe zum Herd und zur Familie ist. Keine stolzen Moscheen und Kirchenbauten, neben deren Pracht die armselige Bauernhütte nur eine um so traurigere Figur macht, kein augenblendender Putz von Turbanen, Kalpaks und goldgestickten Gewändern, unter denen das Ungeziefer sich birgt, kein Flitterstaat von Divanpolstern und schlechten Teppichen, die ein schlechter Ersatz sind für Frost und schmale Bissen — kleine, aber schmucke und solide Häuser, die gegen jedes Wetter schützen, im Innern gar wohnlich eingerichtet mit Kachelofen, Pendeluhr und sammetnem Lehnstuhl, alles reinlich und behaglich, wie daheim am Schwarzwald und am Neckar. Neben dem Häuschen ein sauberes Gärtchen ohne Blumen, aber voll Wicken und Bohnen, voll Salat, Rüben und Krautköpfen. Unweit des Gartens ein Weinberg oder eine Wiese, oder ein schönes Saatfeld, nicht eine halbe Wildnis, wie sie oft die Dörfer der Tataren und Georgier umgibt.

Digitized by Google

Ein Mann arbeitet auf dem Felde, er trägt nicht flatternde Gewänder von Seide oder kostbaren Stickereien. Er sieht möglichst unschön aus im groben Tuchkittel mit großen Knöpfen, in Hosen von Zwillich oder Bocksleder; er ist nicht von edlem Wuchs, nicht leicht und gewandt in seinen Bewegungen wie der Orientale, sondern äußerlich plump und unbeholfen, dem Büffel ähnlicher wie der Gazelle. Dafür haßt er das träumerische Nichtstun, schafft brav den ganzen Tag, schwingt Sense und Dreschflegel nimmer müde, hat die Scheune und den Stall stets voll gefüllt, und ihm fehlt nie der kräftige Appetit vor einer vollen Schüssel. Im Innern des Häuschens waltet keine geschminkte Schönheit nach georgischem Geschmack, keine schlanke, von der Tschadra umwallte Gestalt mit dunkel sprühenden Augen und zierlichem Haargeflechte, die auf den Divan sich hinstreckt oder auf der Terrasse in malerischer Attitüde sitzt. Die stämmige Gestalt der schwäbischen Kolonistenfrau ist wahrlich weder schlank noch zierlich zu nennen, sie trägt statt der bunten Seide ein einfaches Kleid von Kattun oder Wolle, sie ist ein Pasquill auf die Grazie, liebt aber auch nicht die weichen Divankissen, ist die Selbstherrscherin in Küche und Garten; flickt, spinnt und strickt, wenn sie von schwerer Arbeit ruht, und „regt ohne End' die geschäftigen Händ'" so, wie der deutsche Dichter die deutsche Hausfrau malt. Es fragt sich, welchen der beiden so grundverschiedenen Volkscharaktere, die das Geschick in so seltsamer Weise am Kaukasus nebeneinander hingewürfelt, mehr Segen begleitet?"

Digitized by Google

Am Abend, als mir zu Ehren die edelsten Sorten, der Stolz von Katharinenfeld, der „süffige Weiße" aufgetragen wurde, und eine Anzahl biederer Ansiedler sich im Hause des Schulmeisters, meines heiteren, gastfreien Wirtes, versammelten, da konnte ich mit Staunen gewahren, wie der berühmte germanische Durst sich auch an die Grenzen Asiens verpflanzt hatte. Ein deutsches Lied nach dem anderen drang aus weinseligen Kehlen, und ein bis zum Rand gefüllter Kelch wurde bewegten Herzens geleert zum Andenken der teuren, schwäbischen Heimat.

* * *

Als die dreitausend Einwanderer aus den öden, farbenarmen Steppen Südrußlands von den Kaukasusbergen hinunter in das Tal der Kurá traten, da heimelte sie das ihren Blicken sich bietende Land wohl an. Da gab es Berge und Flüsse wie in den schwäbischen Gauen, da zeigten sich doch hier und da grüne Wälder und frische, von Quellen überronnene Wiesen. Von Tiflis aus marschierten sie an die ihnen von der Regierung zur Niederlassung überwiesenen Stellen, von denen die Mehrzahl sich um die Hauptstadt gruppierte, zwei unweit dem in der Steppe gelegenen Elisabethpol in der Nachbarschaft tatarischer Dörfer sich befanden. Geraume Zeit verrann, ehe wohlgeordnete Hausplätze und Straßen entstanden. Mit welchen Mühsalen und Entbehrungen sich die Ansiedelung abspielte, belehrt uns der Brief eines der Kolonisten, Namens Eberle, an seine Verwandten in der Heimat.[80]) „Hier angekommen, krank, ohne Obdach, ohne Brot und Futter, und schon

Digitized by Google

wieder Herbstzeit. Zur Anlegung der Kolonie wurde uns ein Stück Land angewiesen, das mit hohem Gras und Dornbüschen ganz überwachsen war. Jeder bezog seinen Hausplatz. Da lagen die Kranken in und unter dem Wagen bei Tag und Nacht in Kälte, Sturm und Regen. Nun fingen wir an, uns ein Obdach zu verschaffen. Lange Weidenstäbe wurden in die Erde gesteckt, oben zusammengebogen, mit Weiden überlegt und mit dürrem Grase bedeckt. In dieser Hütte brachten wir den ersten Winter zu. Viele unserer Leute gingen den Winter über betteln, so lange, bis sie wieder etwas einernten konnten, denn das von der hohen Krone gewährte Nahrungsgeld wollte nicht ausreichen."

Deutsch war die Namensgebung der Dorfschaften, die alsbald entstanden. Marienfeld, Elisabethtal, Katharinenfeld, Alexandersdorf, Helenendorf, Annenfeld wurden sie benannt. Und auch bei späteren Gründungen, wie Freudental, Alexandershilf, Georgsfeld, hielt man sich an heimatliche Benennungen. Und deutsch blieb ihre Lebensführung, ihre Sitte, ihre Sprache bis auf den heutigen Tag, obwohl sie rings von Tataren, Armeniern, Grusinern umgeben waren.

Wie auf einer weltverlassenen Insel, in Abgeschlossenheit von der Umgebung, ja nicht minder vom deutschen Vaterlande, wächst Generation auf Generation heran. Bis vor wenigen Jahren lehrte man in den Gemeindeschulen nur deutsch. Erst kürzlich veranlaßte die russische Regierung die Kolonien, auch eine bestimmte Anzahl von Lehrstunden für das Russische einzusetzen. Noch heute aber ist die Mehrzahl der bejahrteren An-

Digitized by Google

siedler der russischen Sprache nur unvollkommen mächtig. Eher beherrschen sie Grusinisch oder Tatarisch, wie es durch die hohe Zahl der fremden Dienstboten und Feldarbeiter erklärlich wird. Ja, diese eignen sich sogar bald einen kleinen deutschen, d. h. schwäbischen Wortschatz an. Als ich in der frühen Morgendämmerung von Helenendorf zur nächsten Bahnstation aufbrach, war mir ein herkulisch gebauter Lesghier zur Begleitung gegeben. Eigen war es, als wir nebeneinander des Weges ritten, aus dem Munde meines biederen asiatischen Führers die nötigen Weisungen im herrlichsten Schwäbisch, wie: „da num goht's" oder „übersch Brückle" hören zu können.

Der Schule kaum entwachsen, schaffen die Kinder schon rüstig auf dem bäuerlichen Anwesen der Eltern. Der älteste oder jüngste Sohn übernimmt später die „Wirtschaft" — dies ist die Benennung für das seinerzeit überwiesene Kronsland von 25—30 Deßjätinen (1 Deßjätine = 1,092 ha), das allerdings inzwischen zumeist in Halb- oder Viertelswirtschaften infolge des starken Nachwuchses gegliedert wurde —, und die übrigen bleiben als tüchtige Mitarbeiter auf dem Hofe, bis es gelingt, mit Hilfe des Erbteils, der gemachten Ersparnisse oder der Mitgift bei der Verheiratung ein Stück Land zur Errichtung eines eigenen Gutes an sich zu bringen. An den Orten, wo diese Möglichkeit zur Ausdehnung im Wege des Landkaufs von tatarischen Dorfnachbarn oder verarmten grusinischen Edelleuten gegeben ist, da wächst, wie in Katharinenfeld und Helenendorf, Grund und Boden der Niederlassung von Jahr zu Jahr.

Digitized by Google

Obst-, Getreide- und Kartoffelbau, Viehzucht und Weinbau bilden die Hauptbeschäftigung der Kolonisten. Gering, nur dem örtlichen Bedarf angepaßt, ist die Zahl der Kaufleute und Handwerker. Hauptquelle der Wohlhabenheit wurde die anfangs vernachlässigte Rebenzucht. Allmählich lernte man sich den Eigenheiten des Bodens, des Klimas und den Erfordernissen der Bewässerung anzupassen. Alle Flecken, die durch die Lage allerdings zugleich begünstigt, ihre Hauptkraft auf den Weinbau wandten, wie Helenendorf und Katharinenfeld, sind zu beträchtlichem Reichtum gelangt. Es sind dort die breiten Alluvialtäler des Gamdscha und des Muschawer, welche, durch zahlreiche Kanäle und Rinnen durchfurcht, dem Weinbau ein vorzügliches Feld geben. Nicht an den Berghängen — bei dem geringen sommerlichen Niederschlag wird auf diesen unter der Sonnenglut der Boden zu dürr und rissig —, sondern in den der regelmäßigen Bewässerung leicht zugänglichen Talsohlen findet die Pflege des Rebstocks statt.[81])

Ein Zeugnis christlichen Selbstbewußtseins und zugleich starken Rassengefühls sind die Vorschriften der 1829 geschaffenen Kirchenordnung. „Niemand soll," heißt es, „ohne besonders dringende und unvermeidliche Ursachen mit einer Person, die einer anderen Konfession oder Nation angehört, in den Ehestand treten." Und in der Tat, Ehen mit Armenierinnen oder Tatarinnen, nicht minder mit Russinnen, gehören zu den äußersten Seltenheiten. Meist aus den Töchtern der eigenen Dorfschaft kürt sich der heiratsfähige Bursche seine Gattin. Geschieht es, daß er ein Mädchen aus einer

Digitized by Google

anderen deutschen Kolonie heimführt, so muß er unter eigentümlichem Brauche dieses von den Burschen ihres Heimatsdorfes auslösen. Diese umringen, Hand in Hand gefaßt, die Braut vor dem Kirchgang und geben sie nicht eher frei, bis der Eheluſtige ſich durch kleine Geſchenke jedem erkenntlich gezeigt hat. Die Inzucht geht freilich weiter, als es rätlich wäre. Nirgends habe ich ſo gleichförmige, von geringem geiſtigen Leben zeugende Geſichtstypen, ſo regelmäßige, aber eckige Formen geſehen, als in den deutſchen Dörfern Transkaukaſiens.

An zahlreicher Nachkommenſchaft fehlt es den dortigen Bauern ebenſowenig wie den unſerigen. Junggeſelle bleibt ſelten einer. Verleiht erſt die Ehe doch hier dem Manne ein neues wichtiges Recht, nämlich das, im Rate der Gemeindeväter fürder Meinung und Stimme abzugeben. Tritt er nicht in den verdienſtlichen Stand der Ehe, ſo bleibt er bis an ſein ſeliges Lebensende ein „Bube“ und in der Gemeindeverſammlung für immerdar mundtot.

Arbeitſam, ernſt, ja beinahe in ſchwerfälliger Eintönigkeit ſpielt ſich das Leben der deutſchen Koloniſten ab. Eine heitere Kirchweih, eine tolle Hochzeit oder Kindtaufe iſt bei ihnen ſelten zu finden. Schreibt doch ihre ſchon genannte Kirchenordnung in dem von der Verwaltung der Sakramente handelnden Paragraphen folgende etwas mittelalterlich-asketiſche Regeln vor: „Großartige Gaſtereien und Trinkgelage, oder eitles böſes Geſchwätz ſind bei den Taufen ernſtlich zu meiden. Die Ortsobrigkeit hat darüber zu wachen, daß es dabei ſtill zugehe und chriſtliche Geſpräche geführt werden“,

Digitized by Google

und „Brautleute sollen sich in der Stille durch ernstes Gebet auf ihren Hochzeitstag vorbereiten, und wenn Freunde und Verwandte zur Feier dieses Tages eingeladen werden, sollen diese nicht im Essen und Trinken, sondern im Lobe Gottes und in erbaulichen Gesprächen sich erquicken und erfreuen, auf daß Gott dadurch geehret und sein Name geheiliget werde. Darum soll der Geistliche samt den Gliedern des Kirchenkonvents strenge darauf sehen, daß solche Hochzeitstage nicht durch schwelgerische Pracht und übermäßige Gastereien entheiliget und verunehret werden. Sollte aber dies dennoch geschehen, so sollen wahre Christen aus solchen Freß- und Saufgesellschaften hinausgehen, widerspenstige Personen aber im nächsten Konvent scharf gerügt und zur Besserung ermahnet werden. Noch weniger aber soll Spielen oder Schießen und derartiger gottloser Unfug (Tanzen!?) geduldet werden!"

Als ich in Elisabethtal an einem Sonntag in der Abenddämmerung Burschen und Mädchen mit Reisern geschmückt, unter langsamem Gesang aus dem verkrüppelten Buschwerk, das dort den schönen Namen „Wald" trägt, zusammen heimwärts ziehen sah, da hatte ihre Lustigkeit nichts des Kecken und Derben, durch das der Bauernschlag, namentlich in süddeutschen Gauen sich kennzeichnet. Freilich Ernst und Bedürfnislosigkeit, durch rauhe Arbeit und langen Kampf in der neuen Heimat gezeitigt, haben die besten Früchte getragen, so daß heute das Los der deutschen Ansiedelungen, wenn nicht durchweg ein glänzendes, so doch an allen Punkten ein erträgliches wurde.

Digitized by Google

Der Untersuchung über die Beweggründe, welche zu einem so phantastischen, für die damaligen Zeiten so hochgefährlichen Auszug bis hart an die Grenzen Asiens, mitten hinein zwischen sagenhaft hohe Berge und die Sitze rassenfremder, meist noch zügelloser Völkerschaften wie Tscherkessen, Tataren, Armenier, die Emigranten geführt haben, dürfen wir die Niederschrift zweier württembergischer Pastoren voranstellen. Der Eine schreibt in Pliezhausen (Oberamt Tübingen):[82] „Am 31. März 1817 zogen viele Personen von hier ab, wie es heißt, nach Kaukasien, wohin zu ziehen sie teils durch trügerische Versprechungen, teils durch die Not der Zeit (Mißwachs, Hungersnot) und auch durch religiöse Schwärmerei verlockt und verleitet wurden. Die Ausgewanderten gehörten meist zu den Armen und wurden zu den Pietisten gezählt. Selbst der Sprecher der hiesigen Pietisten, der Stundenhalter Stephan Schmid, zog von hier ab und mag vielen Anlaß gegeben haben, den Wanderstab zu ergreifen. Auch der Gänsehirt und der Nachtwächter schlossen sich an. Es scheint, die Obrigkeit habe keine Notiz von der Sache genommen. Es war damals immerhin eine arge Zeit. Kein Wunder also, daß die Leute glaubten, der Untergang der Welt stehe bevor, und nur diejenigen würden gerettet, die im Morgenlande als die Heiligen und Auserwählten Schutz suchen. Ein Ohrenzeuge erinnert sich noch, selbst gesehen und gehört zu haben, wie der Stundenhalter Stephan Schmid den Leuchter vom Tisch genommen, denselben unter den Tisch gestellt und gesagt habe: So wird es sein, wenn wir den Ort verlassen haben, da wird mit uns

Digitized by Google

der Leuchter umgestoßen werden und der Untergang im Fluge hereinbrechen." Und ein anderer Seelensorger berichtet aus Schwaikheim: „Schon im Jahre 1813 gab es hier einige Separatisten, denen sich nach und nach mehrere anschlossen. Sie machten den Behörden viel zu schaffen mit ihrem hartnäckigen Widerstand. Sie gingen nicht in die Kirche, hielten ihre Kinder auch davon ab, schickten sie auch nicht mehr in die Schule, damit sie nicht zur Kirche angehalten würden. Ihre Versammlungen hielten sie zur Zeit der öffentlichen Gottesdienste und auch bis tief in die Nacht hinein. Wegen dieser Ungesetzlichkeiten wurden sie oft vor den Kirchenkonvent berufen, von ihm und auch den höheren Behörden oft gestraft mit Geld und Gefängnis, wodurch sie sich aber nicht von ihrem Widerstand abbringen ließen. Es wanderten daher schon 1816 mehrere Familien aus, einige nach Polen, andere nach Südrußland, speziell nach Kaukasien."

Teils in den tief daniederliegenden politischen und sozialen Verhältnissen der deutschen Gaue, teils in psychischen, durch solche äußere Lage verursachten Erregungen sind demgemäß die Ursachen des so lebhaft sich kundgebenden Auswanderungstriebes zu Anfang des 19. Jahrhundert zu suchen.

Die Folgen der napoleonischen Kriege machten sich überall geltend. Hohe Rekrutierungen unter der kräftigen, der arbeitsfähigsten Generation zogen den Niedergang von Gewerbe und Landwirtschaft nach sich und machten die starken Steuerumlagen, die Nachwehen der Kriegskontributionen, doppelt fühlbar. Zugleich traten

Digitized by Google

eigentümlich heiße Sommer und lange kalte Winter auf. Was Wunder, daß die Gestalt eines Napoleon den Nimbus eines Dämonen erhielt und er als die Verkörperung des Antichrist auf Erden erschien. Napoleonische Soldaten kehrten in ihre Dörfer heim, angesteckt durch die Phantastik der Kriegszüge des Korsen, unlustig zur Arbeit hinter dem Pfluge. Eine gewisse Lockerung sozialer Ordnung hatte platzgegriffen, die Gemüter waren aus dem normalen Gleichgewicht gehoben, für jede Anregung also empfänglicher, für jede absonderliche Handlung leichter entschlossen.

Ein Zweites trug noch in Württemberg zu seelischer Spannung bei. Der Zeitgeist des Rationalismus, durch Ideologen geboren und in der Revolution in wüste Äußerung getreten, hatte auch hierhin seine Kreise gezogen. Gleich den anderen Kirchenbehörden Deutschlands hatte auch das evangelische Landeskonsistorium Württembergs sich bewogen gefühlt, der nüchternen Zeitstimmung Rechnung zu tragen und die alten Katechismen, Agenden und Gesangbücher um ihre kernhafte Deutlichkeit, ihre robuste Sprache zu bringen, indem es Umarbeitungen einführte, die auf gläubige Herzen als Fälschungen und Verwässerungen wirkten. Gerade Schwaben und vornehmlich die Gebirgskreise neigten von jeher zu einer tiefinnerlichen konservativen Frömmigkeit, die durch solche Maßnahmen in hohe Aufregung versetzt wurde. Exzentrische Naturen weigerten sich, der alten Agenda sich zu entäußern. Und die Landesobrigkeit tat das Unklugste, was sich denken ließ, statt die Erregung sich langsam legen zu lassen, belegte

Digitized by Google

sie diejenigen, welche der Kirche sich fern hielten, mit Geldbußen, ja mit Freiheitsstrafen. So mußte das Gefühl des Märtyrertums aufschießen, so mußte der Gedanke, die Sehnsucht aufkeimen, einen Ort aufzusuchen, wo das Attentat gegen den Glauben der Väter seine Wirkung verlor, wo man unangefochten die alten Lehrsätze und Gebräuche weiter zu führen vermochte.

Die Stimmung nüchterner und selbstherrlicher Vernunft hatte konsequenterweise wie an anderen Stellen so auch im Schwabenland ihr Gegenspiel gefunden. Die Schriften eines Prälaten J. A. Bengel, eines Jung Stilling verführten zum Mystizismus, zur Lektüre apokalyptischer Bücher. Die Bedrückungen, welche die ihrer Empfindung nach rein Gläubigen von den kirchlichen Behörden selbst zu erdulden hatten, ließen die Meinung an den Zerfall alles kirchlichen Wesens, an die Herrschaft eines sündhaften Babel aufkommen. So bildeten sich unter Überzeugungsverwandten zahlreiche Bruderschaften, die oft unter den absonderlichsten Namen auftraten, so als „Du"-Separatisten, die jedermann, auch den König, nur mit „Du" anredeten, als Napoleonisten, die an die Antichristsendung in der Person Napoleons glaubten, als „Babelsbuben", welche das Walten des Kirchenregiments als Babelsmacht ansahen. Das naive Selbstvertrauen dieser Separatisten beleuchtet der Hergang eines Verhörs[82]) von dem württembergischen Pfarramt in D . . . Warum sind Sie hierher gekommen? Um Brüder zu besuchen. Worin besteht eure Lehre? Auf dem Grund der Apostel und der Propheten. Gehen Sie auch nicht zum heiligen Abendmahl? Ich gehe

Digitized by Google

weder in die Kirche noch zum heiligen Abendmahl. Wollen Sie sich den obrigkeitlichen Verordnungen fügen? Das kann ich nicht sagen. Wie Gott mich führt — ich bin mein eigener Führer nicht. Wollt ihr eure Andachten auch in Zukunft bis 12 Uhr nachts ausdehnen? Der heilige Geist sagt, wann wir aufhören sollen. Betrachtet ihr euch als Separatisten? Nein, als gläubige Christen.

In Schwaikheim (Oberamt Waiblingen) hatte die Obrigkeit zu besonders harten Maßregeln gegriffen. Friedrich Fuchs, der Leiter der „Erbauungsstunden" unter den Gleichgesinnten, war wegen eigenmächtiger Trennung von der Kirche nach erfolglosen Ermahnungen mit Arrest bestraft und mit Einkerkerung auf dem Hohenasperg bedroht worden. Das brachte den schon keimenden Entschluß des Verlassens des heimatlichen Herdes zur Reife. Friedrich Fuchs und seine Anhänger verkauften ihre Güter und rüsteten sich zum Aufbruch. Nicht nach Nordamerika, wie schon viele vor ihnen, beschlossen sie, sich zu wenden, sondern nach dem äußersten Osten, den schon Jung Stilling als Zufluchtsstätte wahrer Gläubiger gefeiert hatte. Dort, im Lande des starken Lichts, in der Nähe der Entstehungsorte aller Heilswahrheiten, vermöge die Seele sich zu erhellen und zu läutern und ließe sich die Wiederkunft Christi und die Aufrichtung eines ersehnten tausendjährigen Friedensreiches, wie es Bengel und Oetinger weissagten, in lauterer Frömmigkeit erwarten.

Es war gerade damals bekannt geworden, daß der Kaiser Alexander I. 1815 auf dem Wiener Kongreß dem

Digitized by Google

König Friedrich I. von Württemberg seine Geneigtheit kund getan habe, Bekennern jedweder christlichen Ansicht, die sich als Kolonisten betätigen wollten, Land in den verschiedensten Provinzen seines Reiches zur Ansiedelung zu überlassen. Diese Zugeständnisse waren weniger die Äußerungen gütiger Menschenfreundlichkeit als solche politischer Klugheit. Rußland hatte an der Südostecke seines europäischen Reiches eben durch Waffengewalt eine Provinz nach der anderen erworben (1792 das Kubân-Gebiet, 1801 Georgien, 1804 Mingrelien, 1813 Schirwân mit Bakû). Durch Einpflanzung abendländischer Kräfte hoffte man einen schnelleren Aufschwung dieser weit sich dehnenden Strecken zu erzielen. Deutsche Kolonisten, deren Zähigkeit und friedsamer Fleiß in Südrußland zur Genüge sich offenbart hatten, sollten im mörderischen Ringen mit Klima und Boden der russischen Machtausbreitung auch hier ihre Dienste leisten. Eine Anzahl Agenten hatten darum in Württemberg unter Versprechungen von unentgeltlicher Überweisung glänzenden jungfräulichen Neulandes ihren Sitz aufgeschlagen. Die Schwaikheimer waren die ersten, welche diesen Zusagen offenes Ohr liehen. Sie wandten sich also an die russische Gesandtschaft in Stuttgart und ließen durch dieselbe Auswanderungspässe von den Behörden für sich einfordern. 35 Familien brachen dann im September 1816 auf, nahmen den Weg über Budapest, Orsowa, Galatz, Ismaïl, fanden an letzterem Orte von der griechischen Kaufmannschaft gastfreie Aufnahme und wandten sich von da nach Ovidiopól am Dnjester. Hier durch deutsche

Digitized by Google

Landsleute empfangen, setzten sie die Fahrt auf deutschen Kolonistenwagen nach Großliebental bei Odessa fort, wo sie am Sylvestertag 1816 glücklich eintrafen.

Die Kunde vom Auszuge der Schwaikheimer verbreitete sich schnell über ganz Württemberg und brachte den überall gärenden Wunsch zur Befreiung von dem religiösen Joch der „Babels"-Kirche zur alsbaldigen schnellen Ausführung. Zwei Brüder mit Namen Koch, wohlbegüterte Männer aus den Ortschaften Marbach und Schluchtern, gaben den Anstoß zur Sammlung aller Gesinnungsgenossen durch einen schriftlichen Aufruf, in dem sie die Bildung von „brüderlichen Auswanderungsharmonien der Kinder Gottes" vorschlugen. Der jüngere der Brüder Koch, poetisch veranlagt, gab seiner Begeisterung zur Wanderung ins Morgenland durch die „Lieder der nach Osten eilenden Zioniden" kernigen Ausdruck:

„Brüder, heilet Babel nicht,
Es ist nichts mit ihr zu machen.

so begann das erste dieser Gedichte, welches die Abkehr von der verderbten Kirche predigte. In wenigen Wochen hatte sich in der Heimat der Gebrüder Koch eine Reisegesellschaft von 130 Familien zusammengefunden. Echt patriarchalisch war die Organisation des frommen Bundes. Bedingung war, daß kein unbekehrter oder in Sünden wandelnder Mensch, sondern nur anerkannt Gläubige in die Harmonie aufgenommen werden sollten. Daß sich manche räudige Schafe in die fromme Herde eingeschlichen hatten, lehrten die Erfahrungen auf der Reise wie in Transkaukasien. 24 durchs Los erwählte

Digitized by Google

Männer hatten als Älteste die Verwaltung aller kirchlichen wie bürgerlichen Angelegenheiten (Predigt, Taufen, Trauung, Verwaltung des gemeinsamen Gutes, Schlichtung von Streitigkeiten) in Händen.

Bald entstanden nach dem Vorbilde der Marbacher andere Auswanderungsvereine im Lande. Die gegründeten Harmonien waren 1. die Schwarzwälder, 2. die Nagolder und Freudenstädter, 3. die Weißacher, 4. die Oethlinger, 5. die Walddörfer, 6. die Plattenhardter und Pliezhauser, 7. die Reutlinger, 8. die Eßlinger. Schon die Gebrüder Koch hatten gewissen kommunistischen Ideen Raum gegeben. Sie hatten verfügt, daß die Wohlhabenden unter ihnen den zehnten Teil des Vermögens an eine Armenkasse abtreten sollten, namentlich damit die Mittel zur Mitnahme unbemittelter Gläubigen vorhanden waren. Mit solchen halben Maßregeln nicht zufrieden, befürworteten zwei Eßlinger Bürger, ein Schneidermeister Johannes Reuer und ein Weingärtner aus Altbach, Namens Georg Frick, eine vollkommene Gütergemeinschaft. Aus einer Gemeinkasse, in die alles Geld einzulegen war, wurden nach ihren Bestimmungen alle Kosten der Reise und des Unterhalts bestritten. Auch mehrere andere Harmonien folgten diesen Anregungen.

An 1400 Familien, also wohl 7000—8000 Seelen waren es, welche sich schließlich zu dem Pilgermarsch nach dem Osten gesammelt hatten. In 14 Kolonnen mit je 100 Familien ordneten sich die Auswanderer. Als gemeinschaftlicher Sammelplatz war Ulm bestimmt, von wo die Einschiffung auf der Donau geplant war. Der

Digitized by Google

Abzug von dort begann im April 1817 mit den Weißachern und schloß im August desselben Jahres mit den Reutlingern.

Daß sich die so vereinigte Schar nicht durch Menschenkenntnis und kluge Vorsicht, wohl aber zeitweise durch Starrköpfigkeit und Wankelmut auszeichnete, lehrt die Geschichte ihres Auszugs. Statt, wie die russische Gesandtschaft in Wien vorschlug, den Landweg durch Galizien einzuschlagen, wählte sie die infolge der heißen Jahreszeit besonders ungünstige Wasserroute, die sie durch die ungesunden Gegenden der unteren Donau führte. Langsame Fahrt, unregelmäßige und ungewohnte Kost, der übermäßige Genuß von Obst wie starker ungarischer und türkischer Weine legten den Keim zu allerlei Krankheiten. So stellten sich bei vielen frühzeitig Fiebererscheinungen ein, und als sie bei Ismaïl eine Quarantäne von 40 Tagen durchzumachen hatten, brach eine mörderische Epidemie unter ihnen aus, die über 1100 Personen das Leben gekostet haben soll. Während abermaliger Quarantäne in Odessa wurde ihre Zahl wiederum dezimiert, so daß ganze Familien ausstarben. Schon unterwegs wurden Klagen laut wegen ungerechter Verteilung der Gemeingelder, ja wegen geheimer Bereicherung aus denselben von seiten der Vorsteher. Familie über Familie bröckelte sich in Ungarn und in der Walachei ab, wo sie von Landsleuten eingeladen wurden, sich auf ihren Gütern als Pächter oder Aufseher niederzulassen. Während des Winters 1817, wo die Ankömmlinge in die deutschen Kolonien der Umgegend von Odessa verteilt, sich von den Reisestrapazen

Digitized by Google

ausruhten, folgten an 300 Familien der Einladung des Grafen Insof, des Oberleiters der Ansiedelungen in Südrußland, sich bereits hier eine neue Heimat zu gründen. Teils mehrten dieselben die bestehenden deutschen Dörfer im Bessarabien und im Chersonschen Gouvernement, teils bildeten sie eine eigene Kolonie, die von Hoffnungsthal.

Die Seele aller Kolonisationstaten in den neuerworbenen kaukasischen Landteilen war Generalleutnant v. Jermolof. Er hatte dem Ministerium des Innern in St. Petersburg zahlreiche Vorschläge zur Zivilisation Gruſiens gemacht und zur Hebung aller Zweige der tief daniederliegenden Landwirtschaft die Ansiedelung deutscher Ackerbauer empfohlen. Er war es auch, der die 29 in Odessa anlangenden Schwaikheimer Kolonistenfamilien sofort nach Tiflis geleiten ließ, so daß sie die grusinische Hauptstadt in einer Seelenzahl von 178 (81 männliche und 97 weibliche) schon im September 1817 erreicht hatten.

Die russischen Behörden in St. Petersburg brachten anfangs der Idee der Weiterbeförderung der Gesamtschar der Württemberger nach Gruſien wenig Sympathie entgegen. Sie hielten es für angezeigter, dieselben in Südrußland anzusiedeln, indem sie einerseits die hohen Kosten solcher Aufgabe scheuten, andererseits vor einem ständigen militärischen Schutz der Kolonisten inmitten der stets rebellischen kaukasischen Völkerschaften zurückschreckten. Die Beharrlichsten unter den Auswanderern ließen sich jedoch von der Sehnsucht nach ihrem gelobten Land nicht abtrünnig machen. Eine besondere

Digitized by Google

Abordnung wurde zu dem gerade in Moskau anwesenden Zaren gesandt, welche die endgültige Erlaubnis zum Aufbruch erbitten sollte. Die Hartnäckigkeit der Abgesandten und ihr naives Gottvertrauen, das auf alle Bedenken nur die eine Antwort hatte: „Der Herr ist mit uns und schützt uns" mußte auf Alexander I. Eindruck gemacht haben. Denn er sagte die umgehende Förderung der Sache der Kolonisten zu, und im Frühjahr 1818 traf sein großherrlicher Befehl ein, 500 Familien, sei es von den eben Eingetroffenen, sei es von den früher Eingewanderten, unter allen möglichen Schutzmaßregeln und Gewährung hinreichender Barmittel nach dem Kaukasus zu führen.

400 Familien der schwäbischen Gottespilger traten alsbald zusammen, und 100 Familien schon Ansässiger gesellten sich ihnen zu. Zehn Abteilungen von je 50 Familien wurden gebildet; drei Vorsteher und ein Regierungskommissär übernahmen die Leitung. Jede Familie erhielt ca. 220 württembergische Gulden zum Ankauf von Pferden und Reisewagen, für die Reise zum Unterhalt der Tiere pro Tag zwei Rubel Papier und zur Verpflegung jede Person täglich 40 Kopeken Kupfer. Die Mühseligkeiten des Zuges über Cherson, Taganrog, Rostow, Mosdok, Stawropól, Kasbek, waren nicht geringe, namentlich auf der grusinischen Heerstraße. Da der Winter sich recht frühzeitig einstellte, mußten, um den Durchmarsch der letzten Kolonnen hier zu ermöglichen, die Ossetenstämme zur Hinwegräumung der Lawinen und Schneemassen aufgeboten werden. Endlich ausgangs Oktober 1818 hatten sich alle zehn Kolonnen, im

Digitized by Google

ganzen an 3000 Menschen, in Tiflis eingefunden. Anderthalb Jahre also waren seit dem Verlassen des vaterländischen Bodens verflossen. Ziemlich eine halbe Million Papierrubel (nach damaligem Kurs 1 Rubel Banco=29 Kop. Silber) hatte der russischen Regierung die Überführung der Kolonisten von Odessa nach Tiflis gekostet! Doch ein Zehnfaches haben im Laufe ziemlich eines Jahrhunderts diese Ausgaben eingetragen. Zu Oasen sind durch Gärten und Fluren die brachen Steppen geworden, ein leuchtender Antrieb für die russische Verwaltung inmitten so manniger Verwahrlosung, das Land auf breite Strecken zu solcher Fruchtbarkeit zu heben, deren es fähig ist.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1]) Ein treffendes Bild der Entwicklungsgeschichte von Trapezunt entwirft Carl Ritter in seiner Erdkunde (XVIII. Drittes Buch. Westasien. Bd. I S. 852—898). Der Kaiserzeit von Trapezunt waren Fallmerayers emsige Studien gewidmet („Geschichte des Kaisertums Trapezunt" und „Fragmente aus dem Orient" I S. 74—94 und 123 bis 128).

[2]) Ich verdanke demselben wertvolle Notizen über die Handelsbewegung von Trapezunt. Die Einfuhr setzte sich 1900 aus Waren im Werte von 16½ Millionen M. zusammen, 1901 aus solchen in der Höhe von 19 Millionen. Die Zahlen für die Ausfuhr sind für die betreffenden Jahre 8186000 und 5696000 M. Deutschland ist am Import mit etwa 1½ Millionen M. beteiligt und zwar vorzugsweise mit Tuchen und Konfektionswaren, Baumwollenartikeln, Seidenstoffen und Sammet, Eisen- und Messingwaren, Drogen u. s. w. Trotz dem starken Aufblühen des deutschen Handels an der Nordküste Kleinasiens hat sich die deutsche Reichsregierung die Errichtung weder eines Berufs- noch eines Wahlkonsulates in Trapezunt als dem wichtigsten Punkte dieser Handelszone bisher angelegen sein lassen.

[3]) Layard (Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon, with travels in Armenia, Kurdistan and the desert, London 1853) will manche Einzelheiten des gotischen Stils aus den kleinasiatisch-armenischen Bauten herleiten, meint auch, daß mongolische Eroberer für ihre Tomben die Formen und Ornamente altarmenischer Kapellen und Kirchen zum Vorbild nahmen (S. 8). Von den Fresken, die

Digitized by Google

Layard ähnlich denen in den Klöstern des Athos und in den byzantinischen Kirchen Trapezunts im Innern der Ruinen von Warsichan fand, ist heute keine Spur mehr sichtbar.

[4]) Eine treffliche Übersicht über das Straßennetz der Türkei, über die Wilajets und ihre administrative Abgrenzung, über die Distanzen der Hauptorte voneinander, in Poststunden berechnet, gibt die bei Löffler in Konstantinopel erschienene, von Major Huber entworfene Karte (1 : 1500000).

[5]) Kinneir („Reise durch Kleinasien, Armenien und Kurdistan in den Jahren 1813 und 1814", Weimar 1821) nennt als Bevölkerung Erzerums „15000 türkische Familien, 3700 Armenier, 300 katholische Armenier und 350 Griechen" (S. 311). Das wären mindestens 60000 Seelen. Wenig glaublich erscheint die hohe Zahl der Türken gegenüber den Armeniern. Bei der Einnahme von Theodosiopolis durch den Seldjukensultân Alp Arslân sollen an 150000 Einwohner teils getötet, teils versprengt oder zwangsweise in Nordpersien angesiedelt worden sein. Die Zahl ist wohl übertrieben, wahrscheinlich ist jedoch, daß die alte Römer- und Byzantinerstadt volkreicher war denn das spätere Erzerum, und daß auch dieses im letzten Jahrhundert an Bewohnerzahl eher ab- als zunahm.

[6]) Das schon genannte vorzüglich orientierte Handelshaus Hochstraßer & Co. hatte die Güte, mir für den persischen Transitverkehr folgende Zahlen zu nennen: 1. für die Einfuhr Wert der Waren 1900: M. 8106000, 1901: 12828000; 2. für die Ausfuhr 1900: M. 4587000, 1901: 3266000. Der deutsche Anteil bezifferte sich im Jahre 1901 auf 1621000 M. (Einfuhr) und 203000 M. (Ausfuhr).

[7]) Vgl. die Karte von Wilh. Strecker zu seinem Aufsatz „Die Ebene von Erzerum" (Beiträge zur Geographie von „Hocharmenien" in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. IV. 1869).

[8]) Vgl. Nolde, „Reise nach Innerarabien, Kurdistan und Armenien 1892". Berlin 1895, S. 258 ff.

[9]) Vgl. Anm. 5 (l. c. S. 311).

[10]) Über die Geschichte des alten Garin wie des späteren Theodosiopolis geben nähere Berichte Dio Cassius, Hist. Rom. LXVIII. Trajanus 19, Hammer-Purgstall, „Geschichte der Osmanen" I, vgl. auch Schweiger-Lerchenfeld „Armenien". Jena 1878, S. 52 ff.

[11]) Friedrich Sarre „Denkmäler Persischer Baukunst". Vgl. 1. Lieferung, Abb. 6 und 2. Lieferung Abb. 2. (1901 f.).

Digitized by Google

[12]) Das Mausoleum des Sultâns Baiandur in Achlat gibt Layard l. c. S. 25 in einer Illustration, vgl. auch die Abbildung eines schmalen spitzen Grabtürmchens aus Achlat auf S. 23.

[13]) Das Innere des „Tschifti Minareh" wird trefflich von Hamilton in „Researches in Asia Minor, Pontus and Armenia" (London 1842) beschrieben (S. 179 f.). Daß die beiden Minarehs auf einen ursprünglichen Bau, eine armenische Kirche, aufgetürmt wurden, ist fraglich. Das Portal ist jedenfalls in vorzügliche Harmonie zum Stil der Minarehornamentierung gebracht worden. Anfechtbar ist die Meinung Hamiltons, beide Minarehs seien „zerstört", nicht unvollendet. Eigentümlich wäre, wenn beide Minarehs in genau gleicher Höhe, nämlich da, wo die schmalen Pilaster absetzen, um Galerie und Turm zu tragen, in Trümmer gingen. Auch Layard (l. c.), der Seite 1 eine Abbildung bringt, spricht von diesem Monument als „ruins".

Dr. Friedrich Sarre, der hervorragende Kenner der arabisch-persischen Architektur in Vorderasien, hatte die Güte, mir folgende Bemerkungen über die beiden seldjukischen Bauwerke Erzerums zur Verfügung zu stellen:

„Das „Tschifti Minareh-Moschee" genannte Gebäude in Erzerum ist keine eigentliche Moschee, auch nicht, wie Ch. Texier (Description de l'Arménie esc. Paris 1842. Pl. 5—9) meint, ein Imaré (= Hospital und Karavanserail), sondern eine Medressé oder religiöse Schule. Die von Texier publizierten Tafeln (Grundriß, Aufriß, Ansichten des Hofes, des Portals und Detail des letzteren) ergeben, daß es sich um eine der imposantesten Anlagen aus seldjukischer Zeit handelt. Das aus Hausteln-Quadern errichtete Gebäude hat den typischen Grundriß einer Medressé. Nach außen ist es durch eine hohe, fensterlose Mauer festungsartig abgeschlossen. An einer der Schmalseiten führt ein hohes, von Minarehs flankiertes Portal auf den rechteckigen, offenen Hof, der von doppelgeschossigen, auf Säulen ruhenden Arkaden begrenzt wird; hinter diesen Säulenhallen liegen die Wohnräume der Studierenden. In der Mitte jeder Seite des Hofes öffnet sich ein sogenanntes „Liwân", eine hohe, durch beide Geschosse gehende Nische, die ebenso wie die Bogenarkaden im Spitzbogen geschlossen ist. Die beiden Nischen der Längsseiten sind für die Vorlesungen bestimmt, die auf den Schmalseiten befindlichen vermitteln den Eingang und auf der gegenüberliegenden Seite den Zugang zu dem Mausoleum des Stifters der Medressé, einem mit Spitzdach versehenen Rundturm.

Digitized by Google

Die Säulenarkaden, der Grundriß der Anlage mit ihren vier Nischen, der an die Kreuzform erinnert, hat frühere Reisende (z B. Hamilton, Asia Minor S. 179) auf den irrigen Gedanken gebracht, daß hier eine ehemalige christliche Kirche vorliegt. Die offene und niemals überdacht gewesene Hofanlage schließt diese Vermutung aus. Ähnliche, weniger imposante Medressé-Anlagen haben sich unter den seldjukischen Bauten des XIII. Jahrhunderts von Konia und anderen Städten Klein-Asiens erhalten (vgl. F. Sarre, Reise in Kleinasien ꝛc. Berlin 1896. S. 94. Grundriß des Medressé von Akserai und Taf. XLIII. Innenansicht).

Von besonderem Interesse ist das an den Oberkanten eingestürzte Portal mit seinem reichen Schmuck in den profilierten Ornament-Borten, welche die von zwei Säulchen flankierte und im Spitzbogen geschlossene Portalnische rechteckig umrahmen. Die Ornamentik stimmt vollständig mit der für das Ende des XIII. Jahrhunderts charakteristischen Formenwelt der seldjukischen Architektur überein. Besonders hervorzuheben sind die weniger auf der Photographie wie auf den Texierschen Zeichnungen (Pl. 7 und 9) erkennbaren vegetabilischen Verzierungen, die Vasen mit fächerförmigen Blättern, über denen eine Borte emporsteigt, und bandartige Umrahmungen, wie wir sie in der gleichen Weise an den Portalen der Energhé- und der Indjé-Djami in Konia finden (Sarre a. a. O. Taf. XXVI, XXVII u. XXX).

Ein sicherer Beweis für seldjukische Architektur ist der Doppeladler, das den hethitischen Denkmälern Kleinasiens entnommene Wappentier der seldjukischen Sultâne, wie es ehemals an den Mauern von Konia öfter vorkam. Er findet sich in den beiden Flachnischen zur Seite des Portals und krönt hier die Darstellung eines Baumes; der Halbmond kommt in der Umrahmung dieser Felder auch vor, ein bisher auf seldjukischen Denkmälern noch nicht beobachtetes Symbol.

Die zu beiden Seiten des Portals emporstrebenden, aus Ziegeln errichteten Minarehs entbehren der krönenden Holzbaldachine, sei es, daß die Türme unvollendet oder diese Aufsätze jetzt nicht mehr vorhanden sind. Wie bei der Energhé-Djami in Konia werden die Minarehs von Halbsäulen begrenzt, deren Schmuck in buntfarbigen Glasuren besteht. Daß auch zu den Medressé-Anlagen Gebetstürme gehörten, war allgemein üblich.

Das dem Eingangsportal gegenüberliegende Liwân führt zu dem Mausoleum des Stifters der Medressé. Der mit einem Kranz

Digitized by Google

von flachen Rundbogen-Nischen umgebene Turm zeigt den Einfluß der armenischen Architektur. Ganz ähnlich sind die Türme der mittelalterlichen armenischen Kirchen gestaltet, und diesen Anlagen scheint die Bauart der persisch-seldjukischen Grabtürme und ihre Dekoration mit Flachnischen entlehnt zu sein (vgl. die Ruinen der armenischen Metropolis Ani, die Mausoleen von Achlat am Wansee und viele andere Bauten auf dem persischen Hochlande). Wie Texier (a. a. O.) erzählt, ist das prachtvolle Alabaster-Portal des Mausoleums durch die Russen nach Eriwân gebracht worden.

Die Medressé Tschifti Minareh ist hinsichtlich ihrer Größe, Anlage und Dekoration eines der imposantesten Denkmäler der seldjukischen Architektur des ausgehenden XIII. Jahrhunderts. Leider ist mir eine Bauinschrift, die die Zeit der Errichtung fest bestimmt, nicht bekannt. Die beiden Medaillons, die sich in den quadratischen Zierfeldern oben am Portal befinden, lassen in ihren Schriftzeichen das Wort „Allah" erkennen; sie geben keine historischen Daten.

Das Portal der ehemaligen Mergof-Moschee zeigt gleichfalls den Stilcharakter der seldjukischen Architektur und dürfte einer früheren Zeit wie das eben besprochene Denkmal angehören. Die ornamentalen Borten sind strenger stilisiert; rein geometrische Muster überwiegen, und es fehlen die für die Spätzeit charakteristischen vegetabilischen Ornamente (abgebildet bei Texier a. a. O. Pl. 10 u. 11). Die nahe Verwandtschaft mit datierten seldjukischen Bauten im Sultanat von Ikonium (vgl. die Sirtscheli-Medressé in Konia vom Jahre 1242/43, den Sultân-Chan vom Jahre 1238/39; abgebildet bei Sarre a. a. O. Taf. XXII, XXXI—XXXVIII) machen es mir nicht zweifelhaft, daß die Mergof-Moschee in Erserum der gleichen Zeit angehört wie diese fast bestimmten seldjukischen Bauwerke."

[14]) Die bedeutendsten „ssûq" sind ssûq et turk, ssûq et tuarsi (Schneider), ssuq el hârrâra (Seidenwirker), ssûq el yehûd (jüdische Kleinhändler). Eine eigentliche gewölbte geschlossene Verkaufshalle mit Magazinen ist der „ssûq urba" (ssûq er robâ), wie er im Volksmunde heißt.

[15]) Die sechs Quartiere der Stadt benennen sich Homât Garsân (nach Maltzan Rhariân), Homât el Beledié, Koschât es Sogâr, Blad el Bahâr, Hârra el kebir und Hârra es serhir („großes" und „kleines" Judenviertel). Die Tore tragen folgende Namen: Bâb el Bahâr (Seetor) am Meere, Bâb el djedid (Neues Tor) im Westen, im Osten Fum el Bâb (Großes Tor, wörtlich Mund des

Digitized by Google

Tores) und Bâb el Chandek (Stadttor), auch wegen seines Hauptverkehrs nach der umliegenden Oase Bâb el Meschiya bezeichnet.

16) Die Höhe der gesamten Bevölkerung einer türkischen Provinz ist kaum näher zu bestimmen Nach einer Schätzung des türkischen Unterrichtsministeriums von 1877, die auch von Behm und Wagner zur Unterlage genommen ist, beträgt sie für das Wilajet Tarâbolos 708 000, für das selbständige Sſandjaq Benrhasi 302 000. Nach unseren Schätzungen sind für das eigentliche Tripolitanien, das Wilajet Tarâbolos ausschließlich des Sſandjaq von Benrhasi, ungefähr 1 Million Bewohner zu rechnen. Die Bevölkerung der Städte oder Oasen- resp. Dorfschaftsbezirke dürfte sich nach an anderer Stelle gewonnener Schätzung oder nach im Lande eingezogenen Erkundigungen ungefähr folgendermaßen verteilen: Tripolis Stadt (inkl. Garnison) 40 000, mit der Meschiyoase und den anliegenden Orten von Gargâresch und Tadjura ungefähr 60 000, Oase von Sanfûr 2000, von Suâra 3000, Sauiya 4000, Dorfschaften von Rharîân im Umkreis von einer Meile vom Qasr 8000, Choms 3500, Oase Sahêl el Achmed 6000, Ortschaften von Sliten 6/8000, Tâbia 500, Häuseragglomeration von Misrata 3000, der vierzig Ortschaften der Oase Misrata 15/20 000, Syrt 300, Dörfer um Qasr Messellata 3000, um Qasr Yefren 3000, Höhlenbewohnerschaft von Sintân 6000, Misda 1000, Rhadâmes 8/10 000, Rhât 6/8000. Mursuk ca. 10 000, Hofraoase 8000, Oasen des Lajâl 12 000, des Schâti 5000, Sokna 6000, gesamte Djofraoase 10 000, Sella 3000. Auf Grundlage dieser Feststellungen ergeben sich für das Sſandjaq Tripolis 360 000, das Sſandjaq Choms 200 000, das Sſandjaq Djebel 300 000 Bewohner, das Fesſânland 120 000 (mit Djofra). Unter dieser Zahl befinden sich 20 000 Nichtmohammedaner, 5000 Europäer (einschließlich der 4000 Malteser) und 15 000 Juden. Den Stamm der eigentlichen Europäer bilden 600 Italiener und 100 Griechen, die sich zur Zeit der Schwammernte durch die Schwammfischer auf das doppelte vermehren. Frankreich, England und Österreich zählen in Tripolis kaum einundeinhalbes Dutzend Untertanen, Deutschland — einen einzigen!

17) Näheres über Lage und Zukunft des Verkehrs mit den zentralafrikanischen Landschaften siehe in meiner Schrift „Tripolitanien und der Karawanenhandel nach dem Sudân" (Leipzig 1898. Dr. Seele & Co.). S. 10 ff.

18) Die Juden Tripolitaniens verteilen sich folgendermaßen auf die Sſandjaqs: Tripolis Stadt 8000, Ortschaft Hamrûs 500, Oase

Digitized by Google

Meschiya und Tadjura 800; im übrigen Sfandjaq 2000, im ganzen 11300. Im Sfandjaq Choms 1400 (Choms 400, Sliten 400, Misrata 300, im Messellatagebirge 300), im Djebel 1000, in Fessân 500.

[19]) Neger der zentralafrikanischen Landschaften sind gut 50 000 im Lande. 1000 kommen auf die Stadt Tripolis, 3000 auf die umliegenden Negerdörfer, 2000 auf die übrigen Oasen des Sfandjaq, 5000 auf Sfandjaq Djebel (Rhadâmes über 800) und 3000 auf Choms (Tauarka 600). Der Rest entfällt auf Fessân (Murfuk, Djofra, Sella, Rhât).

[20]) Nach türkischen Angaben leben über 50 000 Türken im Wilajet Tripolitanien. In Wahrheit dürfte die Hälfte dieser Zahl mit Einschluß des Militärs und der Beamten kaum erreicht werden.

[21]) Die Bekleidung der Tripoliner setzt sich aus folgenden Stücken zusammen: Das leinene Hemd (ssuria), entweder nach europäischer Form geschnitten oder bedeutend weiter, mit kurzem breiten Ärmelansatz, vorn geschlossen, und einem runden Schlitz zum Durchschlüpfen des Kopfes; die enge leinene Überhose (sseruál) in der üblichen orientalischen Façon, hinten sackartig, an den Knieen eng; die enge gleichartige Überhose aus Tuch, bei besonderen Gelegenheiten im Gebrauch („sseruál melf"); die breite verzierte Überhose („botách taschira"), nur bei Festen oder Familienfeierlichkeiten getragen; die kurze ärmellose Weste, vorn offen im Gegensatz zu der geschlossenen des Tunesiers („firmla"); die gestickte breitärmlige Weste („bûn"); der wollene Überwurf („hóli"); der feiner gewebte („hóli bjeribi"); der seidene („talb ssáfa"); der schwere Winterhóli, „abè" genannt. Die runde arabische Kopfbedeckung mit langer blauer Quaste („taqia árabi" oder „scheschia"); die cylinderartige türkische, der Fes („taqia osmanli" oder „tarbûsch"); die darunter befindliche Schweißkappe („araqia"); die Wollkappe, meist von Negern getragen („taqia ssûf"); Turban („smâla"); Gürtelshawl, auch als Turban um den Kopf gewunden („qéschta"); der Schurz der „Hammâls", der Lastträger und Neger („hasamia"); der Schuh („ssobât"); der europäische Lackhalbschuh mit Schnalle, bei Besuchen und feierlichen Anlässen von den Reicheren im Gebrauch („qóndra"); der Schuh zum Hineintreten, hinten ganz offen oder nur mit einem wenig steifen Lederlappen versehen („belrha"), namentlich das Schuhwerk der Städter; die Sandale („mdâs"); die hohen Reitstiefel (sisma"); der „Hóli" der Frauen („rtech"), so mit den Fingern einer Hand von den Tripolinerinnen gehalten, daß er das Gesicht bis zu den Augen verhüllt. Die schwarze

Digitized by Google

entstellende Maske der Tunesierin oder das weiße Tuchstück der Algerierin ist in Tripolitanien nicht im Gebrauch. Auch die Kapuze, die der Marokkaner am „Bernûs" trägt, ist bei den Tripolitanern nicht üblich; der über den Kopf gezogene „Hôli" ersetzt ihm die Dienste jener Kapuze.

[22]) Die Schwierigkeit des Arabischen, besonders der Dialekte, besteht darin, daß für einen Gegenstand von bestimmter Art selten eine einheitliche Benennung existiert, sondern der Ausdruck nach dem besonderen Zweck, dem das Objekt dient, stets wechselt. So gibt es für „Sack" oder „Beutel" ein Dutzend Bezeichnungen, je nachdem dieser groß oder klein, zur Aufnahme von Getreide oder Früchten, zum Fassen von Futter, zum Bergen von Reiseproviant, zur Stütze der Kamellast verwandt wird (schkâra, heruîta, mâchla, chordj, rhrâra). Der Pferdesattel heißt ssers, der des Kamels hauiya, der Teppich je nach Größe oder Art bsat, klin, merqûm. So ließen sich noch zahlreiche Beispiele geben.

[23]) Die Tripolitaner wissen freilich die Klasse der Marâbus auch mit ironischen Augen zu betrachten und namentlich ihre gerühmte Wundertätigkeit zu verspotten. So sagt ein drastisches Volkssprichwort: „el marâbu mta el djebél iakul el halfa u iachra el habél", d. h.: „Der Marâbu aus dem Gebirge („ißt") steckt das Halfa vorn hinein und versteht es bei der Verdauung so wunderlich einzurichten, daß hinten fertige Halfastricke herauskommen".

[24]) Die administrative Einteilung der 4 Sfandjaqs zeigt folgende „Kaimakâmliks" (Kasas) resp. Mudiriate (der Mudir steht an der Spitze der Nahié): I. Tarabolos, A. Kasas: 1. Saûiya, 2. Adjila, 3. Kulugly, 4. Basch Agaligi, 5. Rhariân, 6. Mubense-es-Sahêl. B. Nahiés: Suâra, Sansûr, Tadjura, Asisie, Sivil-Djefâra. II. Choms. A. Kasas: 1. Messellata, 2. Tarhuna, 3. Sliten, 4. Orfella, 5. Misrata, 6. Syrt. B. Nahiés: Tûbia, Tauarka, Djefâra. III. Djebel. A. Kasas: 1. Rhadâmes, 2. Nalût, 3. Fessâla, 4. Hussên. B. Nahiés: Sfinaûn, Kikla, Misda. IV. Fessân. A. Kasas: 1. Rhât, 2. Tuâreg, 3. Schati, 4. Djofra, 5. Sukkemé, 6. Schatra-el-Arba. B. Nahiés: Uâdi Rharbi, Uâdi Scharki, Sfemnu, Hon, Sella.

[25]) So im Westsahêl Uadi Mokta, Beïda, Ethel, Hera, Melrha, im Ostsahêl Uadi Raml („Sand"fluß), Mfid, Ipsi, Ragasi, Lebda, Hasnûn, Daâm. Der großen Syrte zu streben aus den von Norden nach Süden laufenden Zentralbergen die schon genannten Uadi Merdûm, Sofdjenin, Semsem, weiter östlich Uadi Bey, (Um el Chell),

Digitized by Google

Harraua, Schegga, Muktàr. Alle dieſe ſogenannten Flüſſe führen nur zur Frühjahrszeit ſtarke Waſſermaſſen, ſtellen im übrigen Teil des Jahres jedoch lediglich tief eingeriſſene Flußbetten dar. Die überſchwemmenden Waſſer tragen Erdreichbeſtandteile oft weit über das Uferland und bilden ſo oaſenartige Streifen, auf denen Baum- und Pflanzenwuchs Boden faſſen kann.

[25]) Die Garniſonen der Provinz ſind in den einzelnen Sſandjaqs: 1. Tarâbolos: Stadt Tripolis 6000, Forts von Gargâreſch und Schara-ſchat 800, (Qaſſr bu Kameſch), Kavallerie und Artillerie in der Meſchiya 1000, Suâra, Sauiya (Qaſſr Adjila) 500, Adjir 300, Rhariân. 2. Choms: Stadt Choms 500, Tarhuna, Meſſellata, Sliten, Miſrata 150, Syrt, Beni Ulied (Qaſſr Merdûm), Bu Ndjeïm. 3. Djebel: Miſda 150, Yefren, Sintân, Nalût, Rhadâmes 500. 4. Feſſân: Murſuk 500, Rhât 500. An den Orten, hinter denen ich keine Truppenzahl verzeichnet habe, ſteht gewöhnlich eine Kompagnie Fußtruppen, die nicht mehr als 50—75 Mann faßt. Ein Detachement Kavallerie und Artillerie befindet ſich außer in Tripolis nur in Choms und in einer Garniſon an der tuneſiſchen Grenze. Die Beſatzung der Provinz beträgt auf dem Papier 18 000, erreicht aber kaum 12 000. In Betracht kommen noch die Saptiehs, die berittenen Polizeiſoldaten, in einer Anzahl von ca. 500 mit einem beſonderen Chef in Tripolis. Jeder Kaimakâm verfügt gewöhnlich über 6—12 derſelben.

[27]) Über Riten, Sekten- und Bruderſchaften in Tripolitanien vergleiche Janſen „Verbreitung des Islâms". Friedrichshagen b. Berlin 1897. p. 60 f.

[28]) Della Cella „Viaggio da Tripoli alle frontiere d'Egitto". Camperio „Spedizione in Cyrenaïca", vgl. Brunialti „L'Algeria, la Tunisia e la Tripolitana", pag. 187. (Treves, Milano, 1881.)

[29]) Prof. Aſcherſon (Berlin) beſchreibt ſie folgendermaßen: „Der Zappino iſt die Wurzelrinde der Rhus oxycanthoides, ein dornartiger Strauch, der bis zu zwei Meter Höhe aufwächſt. Seine Blätter ähneln denen des Weißdorns; die Blüten ſind klein und von gelblicher Färbung. Seine ſchwarze Frucht, ungefähr von der Größe einer Erbſe, iſt ſüß, aber von ſäuerlichem, den Gaumen zuſammenziehendem Nachgeſchmack. Die Strauchart tritt im nördlichen Teile der Saharazone ſehr häufig auf, findet ſich jedoch auch auf den Canariſchen und Capverdiſchen Inſeln. Ihr Vorkommen in Europa beſchränkt ſich auf Sizilien." („Note botaniche intorno ad alcune piante dell'Africa boreale." Esploratore 1882, pag. 358.)

Digitized by Google

[30]) Bencetti sagt in seiner Schrift: Bengasi e la Cirenaica (Milano 1895): Die Zappinowurzel ist von ziegelsteinroter Farbe, eine Tönung, die auf den mit ihr gegerbten Fellen in einem lebhaften Rot zum Ausdruck kommt. Von Benrhasi und Hania, einem Küstenort, 80 km von der Hauptstadt, werden jährlich ungefähr 150000 kg ausgeführt. Dieser Artikel, dessen Gewinnung die Araber namentlich in den Jahren mißlungener Ernte nachgehen, ist eine nicht unbedeutende Hilfsquelle des Landes, jedoch fügt das planlose Ausreißen der Zappini dem Wachstum empfindlichen Schaden zu, Um ein paar Stücke Wurzelrinde zu erlangen, graben sie ganze Sträucher aus dem Erdboden. Da sich niemand um die Wiederanpflanzung kümmert, dürfte der Reichtum der Pflanze in Cyrenaika nicht lange mehr andauern.

[31]) Barth berichtet von der während seiner Anwesenheit stattgefundenen Ausgrabung dreier leidlich erhaltener Statuen. (Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, 1845 bis 1847, Berlin, pag. 386.)

[32]) Vieles Wertvolle sah ich in den Händen ansässiger europäischer Familien, die solche von den Arabern erstandene Funde sorgfältig vor der türkischen Regierung versteckt halten. Eine Überführung nach Europa ist bei der Wachsamkeit der Zollbeamten auf derartige Antiquitäten ziemlich schwierig.

[33]) Es sind an 100 Griechen, etwa 60 Italiener, 300 Malteser und einige französische Schutzbefohlene (Mitglieder der Mission) zu zählen. Brunialti in seiner Reclus-Bearbeitung (Leonardo Vallardi, Milano), der in seinen Zusätzen sich gern zum Wortführer Italiens macht, bezifferte die Europäer auf 1000 Personen. „Africa settentrionale", Bd. II, pag. 27.

[34]) „Von Tripolis nach Alexandrien" (Norden 1885) I, S. 130.

[35]) Die von der Türkei ausgebeuteten Salinen, im ganzen 125 (Bergwerke, Salzseen, Salzquellen und Salztümpel), brachten im Finanzjahr 1894/95 nach dem Jahresbericht der Staatsschuldenkommission der Regierung die beträchtliche Summe von 727193 türkischen Pfund.

[36]) Der Schiffsverkehr im Jahre 1894 betrug 477 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 55633. Die Nationalitäten waren folgendermaßen zusammengesetzt: England 27 Dampfer, 1 Segler; Türkei 19 Dampfer, 173 Segler; Griechenland 250 Segelschiffe. Italien war mit keinem einzigen Fahrzeug vertreten. Wie in dem Aufsatz über

Digitized by Google

Tripolitanien schon entwickelt wurde, ist von italienischer Seite jetzt ein geregelter Dampferverkehr im Gange. (Bencetti, „Relazione dell' Agenzia Commerciale Italiana in Bengasi".)

[37]) Siehe „Globus" Bd. LXX, Nr. 15. „Ein Besuch in Bengasi."

[38]) Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig. XV. Jahresbericht 1876.

[39]) Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika in den Jahren 1849—1855. Gotha 1857.

[40]) Duveyrier, „L'Exploration du Sahara", „Les Touaregs du Nord" (1862), „La Tunisie" (1881).

[41]) „Mission de Ghadames". Alger 1863.

[42]) Einige wertvolle Notizen über die zentrale Kette, von ihm 1864 und 1865 überschritten, gibt Rohlfs in den Kapiteln „Reise von Ghadames nach Tripolis" (in „Reise durch Marokko" ꝛc. Bremen 1868) und „Von Tripolis nach Ghadames" (in „Quer durch Afrika" Leipzig 1874).

[43]) Barth fällt über den Ursprung dieser „shifting sands" und der „lebendigen Sandhügel", wie er sie nennt, kein entschiedenes Urteil. Rohlfs sagt über das genannte Sanddünengebiet „Quer durch Afrika" I, S. 15: „Der Sand ist, wie seine sehr lose Lagerung deutlich erkennen läßt, vom Meere ausgeworfen und zwar erst in jüngster Zeit. Wären sie kein Produkt des Meeres, so könnten sie nur durch Zersetzung von Gesteinsmassen an Ort und Stelle entstanden sein, wenn anders Batonnes Theorie von der Sanddünenbildung irgend welche Wahrscheinlichkeit für sich hat. Nach derselben Hypothese müßten sie dann einen festen Kern enthalten. Allein in der ganzen Gegend gibt es keine Felsformation, der Grund besteht überall aus alluvialer Anschwemmung, und die hier und da sichtbar werdenden Felsen sind nur große vom Gebirge herabgetriebene erratische Blöcke."

[44]) Am Ausgang des Wadi Melrha in Tarhuna, südlich des Djebel Mssid von Messellata, am Wadi Daàm, unweit Lebda, bei Tauarka südlich von Misrata: in nächster Nähe am Hera (Wadi Rhân), vgl. Barth I, S. 99.

[45]) Maltzan: „Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis." Leipzig 1870, III, S. 195 f., nennt das heutige Tripolis eine Stadt der Sahara, d h. der Vorwüste, und will bei dem Mangel eines produktiven Hinterlandes derselben jede Zukunft absprechen. Die einst-

Digitized by Google

malige Blüte dieses Platzes (die des antiken Oea) leitet er daraus her, daß zur Römerzeit in dieser Gegend das Leben in festen Wohnsitzen Regel war, während gegenwärtig Nomadenexistenz als der Normalzustand der die Landschaft beherrschenden Völkerschaften zu gelten hat. Ob Maltzan die Bebauung der Djefára mit diesen Bemerkungen für die römische Zeit annimmt, ist nicht klar ersichtlich. Hätte er den Reichtum des Berglandes aus eigener Anschauung kennen gelernt, würde er Tripolis nicht jede eventuelle weitere Entwickelung abgesprochen haben. Sicherlich ist zu bedauern, daß Maltzan, einer der besten Kenner arabischen Wesens und arabischer Literatur, namentlich der Marhrebländer, nur einen kleinen Küstenstrich Tripolitaniens seinen kulturhistorischen Beobachtungen einschloß.

[46]) Ich beobachtete im Gebirge überall zisternenartige Schöpfbrunnen. Dieselben sind bis zu einer gewissen Tiefe von einer zylinderförmigen Steinmauerung geschützt. Das Wasser wird durch verschiedenartig große Lederbeutel („télu" genannt), die an einem langen Strick (arabisch „ersché") befestigt sind, aus der Tiefe geschöpft. An Stellen, wo Sandwehungen zu befürchten sind, verengt sich, wie ich öfters im Messelatagebirge, südlich von Lebda, wahrnahm, nach obenhin die Ummauerung bis zur Stärke eines Manneskörpers. Bei besonderer Tiefe und um beim Fehlen von Stricken die Wasserversorgung zu ermöglichen, führt eine Art Treppe zum Wasserspiegel, gebildet dadurch, daß auf zwei Seiten in bestimmten Zwischenräumen je ein Stein der Ummauerung ausgelassen wurde. Ziehbrunnen, sog. „Nórias", in den Küstenoasen Südtunesiens und Tripolitaniens zur Bewässerung der Gärten gebräuchlich, bei denen eingespannte Tiere vermittelst eines über ein Drehrad („keruiya") laufenden Strickes das Wasser in Ledereimern, aus Ziegenfellen bestehend, an die Oberfläche befördern, habe ich in den Pflanzungen des Bergdistrikts von Rharián an keinem Orte gesehen.

[47]) Er schreibt S. 191 und 190 (Reise durch Marokko und die große Wüste): „Die große Mehrzahl der Bewohner Sintáns wohnt in Höhlen" und die „Höhle, die nur einen niedrigen Eingang hatte, war inwendig geräumig und hoch, von länglich runder Form und wurde mittelst einer Öllampe erleuchtet". Bei der Schilderung des Rharián-landes in seinem Werke „Quer durch Afrika" spricht er lediglich von „unterirdischen" Dörfern (S. 38), ohne eine nähere Beschreibung derselben zu geben. Auch Barth redet S. 53 l. c. nur von unterirdischen Dörfern und Wohnungen ohne nähere Charakterisierung derselben, verweist jedoch auf Kapitän Lyons Beschreibung.

Digitized by Google

[48]) l. c. S. 53. Kapitän Lyon.

[49]) Näheres über die Karawanenrouten Tripolitaniens in der Schrift des Verfassers „Tripolitanien und der Karawanenhandel nach dem Sudân" (Leipzig 1898).

[50]) Barth l. c. S. 53.

[51]) Journal Asiatique, série V, tom I, pag. 110.

[52]) Tom I, pag. 275 trad.

[53]) Reise durch Marokko, S. 184.

[54]) Rohlfs schreibt „Ghorian", bez. „orhian". l. c.

[55]) Eine Übersicht bietet der Aufsatz „Die Verbreitung der Armenier in der asiatischen Türkei und in Transkaukasien" (mit Karte). Nach Generalleutnant G. L. Selenoy und N. von Seidlitz. Petermanns Mitteilungen 42. Band 1896. Heft I.

[56]) Vgl. Professor Eugen Oberhummer, „Reise in Westkleinasien" in Roman Oberhummers und Heinrich Zimmerers Werk „Durch Syrien und Kleinasien". (Berlin 1899.) S. 379 f.

[57]) Die Verwertung und die Produktion charakterisiert Joseph Grunzel in seiner Schrift „Die wirtschaftlichen Verhältnisse Kleinasiens" (Wien 1897). S. 34—44. Lesenswert ist auch das Kapitel „Die Stadt des Meerschaums" in Dernburgs Buche „Auf deutscher Bahn in Kleinasien". (Berlin 1892.) S. 51 ff.

[58]) Franz von Reber, „Die phrygischen Felsendenkmäler". (München 1897) und A. Körte, „Kleinasiatische Studien III" in den Mitteilungen des Kais. Deutschen Archäologischen Instituts. Athenische Abteilung XXIII. 1898.

[59]) Auf diese charakteristische Reise Busbecks und seines Genossen Dernschwam wies zuerst Gustav Hirschfeld in seiner Arbeit „Aus dem Orient" (Berlin 1897), in einem besonderen Aufsatze hin („Ein deutscher Gesandter bei Soliman dem Großen"); ebenso Heinrich Kiepert, der 1887 im Globus (LII Seite 186, 202, 214, 230) einen Bericht über Dernschwams orientalische Reise im Auszug mitteilte. Das Verdienst, nach dem infolge dieser Anregungen im Fuggerschen Hausarchiv gefundenen Originaltagebuch von Hans Dernschwam diese Gesandtschaftsreise beleuchtet zu haben, gebührt Prof. Heinrich Zimmerer („Eine Reise nach Amasia im Jahre 1555", Programm des Kgl. Gymnasiums zu Ludwigshafen. 1899.). Es steht von dieser berufenen Seite auch eine zeitgemäße Übersetzung und Würdigung der Busbeckschen Briefe bevor, die zuerst 1581 in Antwerpen als „Itinera Constantinopolitanum et Amasianum" erschienen und seitdem in den ver-

Digitized by Google

schiedensten Sprachen zahlreiche Auflagen erlebten. Das erste Jahrbuch der „Münchner Orientalischen Gesellschaft", (im Buchhandel als „Beiträge zur Kenntnis des Orients" Band I) wird mit der Veröffentlichung derselben beginnen.

[60]) Die Entwickelung der Ideen des Bagdadbahnbaus und ihre Realisierung durch deutsche Hand sind in meiner schon genannten Schrift (München 1902) skizziert. Eine Fortsetzung der Linie über Angora zum Zweistromland ist vorläufig ausgeschlossen, nachdem der Weiterbau über Konia bestimmt wurde; doch steht die Verlängerung bis Kaisarié, die bereits früher der Anatolischen Bahn konzessioniert wurde, nicht außerhalb der Wahrscheinlichkeit.

[61]) Zwei Hauptstraßen liefen nach Dardanien und dem oberen Mösien. Die eine von Dyrrachium über Lissus und Vicianum (etwa an der Stelle des heutigen Prischtina) nach Naissus (Nisch), die andere von Thessalonica längs des Wardar bis Stobi, dann nördlich über Anausarum (Wranja) ebenfalls nach Naissus. Eine Verbindung mit der Via Egnatia war durch eine Straßenlinie Heraclea (Monastir)—Stobi gegeben, eine solche zwischen den obengenanten dardanischen Wegen durch einen Seitenzug von Stobi nach Vicianum, in dessen Mitte Scopi (oder Scopia) sich befand. Vgl. Hahn, „Reise von Belgrad nach Salonik" S. 231 f.

[62]) Die vorliegende Schilderung meines Streifzuges durch Makedonien und Albanien, an dem teilzunehmen ich Herrn Dr. Schupp-München angeregt hatte, soll nur als vorläufige Skizze gelten. Die wichtigeren geographischen, ethnologischen und historischen Momente gedenke ich noch in besonderen Darstellungen zu geben. Die Einzelheiten der charakteristischen Punkte, wie Salonik, Wodena, Monastir, Ochrida, werde ich in einer Arbeit, betitelt „Makedonische Städtbilder", behandeln. Bezüglich Salonik verweise ich hier auf folgende Literatur: Richard Pococke, „Beschreibung des Morgenlandes" (Erlangen 1755) 219 f. Holland II. 41—71. Leake, „Travels in Northern Greece" (London 1835) III. 238 f. Prokesch von Osten „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" (Stuttgart 1836) I. 636. Griesebach 61. Tafel, „De Thessalonica eiusque agro". Berlin 1839. Tozer I, 145 f: Mackenzie I, 54 f. Gopčevič 53. Goltz 8—15.

[63]) Hadj Chalfa starb im September 1658 (siehe Flügel, Lexicon bibliographicum).

[64]) Näheres über die Verbreitung der spaniolischen Juden in Makedonien Seite 365 des Buches. Über die mohammedanische jüdische Sekte der „Dönmé" gibt Struck eine Skizze im Globus (Bd. LXXXI

Digitized by Google

Nr. 14); ihre Entwickelungsgeschichte wird dargestellt in der „Revue des écoles de l'alliance israélite" Nr. 5 avril-juin 1902. Paris.

[65]) Grisebach, „Reise durch Rumelien und nach Brussa". Göttingen 1841. Hahn, „Reise von Belgrad nach Salonik" (Wien 1861) u. „Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar". Denkschriften der Kais. Akademie der Wissenschaften. XIV. 1865. Barth, „Reise durch das Innere der europäischen Türkei". Berlin 1864. Eine Reihe wertvoller ethnographischer Studien verdanken wir Gustav Weigand, die in den Werken „Die Sprache der Olympo-Walachen" (Leipzig 1888), „Vlacho-Meglen" (ebenda 1892), „Die Aromunen" (ebenda 1886) auf Grund mehrfacher Reisen niedergelegt sind.

[66]) Leake III, 271 f. Grisebach 89 ff. Hahn, „Von Belgrad nach Salonik". 124. Tozer I, 155 Mackenzie I, 96. Gopčević 154. Goltz 81. Weigand, „Aromunen" 23. Naumann 10 f.; außerdem Adolf Struck, „Wodena", Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik 1899. XXI. Jahrg. Heft 7.

[67]) Grisebach (a. a. O. S. 91—103) denkt sich folgende Veränderungen der geognostischen Verhältnisse. Die Woda fand in ältester Zeit ihren Abschluß innerhalb des Felsens, indem sie sich in seinem Inneren zu ungezählten feinen, hoch und niedrig gelegenen Strömungen verzweigte (bis zum 14. Jahrhundert), später formte sich oberhalb des Felsens infolge Verstopfung der Spalten durch Tuffbildungen ein See, bis endlich ein Überlaufen desselben in Gestalt von Wasserfällen sich ereignete. Grisebach läßt also einen ursprünglichen, zugleich mit dem Quertal bei Hebung der Erdrinde entstandenen, feuchten quellenreichen Kalkfelsen vorhanden sein, dessen Gesteinsart wegen seiner Auflösbarkeit Veränderungen der unterirdischen Wasserleitungen erlaubte. Seine Beweise sind geologische und historische. Die Tuffformation gehört nach ihm einer vor Entstehung der Wasserfälle liegenden Zeit an, da die Kaskaden heute nicht mehr stark tuffschaffend auftreten, auch die Tuffgrotten homogene Schichten und durchaus keine jüngeren zeigen, ebenso der Tuff Versteinerungen von nicht mehr in der Gegend vorhandenen Pflanzenarten, so der edlen Kastanie, birgt. Als geschichtlichen Beleg für seine geologische Hypothese führt er die Ortsschilderung der Schriftsteller Glykas und Cydrenus an (Hist. Byz. et Venet. S. 239 und 551), nach denen die Wasser eines Sees unsichtbar durch den Felsen des Kastells von Wodena rannen und unterhalb desselben wieder auftauchten; ferner die des Historikers Cantacuzaenos (a. a. O. S. 620), der gelegentlich der byzantinischen Belagerung 1350 Wodena als zur Hälfte von

Digitized by Google

einem See umschlossen charakterisiert. Anders trug sich nach Naumann (a. a. O. 14 f.) die physikalische Geschichte des Wodalaufes zu. Er meint, daß die gesamte Mauer dem Material von zusammengetragenem Erdschutt und Kalktuffablagerungen der kalk- und kohlensäurehaltigen Wasser der Woda ihren Aufbau verdankt. Nach Naumann wäre also früher ein freier Talweg vorhanden gewesen, der durch Geröll und Travertinbildung vermittels des heute vorhandenen Felsens verschlossen wurde. Gegen die Naumannsche Ansicht spricht namentlich der Umstand, daß die Travertinmasse keinen Gesteinskegel bildet, der eine Talsohle geradlinig von Berghang zu Berghang und bis zu deren Höhe ausfüllt, sondern daß zwei Terrassen bestehen, eine nach Osten und eine nach Süden abstürzende, die sich im spitzen Winkel treffen. Die östliche Wand hängt in ihrem Nordende einigermaßen mit der benachbarten Hügelkette zusammen, jedoch die südliche liegt so weit ab von den nächsten Hügeln, ragt auch ein gutes Stück über ihre Höhe heraus, um eine von der Natur in der geschilderten Form gebildete Sperre sein zu können. Daß das innerste Gesteinsmaterial des Wodenafelsens wirklich Kalkflöz ist wie die Wände des oberen Hohlweges, den Griesebach als früheren Flußlauf bezeichnet, bedarf allerdings noch des Nachweises.

[68]) Es wird dieses Minareh als auf einer „Insel" gelegen erwähnt von Hahn (1858), Tozer (1861), Miß Mackenzie (1863), Dühmig (1887). Auf den österreichischen Generalstabskarten (1875 entworfen) und irrthümlich auf der Goltzschen Karte (1893) findet sich ebenfalls eine Insel mit Minareh verzeichnet. Naumann sah jedoch schon im gleichen Jahre (Juni 1893), daß ein Zusammenwachsen der Insel mit dem Ufer sich ereignet hatte. Ich selbst traf die Minarehtrümmer (28. August 1902) auf einem kleinen Felsen von 14 bis 15 Meter Höhe, und es befand sich vor diesem ein Uferstreifen von reichlich 5 Metern. Das Fallen des Seespiegels ist also im letzten Jahrzehnt noch weiter fortgeschritten. Forschungen über die makedonischen Seen hat sich kürzlich der serbische Geograph Professor Cvijić zugewandt (Die makedonischen Seen, ein vorläufiger Bericht. Ungar. Geogr. Ges. Bd. XXVIII 1900 u. Abh. d. k. k. Geogr. Ges. in Wien 1901. III, 2, 85 ff.). Da ähnliche geschlossene Seenbecken, wie der Ostrowosee, vorzügliche Messer der Niederschläge sind, so gibt nach Naumanns Ansicht das Steigen und Sinken dieses Wasserspiegels wertvolle Beiträge zu den von Brückner aufgestellten Theorien der Klimaschwankungen und liefert Parallelen zu den Untersuchungen der Wasserstände der hocharmenischen Seen von Sieger. Freilich dürfte

Digitized by Google

mit Vorsicht beim Ostrowosee zu urteilen sein. Im Kalkgestein können sich leicht unterirdische Abflüsse bilden und wieder verstopfen. Vom jetzigen Ufer bis zum Fuße der Moschee, die nach Hahns Angaben von den Fluten bespült wurde, beträgt der Höhenunterschied etwa 19 Meter. Das Volumen des flüchtig gewordenen Wassers ist somit ein gewaltiges, da der See annähernd 20 km lang und ziemlich 5 km breit ist. Sicher spielten also beim Entweichen des Wassers die unter dem Seespiegel befindlichen Spalten des Bodens eine nicht unwichtige Rolle.

[69]) Monastir wird behandelt von Tozer I, 166; Boué I, 259; Grisebach II, 177 f.; Müller, „Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Grenze", Prag, 1844, S. 85; Hahn, „Durch die Gebiete des Drin und Wardar", 141, „Von Belgrad nach Saloniki" 114 f.; Gopčevič 110 f.; Weigand, „Aromunen" 3—10; Naumann 43; Goltz 96 f. Die von Naumann 1894 gegebene Schätzung von 60 000 Einwohnern war damals zu hoch; für gegenwärtig mag dieselbe zutreffend sein. Charakteristisch ist die Verschiedenheit der Eindrücke von Monastir auf den Reisenden, deren Goltz erwähnt.

[70]) Eine „Statistik der nationalen Volksschulen der Türkei" gab 1899 von Mach in Petermanns Mitteilungen (45. Band, 5. Heft). Die beigegebenen Karten liefern nicht nur eine Übersicht über die Schulsphären der einzelnen Nationalitäten, sondern auch über die Sitze der Patriarchate und Exarchate. Die Machschen Angaben bedürfen einer Ergänznng bezüglich der serbischen Schulanstalten in Monastir, die ich Gelegenheit nahm, zu besuchen. Die Serben besitzen dort gegenwärtig (Herbst 1902) zwei Volksschulen mit etwa 150 Schülern, ferner seit Sommer 1902 zwei vierklassige Progymnasien mit 85 resp. 65 Knaben und eine dreiklassige höhere Mädchenschule, außerdem eine Dorfschule in Lisolaj, 1,5 km nördlich von Monastir. Vgl. über griechische und serbische Schulanstalten auch Nicolaïdes (a. a. O. S. 139 f.) und Weigand.

[71]) Ami Boué, „Ethnographische Karte des osmanischen Reiches europäischen Teiles und von Griechenland" 1847; Berghaus, Physikal. Atlas VIII, Nr. 19; Guillaume Lejean, „Carte ethnographique de la Turquie d'Europe et des états vassaux autonomes" Petermanns Mitteilungen 4. Ergänzungsheft; Heinrich Kiepert, „Ethnographische Übersicht des europäischen Orients" Berlin 1876; Karl Sax, „Ethnographische Karte der europäischen Türkei und ihrer Dependenzen zu Anfang des Jahres 1877"; G. Gerland, Übersichtskarte der Völkerverhältnisse Europas; Berghaus, Physikal. Atlas, 2. Aufl. Nr. 67.

Digitized by Google

I. Mohammedanische Bevölkerung.

	Türken einschl. Jürüken u. Tscherkessen	Pomaken	Mohammed. Serben	Mohammed. Albanesen	Mohammed. Juden (Dönmés)	Mohammed. Walachen	Mohammedaner insgesamt
Meinhard . .	520 000	115 000	—	—	—	—	—
Nicolaïdes .	—	—	—	—	—	—	620 491 a)
Gopčevič . .	231 400	21 000	507 820	165 620 b)	5000	4800	770 020 (ohne Albanesen)
Kazazis c) . .	—	—	—	—	—	—	600 000
Peucker d) . .	550 000	140 000		615 000	—	—	1 343 000
Zu schätzen .	450 000 e)	100 000	75 000	300 000 f)	5000	5000	935 000

II. Christliche Bevölkerung. III. Andere.

	Griechen	Bulgaren	Bulgarisierte Serben	Serben	Christliche Albanesen	Walachen	Juden	Zigeuner
Meinhard . .	—	—	—	—	—	75 000	85 000	35 000
Nicolaïdes a)	647 384	427 644	—	9 831	—	69 665	81 826	4 388
Gopčevič . .	201 140	36 600	10 000	1 540 500	165 620 b)	—	64 695	28 730
Weigand . .	—	—	—	—	—	85 000 g)	—	—
Kazazis c) . .	700 000		500 000		—	—	—	—
Peucker . . .	240 000		1 215 000		22 000	93 000	63 000	38 000
Zu schätzen .	600 000	250 000	300 000 gemischt	150 000	80 000	75 000	90 000	30 000

Anmerkungen.

Digitized by Google

a) Ohne die Bevölkerung der Sfandjaqs Prisren, Prischtina und Ipek von etwa 400 000.

b) Eine Trennung mohammedanischer und christlicher Albanesen gibt Gopčevič nicht (a. a. O. S. 501/3).

c) Nach Vorträgen in der „Gesellschaft für Volksfreunde in Athen" im Winter 1902/3.

d) Karte von Makedonien, Altserbien und Albanien (1 : 864 000). Wien 1903. Peucker in seiner beigegebenen Statistik bezieht das Sfandjaq Elbassân mit in Makedonien ein und findet so 3 Millionen für die Völker Makedoniens und Altserbiens. Zu hoch ist unbedingt die Zahl der Albanesen gegriffen (637 000). Selbst nach Abzug der Bevölkerung des rein albanesischen Sfandjaqs Elbassân bleibt sie über sonstigen Schätzungen. Zu niedrig setzt Peucker die Griechen an. Im ganzen Wilajet Monastir gibt er ihnen nur 13 000. Soviel dürften die Städte Monastir und Kastoria allein fassen. Mach rechnet allein in diesen Wilajet 202 griechische Schulanstalten mit 13 461 Zöglingen (für 1895/96); Kazazis zählt für 1902 im Wilajet 4 griechische Gymnasien mit 20 Professoren und 314 Schülern und 384 andere Anstalten mit 517 Lehrern und 23 175 Schülern. Dr. Peucker richtet sich in diesem Punkte wie in der Schätzung des slawischen Elements zu stark nach Darstellungen von slawischer Seite.

e) Wenn Bambéry in der gesamten europäischen Türkei nur noch 500 bis 600 000 Osmanen finden will, so ist dies entschieden ein Verkennen der tatsächlichen Verhältnisse.

f) Meyer (Lexikon) gibt außerhalb des eigentlichen Albaniens in den Sfandjaqs Prisren, Prischtina, Üsküb und Nowibasar (also ohne die Sfandjaqs von Ljuma und Jakowo des Wilajets Kossowo) 345 720 Albanesen an, wovon 264 505 Mohammedaner, 81 215 Griechisch-katholische und 5200 Römisch-katholische.

g) Eine genaue Scheidung der auf türkischem und griechischem Boden lebenden Aromunen ist nach Weigand nicht festzustellen. (Vgl. auch Seite 364 des Buches.)

Digitized by Google

[72]) Die Quellen, die diesbezüglich fließen, sind weder reich noch, wie ernste historische Forschung will, genügend gründlich und frei von übertriebener nationaler Voreingenommenheit. Zu nennen sind Die „Geschichte des griechischen Volkes" von Konstantin Paparigopulos (griechisch), Athen 1852—1885; „Geschichte der großen Walachei" von Alexander Xenopulos (rumänisch), Bukarest 1883; „Die Slawen Makedoniens" von J. Jastrewo (russisch), Petersburg 1887; „Studien über Makedonien" von Durnowo (russisch), Moskau 1898; von Falkenegg „Bulgarien", Berlin 1900; „Geschichte der Bulgaren" von Jireček (deutsche Ausgabe), Prag 1891. Beinahe als Geschichtsfälschung ist die Arbeit von W. Ofejkow, „Les Bulgares et la Macédoine", Konstantinopel 1887, anzusehen, ebenso die Aufsätze von Slavejkow in der von ihm 1865—1868 herausgegebenen Zeitschrift „Makedonia". Für die byzantinische Zeit und die osmanische Eroberung sind außer den bekannten Werken von Hammer Purgstall, Zinkeisen und Rosen als deutsche Arbeiten zu erwähnen die „Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reiches bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts" von G. F. Hertzberg in Onkens „Allgemeiner Geschichte in Einzeldarstellungen" (Berlin 1883) und Heinrich Zimmerer, „Türkische Geschichte" in Helmolts demnächst erscheinenden 5. Band der Weltgeschichte, die der Verfasser mir gütigst zur Einsicht überließ. Hinsichtlich der Kulturstellung der Byzantiner sind in historischer Beziehung reichliche Anregungen durch Krumbacher, den Herausgeber der seit 1897 erscheinenden Byzantinischen Zeitschrift, von deutscher Seite gegeben worden, denen namentlich Gelzer und Ehrhardt folgten, in kunstgeschichtlicher von Josef Strzygowski.

[73]) Die Besiedelung Makedoniens durch slawische Elemente ist quellenmäßig wenig verbürgt. Die aus den Karpathen-Gebieten stammenden Hrvati wurden im Jahre 298 vom Kaiser Galerius angesiedelt; Kaiser Herakleios weist den pannonischen Slawen in Südmakedonien 610 Wohnsitze an Kaiser Basilios II. verpflanzt slawische Volksbestandteile aus Mittelmakedonien nach anderen Punkten seines Reiches und legt zur Stärkung seiner Macht griechische Kolonien an. Unter Stefan Duschân geht eine Besiedelung durch sogenannte serbische Zadrugas vor sich.

[74]) Die jüngsten österreichischen Generalstabskarten zeigen die Paßhöhe des Petrinagebirges auf 1615 m an, die Lage der Ortschaft Welgoschti gegenüber dem Kloster Sfeta Petka auf 790 m. Meine Messungen (Instrument Bohne Nr. 3994) ergaben für die niedrigste Stelle in der Thalsohle vor dem Anstieg zur Petrinakette 910,2 m,

Digitized by Google

für die Paßhöhe 1524,2 m, für Ochrida (Chan am See) 716 m, für Struga 716,7 m.

[75]) Hahn, „Durch die Gebiete des Drin und Wardar" 112 ff., Tozer I, 186, Mackenzie I, 103, Gopčevič 124. Weigand, „Aromunen" 42 f. und Gelzer in seinem Aufsatz „Ochrida" („Zukunft", Nummer vom 7. Februar 1903).

[77]) Hahn, „Albanesische Studien" Wien 1853, 79 f. und 119. Weigand, „Aromunen" 71 f.

[78]) Über den Lauf der Via Egnatia vgl. das Kapitel von Hahn in „Reise von Belgrad nach Saloniki", betitelt „Die Peutingerschen Tafeln über die makedonisch-darbanischen Straßenzüge" (mit Karte) sowie Tafel „De via militari Romanorum Egnatia".

[79]) Hahn, „Albanesische Studien" 74 und 118, Prokesch III, 9 f. Glück, „Reisen in Albanien", Jahresbericht der Geogr. Gesellschaft in München, 1896.

[80]) Vgl. Schrenk, Geschichte der deutschen Kolonien in Transkaukasien. Tiflis 1869. Derselbe hat das Verdienst, zum erstenmal durch Sammlungen von Mitteilungen aus den Dorfchroniken, aus den Archiven der Kirchen, sowie der Kolonialverwaltung und durch sonstige Nachforschung ein ausführliches, für unsere Darstellung als wertvoll herangezogenes Bild über Entwicklung und damaligen Stand der Ansiedelungen gegeben zu haben.

[81]) Die wirtschaftlichen Gesichtspunkte sind in meinem Aufsatze „Deutsche Besiedelungsarbeit in Transkaukasien" entwickelt. (Zeitschrift „Asien" II, Heft 3.)

[82]) Vgl. Schrenk a. a. O. und Saltet, „Tagebuch des ersten Oberpastors der transkaukasischen Kolonien", Tiflis 1853.

Digitized by Google

Druckfehler und Berichtigungen.

Seite	22	Zeile	3	von	unten	Djami statt Djama.
„	41	„	3	„	oben	Seldjuken statt Seldschuken.
„	54	„	10	„	„	Kyschla statt Kuschla.
„	72	„	2	„	„	Kara-ssu statt Kara-su.
„	79	„	9	„	unten	„ „ „
„	145	„	5	„	oben	Fondúq statt Fondúk.
„	166	„	11	„	„	dem statt den.
„	167	„	13	„	„	Scheichs statt Schechs.
„	224	„	3	„	unten	Scheich statt Schech.
„	241	„	7	„	„	Scheichs statt Schechs.
„	247	„	11	„	oben	Akhissar statt Akissar.
„	287	„	7	„	„	verkehrsreichen statt verkehreichen.
„	303	„	1	„	„	lies: „wird Konia, vielleicht auch Angora . .“
„	303	„	7	„	„	Konia statt Kaisarié.
„	303	„	11	„	„	ist „Angora und“ zu tilgen.
„	338	„	1	„	unten	Kaimak-tschalàn statt Kaimak-schalàn.
„	354	„	4	„	„	70) statt 69).
„	355	„	3 f.	lies: Nachdem auch die Serben vom ökumenischen Patriarchat in Konstantinopel zwei mit Serben oder des Serbischen mächtigen Geistlichen zu besetzende Bischofssitze erlangten, haben sich an diesen Orten, so namentlich in Üsküb, heftig sich befehdende Parteien, Anhänger der Serben wie solche des Griechentums, ergeben.			
Seite	355	Zeile	11	von	oben	Bischofssitzen statt Exarchaten.
„	359	„	10	„	„	71) statt 70).
„	360	„	7	„	„	reichlich statt ziemlich.
„	361	„	7	„	unten	des statt das.
„	363	„	14	„	oben	Duschàn statt Duchàn.
„	364	„	9	„	unten	150 000 statt 100 000.
„	372	„	1	„	„	74) statt 69).
„	373	„	9	„	oben	75) statt 70).
„	381	„	9	„	„	um statt nun.
„	381	„	1	„	unten	Albanesen statt Albaner.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410

Digitized by Google